This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

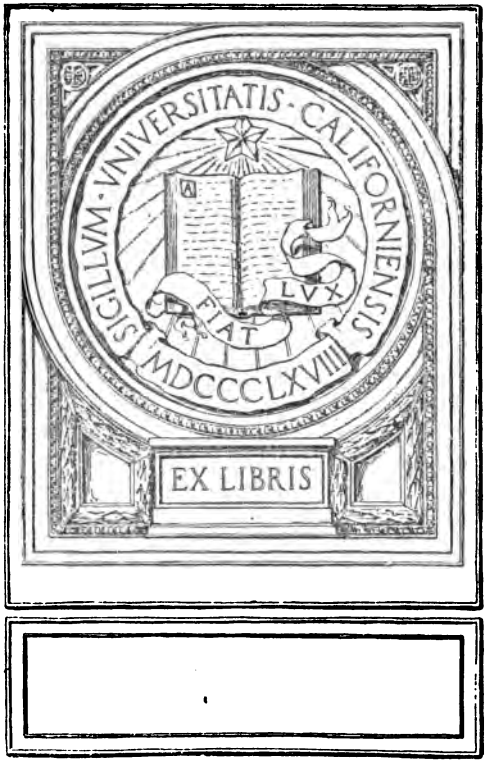
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die Bastille

in der Legende und nach historischen Documenten.

Von

Franz Funck-Brentano.

Mit einer Vorrede von **Victorien Sardou.**

Uebersetzt von Oscar Marschall von Bieberstein.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Leipzig: E. F. Steinacker. 1899. New-York: Gustav E. Stechert.

Franz Funck-Brentano.

Die Bastille

in der Legende und in historischen Documenten.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Bastille

in der Legende und nach historischen Documenten.

Von

Franz Funck-Brentano.

Mit einer Vorrede von **Victorien Sardou.**

Uebersetzt von Oscar Marschall von Bieberstein.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1899. New-York: Gustav E. Stechert.

DC167
.5
F6A

Fournier
Collection

Inhalt.

		Seite
	Die Vorrede von Victorien Sardou	7
I.	Die Archive	46
II.	Die Geschichte der Bastille	58
III.	Das Leben in der Bastille	92
IV.	Die eiserne Maske	127
V.	Schriftsteller in der Bastille	162
	Voltaire	163
	La Beaumelle	168
	Der Abbé Morellet	172
	Marmontel	178
	Linguet	184
	Diderot	186
	Der Marquis de Mirabeau	188
VI.	Latude	190
VII.	Der 14. Juli	265

564757

UNIV. OF
CALIFORNIA

Vorrede.

I.

Ich sah mir gelegentlich der großen Ausstellung von 1889 das in verjüngtem Maßstabe auf derselben vorhandene, aus Holz hergestellte Modell der Bastille an; leider war dasselbe wenig geeignet, sich eine richtige Vorstellung von dem alten, denkwürdigen Bau zu machen.

Hatte man das Eingangsthor überschritten, so sah man in der herrschenden Dunkelheit einen Greis in langem Siberbarte, der auf dem traditionellen „feuchten Stroh" lag, hörte ihn mit seinen Ketten rasseln und entsetzliche Klagelaute ausstoßen. Der Führer aber sprach folgende von Rührung erstickten Worte:

„Sie sehen hier, meine Herrschaften, den unglücklichen Latude, der mit seinen beiden hinter dem Rücken zusammengeketteten Armen an diesem Orte fünfunddreißig Jahre lang lebte."

Ich ergänzte diese Mittheilung, indem ich in dem nämlichen Tone hinzufügte:

„Diese Fesseln haben ihn nicht verhindert, eine Strickleiter von 180 Fuß Länge zu fabriciren, mittelst deren es ihm gelungen ist, zu entweichen."

Die Umstehenden sahen mich erstaunt an, der Führer machte ein finsteres Gesicht, und ich zog mich zurück.

Der Gedanke, welcher mir meine Worte eingab, ist genau derselbe, welcher Herrn Funck-Brentano zur Herausgabe dieses Buches über die Bastille veranlaßte. Dieser Herr stellt in demselben in Bezug auf die Bastille Alles richtig und den landläufigen Legenden die Wahrheit gegenüber, die ja nur Wenigen bekannt ist. Denn trotz Allem, was Ravaisson in der Vorrede zu seinem „Archiv der Bastille", was Victor Fournel in seinem Buch „Die Männer des 14. Juli", was Gustav Bord, was Biré, Régis u. A. sagen, hält sich doch die öffentliche Meinung im Allgemeinen an das, was über die inneren Zustände der Bastille im Jahre 1789 Louis Blanc sagt:

„Eiserne Käfige, welche die Zeiten des Plessis-les-Tours und die Torturen des Cardinal La Ballue in's Gedächtniß zurückrufen, unterirdische Kerker, Kellerlöcher voll von Kröten, Eidechsen, von fürchterlichen Ratzen und Spinnen, das ganze Mobiliar aus einem Stein bestehend, der mit nur wenig Stroh bedeckt ist, die Luft verpestet; hier, eingehüllt in die Wolken eines Geheimnisses, einer vollkommenen Unkenntniß mit dem ihm zur Last gelegten Verbrechen preisgegeben, ebenso mit der ihm bevorstehenden Todesart schmachtet der Gefangene, und er hat aufgehört, der Welt anzugehören."

Wenn jemals diese Bastille des Melodramas existirt hat, die des achtzehnten Jahrhunderts sieht ihr in Nichts ähnlich. Im Jahre 1789 waren die im Erdgeschoß gelegenen Kerker, welche ihre Fenster nach dem Festungsgraben hinaus hatten, nicht mehr, wie unter Ludwig XV. für die zum Tode Verurtheilten bestimmt, oder für gefährliche Irrsinnige, oder für wegen Beleidigungen, Ruhestörung, Gewaltthätigkeiten in Gefangenschaft Gerathene, auch nicht für Aufseher wegen Dienstvernachlässigung — zur Zeit des ersten Necker'schen Ministeriums war die Benutzung derselben überhaupt untersagt.

Der Gefangene, der in den ersten Tagen seiner Einlieferung vernommen wurde, weiß stets, wessen er beschuldigt ist; er braucht sich keinerlei Gedanken über die Art seiner Bestrafung zu machen, da schon seit einem Jahrhundert weder Torturen noch Todesstrafen in der Bastille vorkamen.

Ein jeder Gefangene bewohnt statt eines Verließes oder eines eisernen Käfigs ein ziemlich geräumiges Gemach, dessen größter Fehler der ist, daß das Licht schlecht ist, da das Fenster nur schmal und mit Gitterstangen versehen ist, von denen einige nach Innen hineinragen. Im Uebrigen ist es zur Genüge mit Mobiliar ausgestattet, der Gefangene aber hat die Berechtigung, dasselbe auf seine Kosten zu vervollständigen. Er kann sich auch Kleider und Wäsche nach Gefallen halten, hat er dazu die Mittel nicht, so werden sie ihm geliefert. Latude klagt über Rheumatismus, man giebt ihm Pelze zum Anziehen. Er verlangt nach einem Schlafrock und zwar von „rothgestreiftem

Stoff". Es wurde in alle Läden geschickt, um seinen Wunsch zu erfüllen. Ein Anderer, ein gewisser Hugonnet, beschwert sich, daß er die Hemden nicht bekomme, welche er verlangt hat und zwar „Hemden mit gestickten Manschetten". Frau Sauvé hat Verlangen nach einer weißseidenen, mit grünen Blumen durchwirkten Robe. Man findet in ganz Paris nur eine weiße, grün gestreifte Robe und hofft, daß die Dame sich damit zufrieden geben werde.

Jedes Gemach hat einen Ofen oder einen Kamin; Holz zum Einheizen und Licht wird geliefert; der Gefangene kann sich auf seine eigenen Kosten soviel Licht anschaffen, als er nur will. Es stehen Papier, Tinte und Federn zu seiner Verfügung. Diese Gegenstände werden ihm nur dann vorenthalten, wenn er damit Mißbrauch treibt, wie z. B. Latude, der den ganzen Tag über kritzelt, um dem Gouverneur oder dem Polizeilieutenant Schmähungen an den Kopf zu werfen. Bücher werden aus der Bibliothek ausgeliehen, der Gefangene kann sich solche auch von außerhalb kommen lassen. La Beaumelle hatte in seinem Zimmer nicht weniger als 600 Bände. Er kann sich Vögel, Katzen, Hunde halten und braucht sich nicht zu seiner Zerstreuung an die Spinne Pellisson's zu halten, die ja auch bei Lauzun und vielen anderen Gefangenen eine Erscheinung der Mythe ist. Musikalische Instrumente sind gestattet: Renneville spielt die Violine, Latude die Flöte. Es finden Concerte in den Zimmern der Gefangenen und beim Gouverneur statt.

Ein Jeder ist befugt zu sticken, zu drechseln, zu tischlern, ganz nach Belieben. Es ist den Gefangenen, gegen deren Aufführung keine Klage vorliegt, gestattet, einander zu besuchen, Tric-trac, Schach oder Karten zu spielen, im Hofe dürfen sie Kegelschieben und Ball spielen: La Rouarie verlangt für sich und Freunde ein Billard — er erhält es auch!

Die Gefangenen haben die Erlaubniß, auf der Plattform der Citadelle spazieren zu gehen: sie können von dort in die Rue St. Antoine, das Faubourg und auf die Boulevards einen Blick werfen und zwar zu einer Zeit, wenn die vornehme Welt promenirt. Mit Hilfe von Fernröhren und auf große Bretter geschriebenen Worten können sie mit den Leuten der Nachbarschaft correspondiren und, wie Latude, sich mit den Grisetten des Stadttheils unterhalten. Michelet, in deutlich zu Tage tretender Absicht, bemerkt, daß unter Ludwig XVI. der Aufenthalt auf der Plattform der Citadelle verboten wurde: Das ist durchaus unrichtig! Der Aufenthalt wurde nur Denen untersagt, welche wie der Marquis de Sade, denselben dazu benutzten, um die Vorübergehenden anzurufen; von dem Tage der Thronbesteigung Ludwig XVI. und dem Besuche Malesherbes in der Bastille wurden die Zustände besser und besser.

Einige Gefangene erhielten Einladungen zum Gouverneur und durften seine geselligen Cirkel und den Garten besuchen, ja einige durften ausgehen, wenn sie nur Abends zu Hause waren, einige sogar des Nachts ausbleiben.

Wer einen Diener hat, darf sich von ihm bedienen lassen,

falls derselbe einwilligt, die Gefangenschaft mit seinem Herrn zu theilen. Auch bewohnen zuweilen zwei Gefangene ein Zimmer, wie z. B. Latude und Allègre.

Die Verpflegung, wie alle Gefangenen bestätigen, war reichlich und gut.

„Ich hatte," so erzählt Dumouriez, „fünf Gänge zu Mittag und ebenso viel zum Souper, außerdem noch Dessert."

Herr von Beaumont giebt zu, daß er die Bastille ungern verlassen habe, weil er dort essen und trinken konnte soviel er wollte.

Poultier d'Elmotte sagt: „Herr von Launay kam zu einem Plauderstündchen zu mir, und ließ mir die Gerichte verabfolgen, die ich wünschte."

Baron Hennequin, der sehr hypochonder war und sich über Alles beschwerte, bekennt doch, daß man ihm mehr Fleisch vorsetzte, als er verzehren konnte.

Der Abbé de Buquo erwähnt, daß er sehr gut zu essen bekomme und daß es die Absicht des Königs wäre, die Gefangenen noch besser zu verpflegen.

Der gallige Linguet giebt in seinem bekannten Pamphlet zu, daß er dreimal täglich gut speise, daß man ihm eine auffallende Masse Fleisch vorsetze: wahrscheinlich wolle man ihn vergiften. Er verschweigt dabei, daß Herr von Launay ihm jeden Morgen das Menu für den Tag vorlegen ließ und daß er selbst mit eigener Hand die Gerichte bezeichnete, die er haben wollte, indem er stets die leckersten und in so großer

Fülle wählte, daß vier oder fünf Epicuräer sich daran hätten delectiren können.

Unter Ludwig XIV. machte Renneville das folgende Verzeichniß der Gerichte, die ihm servirt wurden:

Austern, Krebse, Hühner, Capaunen, Hammel, Kalbfleisch, Tauben, dazu: Spargel, Blumenkohl, Schoten, Artischocken 2c. kleine Pasteten, Fleischklößchen, Lachs, Hecht, Forellen, Seezunge und andere Salz- und Flußwasserfische, Früchte, Kuchen 2c.

Latude beschwerte sich, daß man ihm ungespickte Hühner vorsetzte.

Im Buch des Herrn Funck-Brentano muß man den unterhaltenden Bericht Marmontel's nachlesen, der aus Versehen das Diner seines Dieners zu sich nimmt und es vortrefflich findet.

Fräulein de Launay, die spätere Frau von Staal, welche wegen Mitschuld an der Verschwörung Cellamare's eingekerkert war, erzählt, daß sie und ihr Kammermädchen am Abend ihres Eintreffens in der Bastille auf einen seltsamen Lärm aufmerksam wurden, der sich unter ihren Füßen vernehmen ließ, als komme er von irgend einer Tortur-Maschinerie her. Später erklärte sich die Sache dahin, daß die beiden Frauen gerade unter der Küche wohnten und daß der sich drehende Bratspieß das Geräusch verursachte.

Die Gefangenen hatten nicht allein die Erlaubniß, ihre Angehörigen zu empfangen, sie konnten dieselben auch zu Tisch oder zu einer Spielpartie bei sich behalten; so fand z. B.

bei der obengenannten Frau von Staal nach Tisch „Cercle“ statt, des Abends wurde Hazard gespielt. „Diese Tage,“ sagt die Dame, „waren die glücklichsten meines Lebens!“

Bei Bußy Rabutin stellte sich die gesammte Hofgesellschaft zum Besuch ein, vor Allem auch seine Freunde und seine „schönen Freundinnen“.

Herr von Bonrepos, ein untergeschobener Name, findet sich in der Bastille so wohl, daß, als er die Berechtigung erhielt, zu den Invaliden überzusiedeln, er nur mit Gewalt dazu veranlaßt werden konnte.

Morellet aber bemerkt: „Ich verbrachte in der Bastille sechs Wochen so angenehm, daß ich mich noch jetzt mit Freuden derselben erinnere.“ Als er das Gefängniß verließ, rief er: „Gott im Himmel sei diesem guten Tyrannen gnädig!“

Voltaire hatte einen zwölftägigen Aufenthalt, empfohlen von dem Polizeivorsteher, welcher erwähnte, daß man alle „seinem Genie zustehenden Rücksichten“ für ihn haben möchte.

Man werfe mir nicht ein, daß es sich hier nur um hochstehende Herren oder litterarische Größen handle, für welche das ancien règime mildere Maßregeln zuließ — dieser Schluß wäre falsch.

Ich habe Renneville und Latude, Gefangene von nur untergeordneter Bedeutung genannt, der Eine ein Spion, der Andere ein Industrieritter. In dem dreibändigen Bericht, welchen uns Renneville hinterließ, sieht man nur immer volle Stuben vor sich, in welchen er mit Gefährten Kurzweil treibt: man

spielt, trinkt, berauscht sich sogar, prügelt sich, man schwatzt mit Nachbarn und Nachbarinnen, Pasteten und Weine stellt man sich durch die Kamine zu; die in unsern modernen Gefängnissen Sitzenden würden sich mit Freude einem solchen Leben hingeben. Allerdings hatte man für Renneville nicht dieselben Rücksichten wie für Voltaire.

Sofern es sich um Latude handelt, dem man Schlafröcke nach Wunsch lieferte, so wird man aus dem Bericht des Herrn Funck-Brentano entnehmen, daß es lediglich seine Sache war, ob er in Vincennes oder in der Bastille Aufenthalt nehmen wollte, daß er sogar zu Zeiten durch das große Thor, die Taschen voll Geld, passiren konnte.

Es gehört zu den vielen grausamen Einrichtungen dieser „abscheulichen Bastille", daß arme Teufel bei ihrer Entlassung stets einige hundert Livres, und daß die unschuldig Verhafteten eine Entschädigung erhielten. Man sehe, was Herr Funck-Brentano über einen gewissen Subé berichtet, welcher für 18tägige Gefangenschaft mit 3000 Livres (heutzutage 6000) schadlos gehalten wurde. Andere, die drei Jahre lang festgehalten waren, erhielten eine Jahrespesion von 2400 Frcs. nach unserem jetzigen Gelde. Voltaire, der wie gesagt, 12 Tage in der Bastille zubrachte, erhielt eine lebenslängliche Rente von 1200 Livres.

Man rede nicht von der zeitgenössischen Gerichtspflege, welche nach einigen Monaten Untersuchungshaft den irrthümlich Verhafteten in Freiheit setzt, mit Nichts als dem freundschaftlichen

Rath: „Gehen Sie in Gottes Namen, aber passen Sie auf, daß man Sie nicht wieder einfängt!“

Einige Scherzmacher werden beanspruchen, ich mache aus der Bastille einen entzückenden Aufenthalt — ein leichter Scherz, den wir ihnen ersparen wollen, indem wir bemerken, daß ein Gefängniß ein Gefängniß ist und bleibt, die beste Kost bietet keinen Ersatz für den Verlust der Freiheit — zwischen der Wirklichkeit und der Vorstellung, welche man sich von diesem sogenannten „Hôtel der Schriftsteller“ macht und dem schändlichen Kerker unserer Zellengefängnisse liegt doch ein großer Unterschied. Ich würde meinerseits drei Jahre in der Bastille drei Monaten im Mazas-Gefängniß vorziehen — das ist keine Redensart!

II.

Linguet und Latude sind ohne Zweifel die beiden Schwätzer, welche am meisten zur Verbreitung von Fabeln über die Bastille beigetragen haben. Die Falschheit derselben ist durch unanfechtbare Documente nachgewiesen. Der Parteigeist ist hinzugekommen, um die absichtlichen Verspottungen Linguet's ernst zu nehmen: Linguet machte ja mit seinem angeblichen Märtyrerthum Reclame: die Lügen Latude's stellen die einträglichste Beute dar, die er aus seiner Carrière als Gefangener zog.

Ueberlassen wir Linguet, der soviel zur Zerstörung der Bastille beigetragen hat, in der Conciergerie seiner Reue in

dem Moment, da er den verhängnißvollen Karren bestieg, um auf die Guillotine geschafft zu werden, und sprechen wir ein wenig von einem anderen, in seinen Fluchtversuchen so erfinderischen Gefangenen.

Für den gewöhnlichen Sterblichen hat der unglückliche Latude eines einfachen Scherzes wegen mit einer Gefangenschaft von 35 Jahren aufkommen müssen: es handelte sich über ein der Madame de Pompadour übersandtes Pulver, welches für Gift ausgegeben wurde.

Diese Strafe war ja in der That unerhört!

Will man aber, anstatt sich an die Aufschneidereien Latude's zu halten, die durch Documente reichlich belegte Biographie prüfen, welche Herr Funck-Brentano veröffentlicht, so wird man alsbald dahinter kommen, daß, wenn Latude 35 Jahre lang eingesperrt war, es auf seinen eignen Wunsch geschah und daß sein schlimmster Widersacher und hartnäckigster Verfolger, der Urheber aller seiner Leiden — er selbst war.

Hätte er nach Verübung seines Scherzes den Rath des einsichtsvollen Berryer befolgt, welcher ihm Geduld empfahl und ihm seine baldige Befreiung in Aussicht stellte, so wäre er mit einigen Monaten Gefängniß in Vincennes davongekommen, allwo seine Gefangenschaft eine so milde war, daß er nur eine Gartenthür aufzustoßen brauchte, um frei zu sein.

Dies war die erste für den Ausgang einer Angelegenheit verderbliche Thorheit. Man erwischt ihn und schafft ihn in die Bastille in eine Zelle, aus der es dem guten Berryer

gelingt, ihn zu befreien und besser unterzubringen. Anstatt sich ruhig zu verhalten, wird Latude aufsässig, er führt allerhand böse Reden; er schreibt in die Bücher, welche man ihm borgt, beleidigende gegen die Pompadour gerichtete Verse. Trotzdem erhält er außer dem besseren Zimmer auch noch einen Diener, ja sogar einen Stubengefährten, den bekannten d'Allègre. Und nun kommt es zu dem vielbesprochenen Ausbruch. Man weiß in Bezug auf denselben nicht, soll man das Erfindertalent der beiden Leute mehr bewundern als die kaum glaubliche Gutmüthigkeit, die in diesem Gefängniß maßgebend war: man gestattete ihm, sich einen Bohrer, eine Säge, einen Zirkel, einen Mauerhaken, ein 1400 Fuß langes Seil, eine Strickleiter von 180 Fuß Länge mit 218 hölzernen Sprossen anzufertigen und all diese Dinge zwischen zwei Brettern zu verstecken, hinter welche einen Blick zu werfen Niemandem einfiel. Nachdem sie eine Mauer von $4^1/_2$ Fuß Dicke durchbohrt hatten, gelangten die Flüchtlinge in's Freie, ohne daß auch nur ein einziger Schuß auf sie abgefeuert worden wäre.

Uebrigens waren sie nicht die Ersten, die aus dem alten Gemäuer ausgebrochen waren. Renneville erzählt vom Abbé de Buquoy, man scheint jedoch der Entweichung desselben keine besondere Bedeutung beigemessen zu haben.

Anders verhält es sich mit d'Allègre und Latude. Vorübergehende konnten am frühen Morgen die Strickleiter an der Mauer hängen sehen, so daß der Ausbruch der Gefangnen kein Geheimniß mehr war; er bringt die Bastille in Mißcredit:

also man kann doch entwischen, sagen die Leute. Die Polizeibeamten sind in nicht geringer Bestürzung. Man lacht auf ihre Kosten, und dann kennt man ja die beiden Entwichenen so gut. Sie werden nicht verfehlen, einen Bericht über ihre Flucht zu veröffentlichen mit scharfen Ausfällen gegen die Regierung, das Oberhaupt der Polizei, die Minister, die Favoritin, den König selbst. Einem solchen Scandal muß vorgebeugt, Alles aufgeboten werden, um sie wieder einzubringen.

Man bemitleidet die Unglücklichen, daß sie nach einer so schlau erdachten Flucht sich fangen ließen: d'Allègre in Brüssel wegen eines beleidigenden Briefes an die Pompadour, Latude in Holland wegen eines an seine Mutter gerichteten Gesuches um Unterstützung.

Latude kam hinter Schloß und Riegel und wurde einer strengeren Zucht unterworfen. Seine Schmähungen, seine Drohungen, seine Ansprüche aber nahmen nur zu. Er bringt die Leute, die ihm hilfreich beistehen wollten, schier zur Verzweiflung. Nun wird er nach dem Donjon in Vincennes geschafft; man verspricht ihm die Freilassung, wenn er sich ruhig verhalten würde. Diese steht, wie er selber angiebt, in wenigen Tagen bevor. Man gestattet ihm, in den Festungsgräben spazieren zu gehen — und siehe da, er entweicht abermals.

Er wird wiederum eingefangen, nach Vincennes zurückgebracht, und die Procedur geht von Neuem los. Man hält

ihn schließlich für etwas gestört und schickt ihn nach Charenton, woselbst er sich einer ausgezeichneten Behandlung zu erfreuen hat, von hier wird er bald in aller Stille verabschiedet.

Er nimmt seinen Aufenthalt in Paris, schreibt allerhand böse Dinge gegen die Herrn von Sartine, und von Marigny auch vertreibt er seine Memoiren, in denen er einen Schadenersatz von 50 000 Lires fordert, schließlich erpreßt er durch Drohungen Geld von einer Dame.

Er wird deshalb nach Bicêtre geschickt und bei den „Gefährlichen" der Anstalt untergebracht, allein . . .

Seien wir gerecht! Nehmen wir einen zeitgenössischen Industrieritter, der, zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt, Staatsbeamte, Richter, den Präsidenten 2c. beleidigt, und trotz schärferer Ueberwachung ein-, zwei-, dreimal ausbricht, und stets wieder ergriffen, eingesperrt, von Neuem bestraft wird. Endlich, nachdem er seine Zeit abgesessen hat, verbreitet er beschimpfende Schriften gegen den Polizeipräfecten, die Minister, die Kammern, ersucht den Präsidenten der Republik um eine Schadloshaltung, in Höhe von 150 000 Francs und erpreßt durch Drohungen Geld von einer Dame.

Man wird einräumen, daß ein solcher Mann 35 Jahre Zusatzstrafen zu verbüßen haben würde.

Diese Verurtheilungen aber würden in der Tagespresse veröffentlicht werden, und es wäre für märchenhafte Erfindungen, die hinter Schloß und Riegel gedeihn, kein Raum.

Wäre, was den Grund und die Dauer der Gefangenschaft be-

trifft, sein Fall dem Fall Latude vollkommen gleich, es würde für ihn weder Pelzwerk, noch Promenaden in den Gärten, noch gespickte Hühner zu Tisch geben.

Außer etwa 50 selbstgeschriebenen Briefen Latude's, welche von Bicêtre aus an Frau Legros, seine Wohlthäterin, gerichtet sind, und in denen sich sein intriguanter Charakter, seine Charlatannerie, seine Eitelkeit, seine Prahlerei verrathen, besitze ich selber einen, der an Herrn von Sartine gerichtet ist und den Latude am Schluß einer Eingabe an Mme. de Pompadour veröffentlichte: jede Wendung darin ist beleidigend.

Dieser Brief kam zur öffentlichen Versteigerung und der Katalog brachte die ersten Zeilen, welche wie folgt lauten:

„Ich ertrage mit Geduld den Verlust meiner schönen Tage und meines Vermögens (!!). Ich ertrage rheumatische Schmerzen, die Schwäche in meinem Arm, ich trage einen eisernen Ring um meinen Leib für Lebenszeit."

Einer unserer Journalisten, welcher von Louis Blanc Geschichte lernte, sah Latude mit dem eisernen Gürtel an einem Pfeiler und ruft voller Entrüstung aus:

„Ein eiserner Gürtel — welche Abscheulichkeit."

Dabei aber handelte es sich um eine Bandage; dieser falsche eiserne Gürtel ist die einzige Fabel des armen Latude.

III.

Alles, was sich auf die Bastille bezog, trat im Gewande der Fabel auf.

Wie glorreich waren die Tage vom 13. und 14. Juli, wie sie in der Phantasie des Volkes nach den Angaben Michelet's existiren! Michelet, der in bilderreicher, leidenschaftlicher, pittoresker, dramatischer, bewundernswerther Sprache nicht die Geschichte, sondern einen die Revolution behandelnden Roman schrieb!

Man lese seinen Bericht vom 13. Er führt uns ganz Paris vor, wie es sich gegen Versailles auflehnt, wie es in herrlichem Feuereifer zu den Waffen eilt, um der königlichen Armee die Spitze zu bieten. Das ist, soweit es sich um Litteratur handelt, sehr schön: der Geschichte gegenüber ist es die pure Phantasie.

Die Pariser waren ja ohne Zweifel der Mehrzahl nach Vertreter der neuen Ideen, das heißt, sie waren für eine Beseitigung der Mißbräuche, der Vorrechte, wie sie in den Büchern des General Staal verzeichnet stehen, mit einem Wort Vertreter der von Frankreich ersehnten Reformen. Allein ohne eine Mitwirkung der Krone, der sie aufrichtig zugethan waren, wollten sie Nichts davon wissen.

Diese Menge aufgeregter Menschen, welche nach dem Stadthause eilen und nach Waffen rufen, welche uns von den republicanischen Schriftstellern so dargestellt werden, als wären sie durch Necker's Verabschiedung aufgebracht und bereit, den Thron zum Vortheil des Genfers zu stürzen, sind weit mehr von Dem erschreckt, was sich in Versailles vorbereitet, als von

Dem, was in Paris vor sich geht. Rufen sie nach Waffen, so thun sie es um ihrer eigenen Sicherheit willen. — Die Auflösung der Nationalversammlung, die als ‚sicher in Aussicht stehend' bezeichnet wurde, erhitzte die Gemüther Aller, und die Uebelgesinnten zogen aus der Beunruhigung, der allgemeinen Bewegung Vortheil, um die Lage zu verschlimmern und im Trüben zu fischen. Die Polizei war ganz verschwunden; der Pöbel herrschte souverän in den Straßen. Banden von Strolchen, unter denen man jene Leute mit den abschreckenden Gesichtszügen sah, welche seit dem Monat Mai nach Paris geströmt waren, und, Gott weiß woher, wie auf Commando daherkamen, die man schon bei der Plünderung des Hauses Réveillon bemerkt hatte, sie liefen überall umher, beleidigten die Frauen, rempelten die Passanten, plünderten Läden, brachen in die Gefängnisse ein, verbrannten die Steuerhäuser an den Thoren. Am 13. Juli erklärten sich die Wähler von Paris für die Bildung einer Bürgermiliz zum Schutz der Stadt, und die Vorlage wurde noch an dem nämlichen Tage von allen Districten mit den Zusätzen angenommen, welche Herr Funck-Brentano anführt und welche die Absicht der Unterzeichner darlegten.

Lediglich, um sich gegen Diejenigen zu vertheidigen, welche man „die Räuber" nannte, formirten sich diese bürgerlichen Milizen. „Um die Bürger zu schützen," heißt es in dem Verhandlungsbericht von Petit-Saint-Antoine, „gegen die Gefahren, von denen sie individuell bedroht sind."

„Das vorherrschende Gefühl," sagt Victor Fournet, „war bei den Bürgern die Furcht. Bis zum 14. Juli zeigten sich dieselben weit mehr beunruhigt durch die vielen Excesse, welche nach der Verabschiedung Necker's begangen wurden, als durch die Anschläge des Hofes."

Jacques Charavay, der Erste, welcher den Text des oben angeführten Berichtes anführt, macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn er daraus den nachfolgenden Schluß zieht:

„Die Bewegung, durch welche am anderen Tage die Bastille fiel, hätte vielleicht von der Nationalgarde niedergehalten werden können, hätte dieselbe nur eine bessere Organisation gehabt."

Es fehlte hier eine Oberleitung, ein Chef, namentlich aber die Unterstützung Besenval's.

Dieser Herr, der von Versailles, auf Grund königlichen Befehls, mit 35 000 Mann ausrückte, hatte den Befehl, der Gewalt Gewalt gegenüberzustellen.

Hier der Bericht über seine Operationen:

„Am 13. gegen 4 Uhr Nachmittags hatte das Regiment Royal Allemand ein Scharmützel auf dem Vendômeplatz gegen „Manifestanten", wie man heut sagen würde, welche die Büsten Necker's und des Herzogs von Orleans vor sich hertrugen. Die Leute wurden auseinandergejagt.

Um 6 Uhr war dieselbe Reiterei in Thätigkeit auf dem Pont Tournant der Tuilerien, wobei ihnen 5 oder 6 Stühle an den Kopf geworfen werden. Es wird eingehauen. Herr

de Lambesc macht den fabelhaften Greis nieder, der eine Stunde später sein trauriges Ende im Palais Royal erzählt.

Um 9 Uhr macht dasselbe Regiment eine militärische Promenade über die Boulevards: es verliert bei einem Zusammenstoß mit französischen Garden zwei Mann und macht darauf Kehrt, ohne Widerstand zu leisten, zum großen Erstaunen des Gardeoffiziers de Maleissye. Hätte die Cavallerie, wie dieser Herr behauptet, attaquirt, so hätte sie mit Leichtigkeit die französischen Garden geschlagen, zumal dieselben völlig betrunken waren.

Besenval, in Schrecken gesetzt durch einen solchen Widerstand, sammelt all' die Seinen, er zieht nach dem Marsfelde und rückt und rührt sich nicht mehr.

Man fragt sich, wenn man dies hört, ob Besenval ein Dummkopf oder ein Verräther war! Das Erstere ist richtig: glaubte er doch, er hätte sich gegenüber 300 000 Mann, er hielt alle Diejenigen, die etwas aufgeregt waren, für Rebellen und begreift nicht, daß auf 100 Pariser es 90 gab, die auf ihn zählten, um die Meuterer zu Paaren zu treiben.

Er sagt, er setze kein Vertrauen in seine Leute.

Die Leute, im Gegentheil, setzten kein Vertrauen in ihren Führer und waren entmuthigt durch seine Unentschlossenheit. Er sagt die Unwahrheit: ein einziges Regiment versagte. Er hätte ja nur brauchen die Schweizer zu verwenden, welche am 10. August bewiesen, daß man auch früher hätte auf sie zählen können.

„Und dann," ſo ſagt Beſenval des Weiteren, „hatte ich Furcht, den Bürgerkrieg zu entfeſſeln."

Ein militäriſcher Führer, der einen Aufſtand unterdrücken ſoll, darf ſich nicht exponiren, indem er gegen denſelben kämpft!

Hier noch ein Grund Beſenval's: „Ich ließ," ſagt er, um Befehle aus Verſailles bitten und erhielt keinen."

Er hatte doch einen in der Taſche.

Endlich, nachdem er an Fleſſelles und de Launey geſchrieben hatte, ſie ſollten ſich bis zu ſeinem Eintreffen halten, und nachdem unter ſeinen Augen die Waffen aus der Invaliden-Kaſerne entführt waren, ohne daß er auch nur einen Finger darum gerührt hätte, wartet er ab, bis die Baſtille erſtürmt iſt, um vom Marsfelde aus vorzugehen — dann aber ruhig nach Verſailles mit ſeinen 35 000 Mann zurückzukehren, die keine einzige Patrone verſchoſſen hatten.

Das war allerdings gut — aber nur für die Tumultuanten.

IV.

Am 13. Juli, ſo ſagt Michelet, vertheidigt ſich Paris — Gegen wen denn? Am 14. geht es zum Angriff über. Eine Stimme wird laut und ruft: „Geh' und nimm die Baſtille!" Und der Tag iſt da, der dem geſammten Volk gehört!

Das iſt ja als lyriſcher Erguß ſehr ſchön, allein die Wahrheit iſt es nicht.

Man höre nun Marat, der unverdächtig iſt, und der Alles in der Nähe geſehen hat.

„Die Bastille," berichtet Marat, „die schlecht vertheidigt war, wurde genommen von einigen Soldaten und einer Rotte Elender, der Mehrzahl nach Deutsche oder Provinzler. Die Pariser, stets neugierig und geschwätzig, liefen aus Neugier herbei."

Michelet's „gesammtes Volk" ist auf einen etwa tausendköpfigen Haufen zurückzuführen, in demselben sind es kaum 300 Leute die wirklich am Kampf theilgenommen haben: französische Garden, Deserteure aller Waffen, Schreiber und überspannte Bürger — auch wackere Männer, die da glaubten ein verdienstliches Werk zu thun, wenn sie auf diese alten, harmlosen Mauern losstürmten, herbeigelaufenes Gesindel, dem der Aufruhr straflosen Raub, straflosen Mord zu verheißen schien.

„Ich habe," sagt der Kanzler Pasquier, „der Erstürmung der Bastille beigewohnt. Das, was man einen Kampf nennen hört, war nicht gerade ernster Art. Dieser „große Kampf" hat nicht einmal die Zuschauer, auch nur für einen Augenblick verscheucht. Unter denselben waren sehr viele Frauen, darunter elegante Damen. Sie hatten, um dem Schauplatz näher zu sein, ihre Equipagen verlassen. Neben mir bemerkte ich Mademoiselle Contat von der Comédie française. Wir hielten bis zum Schluß aus, und ich bot ihr dann meinen Arm, um sie zu ihrem Wagen zu geleiten, der auf der Place royale hielt."

„Die Bastille wurde nicht genommen — sie ergab sich!"

Wer ist es, der diese Meinung äußert? Es ist Herr Michelet selber. Er fügt noch hinzu: „was sie in's Verderben stürzte, war ihr schlechtes Gewissen."

Man könnte wohl richtiger sagen: die Untauglichkeit ihres Gouverneurs.

Es giebt kaum einen Liebhaber alter Gemälde, der nicht ein Bild kennt oder besitzt von der „Erstürmung der Bastille" wie sie am Schluß des vergangenen Jahrhunderts so vielfach vorhanden waren.

Die Plattform der Citadelle ist mit Kanonen gespickt, die alle auf einmal „Tod und Verderben speien" — ohne daß die Stürmenden auch nur die geringste Notiz davon nähmen, denn da alle Kugeln dieser Kanonen über sie hinwegfliegen, so würden sie wohl den Zuschauern, aber keinem Einzigen unter den Stürmenden Schaden zufügen können.

Die Bastille aber hat zu ihrer Vertheidigung auch nicht einen einzigen Kanonenschuß abgegeben.

Schon am frühen Morgen hatte de Launey auf Ansuchen Thuriot de la Rozière's ohne Widerstreben eingewilligt, die 15 Kanonen der Plattform aus den Schießscharten zu entfernen und diese mit Brettern zu verkleiden. Von den drei Geschützen, welche er später wieder in Position brachte und zwar vor dem Eingangsthor, war keins tauglich, und das Feuer von einem derselben war dem einer Wallbüchse zu vergleichen.

Er erwartete so sicher die Unterstützung Besenval's, daß er, als er das Arsenal räumte, und die ganze Besatzung in

der Bastille selbst vereinte, das heißt 82 Invaliden und die 32 Schweizer des Herrn von Flue, er vergessen hatte, sich mit Lebensmitteln zu versorgen.

Nein! Die Bastille hatte keinerlei Mundvorräthe. Sie erhielt allmorgendlich ebenso wie jede ehrsame Bürgersfrau in Paris, das, was sie am Abend zuvor bestellt hatte, und was von den Lieferanten herbeigeschafft zu werden pflegte — an dem verhängnißvollen Tage aber waren diese von den Tumultuanten aufgefangen worden. Um drei Uhr Nachmittags fehlte es daher der Besatzung an ihren gewöhnlichen Rationen, und die Invaliden, auf die acht Tage vorher schon in allen Wirthshäusern stark eingeredet worden war, und die sehr dazu aufgelegt waren, ihren Freunden aus den Vorstädten die Thore zu öffnen, nahmen die ungenügenden Rationen zum Vorwande, um Meuterei zu begehen, und die Weigerung, sich zu schlagen, offen auszusprechen, so wurde das ohnehin schon gestörte Denkvermögen des armen de Launey vollends gestört.

„Seit dem Tage meiner Ankunft," sagte de Flue, „bekam ich eine üble Vorstellung von dem Manne in Folge der Vorbereitungen, welche er traf, um seinen Posten zu vertheidigen, und welche nicht Hand und nicht Fuß hatten. Für mich gab es keinen Zweifel mehr, daß wir im Falle eines Angriffes einem sehr schlechten Obercommando preisgegeben waren. De Launey befand sich in einem solchen Zustande von Furcht und Schrecken, daß er während der Nacht den Schatten der Bäume für den anrückenden Feind hielt. Unfähig, un-

entschlossen, sich mit Kleinigkeiten befassend und wichtige Pflichten versäumend — so war dieser Mann!

Von Besenval im Stich gelassen, anstatt seinen Invaliden mit dem Beispiel der Energie voranzugehen und bis zur Hungersnoth auszuhalten hinter den sicheren Mauern, an denen die Geschosse der Angreifer abprallen, die ihm nur einen einzigen Mann getödtet haben, verliert de Launey völlig den Kopf, will die Bastille in die Luft sprengen, capitulirt jedoch und öffnet die Thore, wie Chateaubriand sagt: „Leuten, welche nie durch dieselben gelangt wären, hätte de Launey die Thore unter Verschluß gehalten."

Hätten de Launey und Besenval ihre Schuldigkeit gethan. Alles wäre anders geworden.

Damit soll nicht gesagt werden, daß die Revolution überhaupt dadurch fehlgeschlagen wäre: ganz und gar nicht! Sie war eine Nothwendigkeit, etwas Legitimes sozusagen, sie war wünschenswerth, Widerstand konnte ihr nicht entgegengesetzt werden, da sie in dem hochherzigen Drange eines ganzen Volkes wurzelte. Allein sie hätte einen anderen Weg eingeschlagen, sie hätte weniger blutige Opfer gefordert, weniger Ruinen hinterlassen. Die Folgen des 14. Juli waren Verheerungen aller Art. Die Nachricht allein, daß die Bastille genommen war, gab das Signal für die abscheulichsten Ausschreitungen. Es scheint, als hätte dieses alte Gemäuer in seinem Sturz alle Autorität, allen Respect, alle Zucht mit sich gerissen, als hätten durch die Bresche die scheußlichsten Excesse

ihren Einzug gehalten. Die Bauern setzten sich in hellen Haufen in Bewegung, um zu plündern, zu rauben, die Schlösser in Brand zu stecken, die Bewohner, die ihnen nicht entfliehen konnten, lebendig zu verbrennen. Die meuternden Soldaten insultiren ihre Offiziere und machen mit Verbrechern, die sie aus den Gefängnissen befreien, gemeinschaftliche Sache. Es giebt keine Stadt, keinen Flecken mehr, in dem nicht Gesindel das große Wort führte, in welchem nicht die ehrbaren Leute durch die Maulhelden der Clubs und Straßenecken belästigt wurden.

Die Reaction stärkt sich an diesen Gewaltacten, denn eine große Anzahl Derjenigen, welche noch kurz vorher, sei es, daß sie der Stadtverwaltung, der Armee, der Geistlichkeit oder dem Adel angehörten Vertreter der neuen Ideen waren, entsagten denselben plötzlich und riefen mit dem wackeren Herzog de la Rochefoucauld: „Durch ein solches Thor tritt man nicht in die Hallen der Freiheit ein!"

Zwischen dem Verlangen und dem Widerstreben, die zugesagten Reformen durchzuführen, von einer Seite zum Widerstande, von der anderen zur Unterwerfung gedrängt, und mehr als je zuvor der politischen Klugheit und des freien Entschlusses beraubt, kommt der König nach Paris, um sich vor der Empörung zu beugen, und die Niedermetzlung seiner treuesten Diener gut zu heißen — d. h. er macht seinen ersten Schritt auf das Schaffot zu.

Von da an, unter dem Druck der Volksmasse, der dieser

erste Erfolg einen Begriff von ihrer Macht beigebracht hatte, und die mit jedem Tage herausfordernder auftrat, sollte die aus allen Fugen gewichene Revolution bis zu den Orgien des Jahres 93 vorgehen, die man kurzweg als Organisirung des Räuberwesens bezeichnen kann: Malouet hatte wohl Recht, wenn er sagte: „wir feierten am 14. Juli nicht den Aufgang der Sonne, nicht die Morgenröthe der Freiheit — der 14. Juli ist der erste Blitzschlag der Schreckenszeit."

Doctor Rigby, der den ganzen Nachmittag über im Garten von Monceau spazieren gegangen war, ohne daß er eine Idee von dem hatte, was in der Vorstadt St. Antoine passirte, kommt am Abend in sein dicht neben dem Palais Royal liegendes Hotel zurück: er findet eine gleichsam berauschte Volksmenge Männer, Weiber, welche lachen, weinen, sich umarmen: „Die Bastille ist genommen! Wir sind frei, endlich frei!" Und die am wenigsten Begeisterten sind nicht etwa die Leute der Bürgermiliz, welche gestern noch bereit waren, den Aufstand zu bekämpfen und heut seinem Triumph zujauchzen: der erste Säbel, der von dem ersten Nationalgardisten geschwungen wurde, aber war wohl der des Herrn Joseph Prudhomme.

Plötzlich überfällt die delirirende Menge ein Grauen, sie zerstreut sich, stößt Schreckensrufe aus: durch die Honoréstraße herauf kommt heulend und berauscht eine Rotte von Uebelthätern daher, ihnen voran getragen werden auf Piken die Köpfe von Launey und Flesselles.

Jene naiven Leute in ihrem Freudentaumel über den Sturz einer vermeintlichen Tyrannei, die sich nicht einmal zu vertheidigen verstand, zerstreuen sich in Schweigen und Bestürzung.

Denn die wirkliche Tyrannei ist da!

V.

Man glaube ja nicht, daß mit der Wegnahme der Bastille die Gerüchte, welche sie zu einer Stätte aller möglichen Grausamkeiten machten, verstummen werden, wie die Gespenster eines alten Schlosses verschwinden, sobald die Räume erleuchtet werden.

Während Michelet's „tout Paris" über die Invaliden herfällt, die ihm den Platz ausliefern, Den in Stücke haut, der die Sprengung verhindert hat, den Major de Losme, den Freund und Wohlthäter der Gefangenen, erwürgt, den armen de Launey foltert, und von der Bastille bis zum Stadthause hinschleift — durchbohrt von Stichen, zerhackt von Säbelhieben, um ihm endlich mit einem Taschenmesser den Kopf abzuschneiden — eine Episode, über welche Michelet mit Leichtigkeit hinweggleitet — während alles Gesindel des Stadttheiles herbeieilt und den Kämpfenden auf der Sohle folgt, um zu plündern, zu zerstören, Möbel, Bücher, Documente, die Schriften des Archivs, von denen einige zu retten man soviel Mühe hat, in die Gräben wirft, sagen sich Einige: „Aber es sind Gefangene vorhanden, und sie müssen wir doch befreien."

An dieſer Stelle möge Louis Blanc das Wort haben: „Inzwiſchen ſind die Thore der Verließe — er bleibt bei dieſem Wort — gefallen, die Gefangenen ſind frei. Leider ſchlug die Stunde für drei von ihnen zu ſpät. Seit ſieben Jahren Opfer der unerklärlichen Rache eines ſtarrköpfigen Vaters, fand der Graf de Solages weder Verwandte wieder, welche ihn erkennen mochten, noch erhielt er ſeine Güter zurück, welche Seitenlinien ſeiner Familie zur willkommenen Beute geworden waren. Der Andere hieß Whyte, und welches war das Verbrechen, deſſen man ihn zieh? Man hat es niemals erfahren. Ihn ſelbſt zu befragen war vergebliche Mühe, denn er hatte in der Baſtille den Verſtand verloren. Der dritte hieß Tavernier; beim Anblick ſeiner Befreier hatte er geglaubt, es wären Henkersknechte und hatte ſich zur Wehr geſetzt. Man ſuchte ihn zu enttäuſchen, indem man ihn umarmte. Am anderen Tage aber, durch die Straßen irrend und unzuſammenhängendes Zeug ſchwatzend, merkte man, daß auch er den Verſtand verloren hatte.“

Das ſind eben ſo viel Irrthümer als Worte.

Der Graf von Solages war ein abſcheulicher Wüſtling, auf Antrag ſeiner Familie wegen „wüſter und notoriſcher“ Verbrechen eingeſperrt. Seine Verwandten hatten trotzdem die Güte, ihn nach ſeiner Befreiung bei ſich aufzunehmen, und bei ihnen iſt er im Jahre 1825 verſtorben.

De Whyte und Tavernier ſind nicht in der Baſtille verrückt geworden; ſie waren nämlich in der Baſtille, weil ſie

verrückt waren; Tavernier war außerdem in eine Mordgeschichte verwickelt. Ein Perrückenmacher nahm ihn bei sich auf, zum Dank schlug er demselben Alles kurz und klein, der Mann beförderte ihn deshalb nach Charenton, wo er wieder mit de Whyte zusammentraf.

Vier andere Gefangene, welche befreit wurden: Corrège, Bechade, Pujade und Laroche, waren als Fälscher verhaftet worden.

Louis Blanc erwähnt ihrer mit keinem Wort.

Zehn Tage vorher saß, „ein Opfer der Tyrannei", der Marquis von Sade in Eisen, weil er von der Plattform der Citadelle herab Vorübergehende zum Aufruhr aufgestachelt hatte, indem er ihnen seine Worte durch ein Sprachrohr vermittelte. De Launey mußte ihn nach Vincennes schaffen und beraubte die Sieger des Ruhmes, den künftigen Verfasser von „Justine" befreit zu haben. Die Republik übernahm es, ihn zu richten, indem sie ihn zum Secretär der „Section des Piques" machte, ein Amt, für welches ihn seine Tugenden besonders befähigt erscheinen ließen.

Der berühmteste von all diesen Gefangenen, der populärste, dessen Mißgeschick ganz Paris beklagte, aber war der Graf de Lorges, der seit 32 Jahren, wie sein Biograph bemerkt, detinirt war.

In dem Werkchen des Bürgers Rousselet, des Besiegers der Bastille, liest man Nachfolgendes:

„Die eiserne Pforte öffnet sich, die Humanität dringt ein — was erblickt sie? — Ist das ein Mensch? Großer Gott! Dieser mit Eisen beladene Greis. Die edle Stirn, der weiße über die Brust herabhängende Bart . . welche Majestät in dieser Erscheinung — das Feuer, welches noch aus seinen Augen leuchtet, scheint ein gewisses Licht in dem düstern Raum zu verbreiten.

Ueberrascht beim Anblick so vieler Bewaffneter, fragt er dieselben, ob Ludwig XV. noch am Leben wäre. Man setzt ihn in Freiheit und führt ihn nach dem Stadthause.

Vierzehn Tage lang lief ganz Paris nach dem schwarzen Verließ, in welchem der Unglückliche so viele Jahre hindurch eingesperrt gewesen war, ohne alles Licht — mit Ausnahme natürlich des Lichtes, welches „seinen Augen entströmte". Ein Stein dieses Verließes wanderte in das Curtius-Museum. Das Portrait des Gefangenen wurde veröffentlicht. Es gab einen Kupferstich, welcher den Grafen in dem Augenblick darstellt, da er von seinen Ketten befreit wird, er sitzt auf einem Stuhl, neben ihm steht ein Krug mit Wasser.

Das Merkwürdigste aber ist, daß Niemand je den unglücklichen Greis gesehen hat — daß er überhaupt gar nicht existirt hat!

Am 14. Juli gab es in der Bastille überhaupt nur sieben Gefangene: zwei Wahnsinnige, vier Fälscher und einen wegen Unsittlichkeit Verurtheilten.

Ueber ihre Anzahl, sowie über das Recht der Obrigkeit,

sie gefangen zu halten, schweigt Michelet — das würde ja seiner Epopöe Schaden zufügen, und er glänzt besonders dadurch, daß er Alles zur Geltung bringt, was seine These stützt, und das zu ignoriren, was derselben widerspricht. Er beschränkt sich darauf, von den Zwei zu reden, welche „wahnsinnig wurden".

Die Sieger waren ein wenig überrascht von dieser kleinen Anzahl von „Opfern", mehr überrascht aber, die Gefangenen in Zimmern untergebracht zu sehen, von denen einige Fauteuils, mit Utrechter Sammet bezogen, zeigten.

Der Autor von „la bastille dévoilée" (Enthüllungen über die Bastille) ruft:

„Was? Keine Leichen? Keine Skelette? Keine an Ketten gelegte Menschen?!"

„Die Einnahme der Bastille," meint „Cousin Jacques", „hat dem Publicum die Augen geöffnet über die Art der Gefangenschaft, wie sie dort erduldet wurde."

Ein starker Irrthum! Fabelhafte Gerüchte haben ein zähes Leben. Eine Bastille ohne Verließe, unterirdische Kammern, ohne eiserne Käfige? Die öffentliche Meinung giebt es nicht so leicht zu, sich in einer Täuschung befunden zu haben.

„Unsere Gefangenen," bemerkt die „Histoire des événements remarquables", „sind in Freiheit gesetzt worden; Einige aber, das heißt vermuthlich die Meisten, sind bereits Hungers gestorben, man kennt eben die Einrichtungen dieses abscheulichen Gefängnisses zu wenig. Unter diesen zwischen

vier Mauern gesteckten Gefangenen giebt es Einige, welche nur durch Löcher, welche in die Mauer eingehauen sind, ihre Nahrung erhalten. Man hat einen Theil dieser Gefangenen, dem Hungertode erlegen, vorgefunden, weil ihre Verstecke erst nach mehreren Tagen entdeckt wurden."

Ein anderes Buch: „Die in dem Souterrain der Bastille aufgefundenen Kerkerzellen", welches ein altes, schon von Cardinal Richelieu benutztes Märchen auffrischte, erzählt von einem Gefangenen, welcher aus seinem Verließ herausgeholt und vom Gouverneur in ein Zimmer geführt wurde, welches gar nicht übel war; schöne Blumen verbreiteten einen wunderbaren Duft, der „Tyrann" sprach freundschaftlich zu seinem Gefangenen; gab aber dann das verhängnißvolle Signal, und eine im Fußboden angebrachte Fallthür öffnete sich, und der Unglückliche stürzte in ein mit scharfen Klingen versehenes Räderwerk, welches von Knechten in Bewegung gesetzt wurde."

Der Autor schließt mit folgender Betrachtung:

„Eine solche Strafe zeugt von nichtswürdiger Erfindungsgabe und ist kaum glaublich, und doch ist sie angewendet worden, und zwar in Paris, dieser schönen, blühenden Stadt."

Dorat-Cubières, eine Schmach für die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, geht noch weiter. Er hat eines dieser Kerkerlöcher gesehen — mit seinen eigenen Augen gesehen — der Gefangene ist mit einem Brodvorrath für acht Tage versehen worden und hatte nach Verlauf derselben zu seiner Nahrung Nichts weiter übrig als sein eigenes Fleisch.

„In diesem Loch," sagt der Autor, „befand sich ein Skelett, welches fürchterlich anzusehen war und vor welchem ich erschreckt zurückprallte."

Die Volksphantasie verfehlte nicht, sich so unsinniger Angaben zu bemächtigen und dieselben zu verbreiten. Mir liegt ein Kupferstich aus jener Zeit vor, der ganz dazu geeignet ist, empfindsame Herzen zu erschüttern: über die Treppenstufen eines düsteren Kerkers schleppen die Sieger einen Mann, dessen Uniform die der Vertheidiger der Bastille ist, sie zeigen demselben einen Greis, den man eben hinausträgt, ein Anderer wird gerade von der Wölbung, an der er mit den Armen befestigt hing, abgeschnitten; noch andere Gefangene sieht man, die auf mit spitzen Nägeln gespickte Räder gebunden sind oder, durch entsetzliche Maschinerien gefoltert, sich in wilden Schmerzen winden — in einem Mauerloch, hinter einem Gitter, ein Skelett, welches Dorat-Cubières nie gesehen hat.

Daß von solchen Löchern mit Skeletten, von diesen moderfeuchten Verließen Nichts vorgefunden wurde, kränkte die vorgefaßte Meinung. Die Bastille mußte durchaus irgend welche unterirdische Gruben und Löcher haben, in denen die Opfer der Tyrannei schmachteten, und in der That — wenn man aufmerksam und scharf horchte — hörte man nicht das Stöhnen und Wehklagen der Verzweiflung? Allein nachdem man nach allen Richtungen hin Schachte in die Erde getrieben, unterirdische Gänge angelegt hatte, mußte man schließlich die Wahrnehmung — man kann lächerlicher Weise nur sagen: die

„schmerzliche Wahrnehmung“ machen, daß man einer Chimäre nachgegangen war.

Nun legte man sich mit Eifer auf die Folterwerkzeuge — obwohl diese bereits seit einem Jahrhundert nicht mehr zur Anwendung kamen — wie wäre es möglich gewesen, sich eine Bastille ohne Marterinstrumente zu denken?

„Ketten,“ so berichtet Louis Blanc, „mit denen die Handgelenke der Gefangenen wohl vielfach Bekanntschaft gemacht hatten, Maschinen, deren Verwendung unerklärlich schien, ein alter eiserner corsettartiger Panzer, allem Anschein nach erfunden zu dem Zweck, den Gefangenen in einen Zustand völliger Bewegungslosigkeit zu versetzen, wurden gefunden.

Diese Ketten aber gehörten zu den beiden, Gefangene darstellenden Statuen, welche als Ornamente an der großen Hofuhr angebracht waren. Die Maschine, aus der Niemand klug werden konnte, waren die Ueberreste einer alten Druckerpresse das eiserne Corsett Nichts als ein Theil von einer Rüstung aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Auch an Skeletten fehlte es: zwar hatte man bei dem Gefängniß-Chirurgen einige Knochen gefunden, allein es blieb doch zuletzt weiter Nichts übrig, als zuzugeben, daß es sich um anatomische Präparate handelte. Da — glücklicher Weise — wurde eine unverhoffte Entdeckung gemacht: „Zwei Skelette, verbunden, wie es hieß, durch eine Kette.“

Man fand sie bei Gelegenheit, als eine der Bastionen in einen Garten für den Gouverneur umgewandelt wurde.

„Das Eine," sagten die Herren Fourcroy, Vicq-d'Azyr und Sabatier in dem Bericht, zu welchem sie aufgefordert waren, „fand man mit dem Kopf nach unten, auf Treppenstufen liegend, es war ganz mit Erde bedeckt und schien das eines Arbeiters zu sein, der zufällig die dunkle Treppe hinabgefallen sein mochte, ohne von seinen Arbeitscollegen vermißt worden zu sein. Das Andere, sorgfältig beigesetzt in einer Art von Graben, lag wohl schon lange an Ort und Stelle, noch ehe man an die Umwandlung der Bastionen in einen Garten gedacht hatte.

Was die Ketten-Kugel, die bei dem Skelett gefunden wurde, betrifft, so deutet sie auf die Zeit der Fronde.

Gut auf alle Fälle, daß man nun Skelette hatte! Daraus Vortheil zu ziehen, war Sache des erfinderischen Genies!

De Palloy, jener Charlatan, der mit dem Einreißen der Bastille betraut war, stellte die Skelette der Verehrung der Gläubigen zur Verfügung, und zwar in einem Gewölbe beim Scheine eines Todtenlämpchens. Hernach fand die feierliche Beisetzung statt; dumpf wirbelten die Trommeln, eine Procession, bestehend aus Geistlichen und Arbeitern, bewegte sich von der Bastille nach der St.-Paul-Kirche, Nationalgarden bildeten Spalier.

Und nun wurde den unbekannten Todten auf dem zur Kirche gehörigen Friedhof zwischen vier Pappeln ein Monument errichtet, welches uns Kupferstiche der damaligen Zeit zur Anschauung bringt.

Nun soll nach einer so feierlichen Ceremonie noch Jemand kommen und sagen, diese Reliquien wären nicht echt!

VI.

Die Erinnerung an den Mann mit der eisernen Maske ist mit denen an die Bastille so eng verknüpft, daß Herr Funck-Brentano eine Mystification nicht mit Stillschweigen übergehen konnte, die seit zwei Jahrhunderten soviel Federn in Bewegung gesetzt, soviel Tinte und Papier gekostet hat.

Er lüftet die Maske, die übrigens nicht von Eisen, sondern von Sammet war, er zeigt uns eine Gestalt, die wir vermutheten; es ist die von Mattioli, dem vertrauten Freunde des Herzogs von Mantua, der zum Verräther an Ludwig XIV. und zugleich an seinem Herrn wurde.

Die Auseinandersetzung des Herrn Funck-Brentano sind so überzeugend, daß sie keinerlei Zweifel aufkommen lassen. Man darf jedoch nicht erwarten, daß das liebe Publicum seine Folgerungen als erschöpfend anerkennt; denn das Geheimnißvolle ist stets interessanter als die Wahrheit. Dem Mattioli fehlt das Prestige — ein Zwillingsbruder Ludwig XIV. ist schon etwas Anderes: die Phantasie hat Spielraum.

Dann aber muß man auch mit den Führern, den treuen Wächtern fabelhafter Ueberlieferungen, rechnen, ihre Propaganda ist eine thätigere als die der Eingeweihten.

Man vergegenwärtige sich nur, daß tagtäglich auf der Insel St. Marguerite die Gefängnißzelle des Mannes mit

der eisernen Maske den Besuchern gezeigt wird, und zwar von einer Frau, welche ihnen sämmtliche traditionellen Schnurren unterbreitet, wie z. B. die über den Luxus des Gefangenen, seine schönen Spitzen, sein Tafelgeschirr, die Rücksichten, welche Herr von Saint-Mars für ihn an den Tag legte — nun kämpfe einmal Einer gegen diese tagtäglich stattfindenden Verkündigungen an!

Ich besuchte das Schloß zu If, ehe es restaurirt wurde. Die Führerin zeigte uns die bereits verfallenen Gefängnißzellen des Abbé Farier und des Herrn Edmund Dantès: die Besucher betrachteten höchlich erbaut diese Ueberreste.

„Es scheint mir," so bemerkte ich „daß diese Zellen sehr dicht bei einander liegen, und daß Alexander Dumas sie uns weiter von einander getrennt vorführt . . ."

Die Frau schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu und bemerkte: während ich einen Romanschriftsteller citirte, spräche sie Geschichte.

Man braucht übrigens so weit nicht zu gehen, man folge nur eines Tages in Versailles einer englischen von den Agenten Cook's geführten Touristengruppe. Man wird sehen, wie dieselben das Fenster bezeichnen, durch welches Ludwig XVI. auf einem hängenden Gerüst herabgelassen wurde, um das, im Marmorhofe aufgerichtete Schaffot zu ersteigen.

Dumm ist dieser Führer nicht. Er hat eingesehn, daß die Place de la Concorde der Phantasie seiner Landsleute nicht genüge, während in ihrem Innern sich die Annäherung

der beiden Schafotte, nämlich das Ludwig XIV., nach Versailles verlegt an das Karl's I. in White Hall sehr gut ausnehmen würde.

Man möge schreiben und sagen, was man will, Nichts wird gegen den einmal im Herzen des Publicums Wurzel gefaßten Glauben aufkommen. Die Bastille ist und bleibt die Hölle der Lebendigen, und ihre Erstürmung steht fest. Fabeln und Legenden sind für das Volk Geschichte, namentlich aber solche Fabeln, die seinen Instincten, seinen Vorurtheilen, seinen Leidenschaften schmeicheln. Niemals wird es gelingen, ihm deren Unhaltbarkeit nachzuweisen.

Herr Funck-Brentano kann gewärtig sein, als „Reactionär" behandelt zu werden, denn für viele Leute heißt reactionär Derjenige, der es unterläßt, das ancien régime herabzusetzen. Gewiß hatte dasselbe seine Mißbräuche, seine Verkehrtheiten, die von der Revolution beseitigt worden sind, aber nur, um sie durch andere zur ersetzen, die allerdings erträglicher sind als jene; aber darum sollte man die Vergangenheit doch nicht verunglimpfen und sie schwärzer machen, als sie war. Die Fanatiker der Revolution haben derselben zu Ehren eine Art von Cultus eingeführt, dessen Intoleranz oft geradezu herausfordernd ist. Wenn man sie hört, sollte man denken, es hätte vor der Revolution, Finsterniß, Unwissenheit, Elend geherrscht. Man muß sie also ohne Rückhalt bewundern, ihre Irrthümer, ihre Verbrechen bemänteln: Alles vergolden, meinte Chateaubriand, sogar die Schneide der Guillotine. Diese Anbeter der Revolution sind doch ungeschickt. Will man Be-

wunderung erzwingen, für Alles, was die Revolution gethan hat, so reizt man zu dem ungerechten Verlangen, sie zu verabscheuen en bloc!

Die Revolution kann ohne diese allzugroße Begeisterung sehr wohl auskommen, denn sie ist von so kräftiger Gestalt, daß sie die Wahrheit sehr wohl vertragen kann. Das, was sie geleistet, ist so erhaben, daß es nicht nöthig ist, sie durch Fabeln zu rechtfertigen oder zu verherrlichen.

Victorien Sardou.

I.

Die Archive*).

„Die Bastille," so schreibt Sainte-Foix, „ist ein festes Schloß, welches, wenn stark, doch auch nicht gerade zu denen zählen kann, die in Europa als bedeutend gelten; ich will Nichts weiter sagen."

„Es ist besser" — so sagten die Pariser — „darüber zu schweigen, als davon zu sprechen."

Am Ende der Rue St. Antoine, beim Eintritt in die Vorstadt erschienen die 8 hohen Thürme, welche massig und finster

---

*) Als Quellenschriften für dieses Capitel sind in Betracht gekommen: „Catalogue des manuscripts de la bibliothèque de l'Arsenal," „Th. IX; „Archives de la bastille" (Paris 1892) Einleitung; Zusatznoten zu dem Katalog „Les archives de la bastille" in der „Correspondance historique et archéologique" (1894); Papiers du duc de Vendôme, übergegangen aus der Bastille in die Bibliothek des Königs am 24. Mai 1787 von Alf. Bégis; „Nouveaux documents sur les dernières années de la Bastille. Es wird demnächst in „Revue des questions historiques" ein einschlägiger Artikel erscheinen.

In den angegebenen Werken wird man Alles das nachlesen können, womit man den Umfang dieses Werkes zu vergrößern Anstand nahm; indem man in Anmerkungen sich nur auf das Gebotne beziehen konnte.

mit ihren modergrünen Fundamenten in Tümpeln von stagnirendem Wasser standen. Sie waren an einzelnen Stellen mit engen, von eisernen Stangen vergitterten Fenstern versehn, der obere Theil war crenelirt. Nicht weit von dem reichen und lebenslustigen Stadttheil Le Marais, neben der industriellen und geschäftigen Vorstadt Saint-Antoine nahm sich die in dumpfem, tiefem Schweigen daliegende Bastille gar seltsam aus.

In seinem Buch „Nuits de Paris" giebt Restif de la Bretonne dem allgemeinen Eindruck mit folgenden Worten Ausdruck:

„Sie war ein Bild des Schreckens, — diese gefürchtete Bastille! Ich wagte, wenn ich Abends die Rue St. Gilles entlang ging, sie gar nicht anzusehen."

Die Thürme hatten etwas Geheimnißvolles, Trauriges, und die königliche Regierung trug dazu das Ihrige bei. Wenn es Abend wurde und die Persiennes niedergelassen waren, passirte wohl ein Fiaker die Zugbrücken; von Zeit zu Zeit in dunklen Nächten bewegte sich in tiefem Schweigen ein Leichenconduct aus den Thoren, und bei dem Schein der Fackeln sah man die schwankenden Schatten von Gestalten auf den grauen Mauern. Wieviele, ach, hatte man nie wiedergesehen, die dort eingetreten waren*)!

*) Man kann sich einen Begriff von der unglaublichen Leichtigkeit machen, mit der fabelhafte Gerüchte entstehen, wenn man folgenden Passus in der „Gazette de la Régence" liest: „Ich weiß von dem Commissar im Châtelet, der seine Thätigkeit auch auf die Bastille ausdehnt,

Sah man zufällig einen alten Gefangenen wieder, so erhielt man auf die erste Frage die Antwort: er habe schriftlich das Versprechen gegeben, Nichts von dem, was er gesehen habe, zu erzählen. Dieser „alte Gefangene" aber hatte gewöhnlich nicht viel gesehen. Den Wärtern war freilich ein Stillschweigen über Alles zur Pflicht gemacht.

„Man spricht sich," sagt Madame de Staal, „an diesem Ort gegenseitig nicht aus; ein Jeder, der sich Dir nähert, hat ein so zugeknöpftes Wesen, eine so starre Physiognomie, daß man es nicht für rathsam hält, ihn mit einer Frage zu belästigen."

„Der erste Artikel im Codex dieser Leute," sagt Linguet, „ist die Bewahrung eines undurchdringlichen Geheimnisses in Bezug auf Alles, was sie thun*)."

Man weiß ja, wie Gerüchte entstehen; bald sieht man sie erblühen wie Blumen im Sonnenschein, bald sind es Funken im Strahlenglanz eines ruhmreichen Helden. Längst ist der Mann in's Grab gestiegen, noch lebt die Legende, sie durchzieht die

daß täglich ungefähr 10 oder 12 Gefangene in das Gefängniß geschafft wurden und nur Wenige wieder herauskamen; zehn oder zwölf per Woche macht circa 600 im Jahr." In der That aber kamen im Durchschnitt damals jährlich nur 25 Gefangene ein; ihr Aufenthalt war meist von kurzer Dauer. Diese Details habe er, sagt der Schreiber des Artikels, von dem Commissar selbst, der in der Bastille functionirte.

*) Man sehe das schriftliche Versprechen seitens der Offiziere der Bastille, über Nichts zu reden, was sie auch sehn oder hören möchten. (Bibl. de l'Arsenal, Archives de la Bast.)

Zeit wie ein strahlendes Meteor; sie wächst, entfaltet sich, breitet mehr Glanz um sich, wird blendender: Themistokles, Leonidas, Alexander, Cäsar, Karl der Große, Napoleon.

Zuweilen auch entsteht die Fabel in entlegnen, in Schatten und Schweigen gehüllten Winkeln: Menschen sind dort gewesen, Menschen haben dort gelitten. Man hat ihre Klagen gehört in einer Einöde; die Ohren, von denen dieselben vernommen wurden, waren härter noch wie die Mauern. Diese Klagen, die keine Menschenseele vernommen hat, die Seele des Volkes, weit und empfänglich fängt sie auf und entwickelt sie so weit sie irgend kann. Bald zieht alsdann durch die Massen eine Zugluft von unwiderstehlicher Gewalt, wie ein Sturm, der die beweglichen Wellen thürmt. Es ist das entfesselte Meer, es brandet wild wider die Ufer — wie schrecklich! Alle Deiche werden hinweggespült.

In einem Briefe, welchen Herr Chevalier, Major der Bastille, an den Polizeilieutenant Sartine richtete, sprach er von allen den über die Bastille verbreiteten Gerüchten.

„Obgleich durch die Bank ganz falsch", schrieb er, „halte ich sie doch für gefährlich durch die Wiederholung, die sie seit mehreren Jahren im ganzen Lande finden"*).

Die Rathschläge Chevalier's wurden nicht beachtet; geheimnißvoll war und blieb Alles, was die Bastille betraf oder in Beziehung zu ihr stand.

*) Der Brief ist vom 25. Juni 1760 von Ravaisson veröffentlicht. Archives de la Bastille XVI.

„Die Verfeinerung der Sitten, die Milde der Regierung," schreibt La Harpe, „hatten zum großen Theil mit unnöthig harten Maßregeln gebrochen. Sie bestanden jedoch fort in der Einbildung des Volkes, bestärkt und vergrößert durch die Fabeln, welchen Leichtgläubigkeit und Haß sich so gern zuwenden."

Es erschienen die Denkwürdigkeiten von Latude, Linguet! Der Erstere übertrieb Alles, indem er mit feurigen Worten seine langen Leiden schilderte. Linguet mit seinem hervorragenden Schriftstellertalent, malte das Bild der Bastille mit den denkbar düstersten Farben. Er faßte schließlich Alles zusammen in den Ausspruch: „Vielleicht in der Hölle, sonst aber giebt es wohl kaum irgend wo Qualen wie die, welchen die Gefangenen der Bastille ausgesetzt sind."

Zu derselben Zeit erhob der große Mirabeau seine Stimme, um wider die „Lettres de cachet" und die auf Willkür beruhenden Maßnahmen zu eifern. Diese Worte hatten einen außerordentlichen Erfolg. Als die Revolution da war, fiel die Bastille, die schwarzen Thürme wurden eingerissen, und als ob sie das Piedestal des ancien régime gewesen wären, stürzte auch dieses unter gewaltigem Geräusch.

Einer der Säle in der Bastille enthielt in Pappschachteln sorgfältig aufbewahrte Schriften, welche die ganze Geschichte der berühmten Citadelle seit dem Jahre 1659, in welchem dieses werthvolle Archiv gegründet worden war, repräsentirten. Es waren alle Documente gesammelt, welche die Gefangenen der Bastille und alle jene Personen betrafen, welche darin ein-

gesperrt, oder auch auf Grund einer lettre de cachet d. h. eines Haftbefehls, innerhalb der Grenze der Obrigkeit von Paris verfolgt, oder von einem Ausweisungsdecret betroffen waren.

Für die Aufbewahrung dieser Documente waren Archivare bestellt worden. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts hatten diese Herren mit Eifer und Verständniß die einzelnen Piecen geheftet und geordnet; sie beliefen sich am Vorabend der Revolution auf hunderttausende: Alles bestens rubricirt und etiquettirt. Herr Chevalier, der zuletzt die Oberaufsicht über das Schloß hatte, war beauftragt, nach diesen Urkunden eine Geschichte der Gefangenen niederzuschreiben.

Es folgte die Einnahme der Bastille, und man fragt ängstlich, welches in der herrschenden Unordnung das Loos der archivarischen Schätze war. „Zwei Tage lang währte die Plünderung des Archives," berichtet Dusaulx, Einer der vom Convent mit der Sorge für das Archiv betrauten Commissare.

„Als am Donnerstag, dem 16.," schreibt er, „meine Collegen und ich in das Geschoß hinabstiegen, welches für das Archiv bestimmt war, fanden wir auf den Regalen die wohlgeordneten Pappschachteln, allein — sie waren bereits ausgeleert. Wenigstens waren die wichtigsten Piecen nicht mehr vorhanden; die Uebrigen lagen zerstreut über den Fußboden hin, waren in den Hof oder gar in die Gräben geworfen worden. Allein das noch Vorhandene war für die Neugierigen doch noch ein gefundenes Essen."

Diese Angaben Dusaulx' haben leider eine volle Bestätigung gefunden.

Restif de la Bretonne berichtet zur Sache: „Ich hatte mich an Ort und Stelle verfügt, um der Belagerung der Bastille zuzusehen. Ich bemerkte einige Strolche von der Plattform der Thürme Schriften, geschichtlich wichtige Schriften, in die Gräben hinabwerfen."

Unter den Schriftstücken waren einige halb verbrannt, viele zerrissen, namentlich die Register, und in den Koth geworfen. Die Tumultuanten waren in das Innere der Umwallung eingedrungen. Neugierige und Männer der Wissenschaft beeilten sich so viel als möglich von diesen Documenten zu retten, weil man glaubte, durch sie wichtige Aufschlüsse zu erhalten.

„Es wird der Sohn eines bekannten städtischen Beamten," schreibt Gabriel Brisard, „genannt, der einen ganzen Wagen voll entführt haben soll."

Villenave, der damals 27 Jahr alt war, machte eine reiche Ernte, die seinen Sammlungen zu Gute kam; Beaumarchais, der eine Tournée durch die Räumlichkeiten der Bastille machte, sammelte seinerseits eine Anzahl Archivschriften.

Die während der zwei der Wegnahme der Bastille folgenden Tage dem Archiv entwendeten Schriften wurden über ganz Frankreich, ja über Europa ausgestreut. Ein großer Ballen fiel in die Hände von Peter Lubrowski, einem Attaché der russischen Gesandtschaft. Die Schriften wurden 1805 an den

Zaren Alexander verkauft und in der „Eremitage" mit anderen untergebracht. Heute befinden sie sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg.

Glücklicher Weise wurde die Bewachung der weggenommenen Reste vom 15. Juli an schon der Compagnie „de l'Arquebuse" übertragen, und diese wachte darüber, daß Nichts weiter entwendet würde. Am 16. Juli auf einer Wahlversammlung, rief Einer der Anwesenden:

„Ach, meine Herren, diese Papiere müssen wir retten! Man sagt, daß das Archiv der Bastille der Plünderung Preis gegeben wäre. Beeilen wir uns doch, das noch Vorhandene, diese Zeugnisse eines unerträglichen Despotismus zu retten, auf daß wir unseren Kindern und Kindeskindern einen heilsamen Schrecken beibringen."

Es wurde dann auch eine Commission ernannt, bestehend aus Dusaulx, de Chamsèru, Gorneau und Cailleau.

Diesen Commissaren wurde vor der Bastille ein glänzender Empfang zu Theil. Unter den Zurufen und dem Beifallsklatschen der anwesenden Volksmasse gesellten sich zu ihnen zehn hervorragende Schriftsteller, die Brizard's, die Cubicres, und baten flehentlich, sie in das Innere der berüchtigten und von ihnen verabscheuten Citadelle begleiten zu dürfen.

Die Commission aber fand, daß sie zu spät eintraf. „Viele der Fächer waren leer, eine große Menge der Schriftstücke in wüster Unordnung."

Die Angelegenheit wurde alsbald ruchbar in Paris. La Fayette, der Commandeur der Nationalgarde, beauftragte den St. Elisabeth-Stadttheil, das Verlorengegangene wieder herbeizuschaffen. In der constituirenden Versammlung machte Graf Châtenay-Lanty den Vorschlag, die Stadtvertretung von Paris aufzufordern, sie möchte die in der Bastille vorgefundenen Schriften sammeln, in Ordnung bringen und Auszüge daraus der Oeffentlichkeit unterbreiten lassen: damit „für alle Zeiten durch die Lectüre in den Herzen der Franzosen der Abscheu vor der Willkür und die Liebe zur Freiheit genährt würden."

Das war quasi die Vorrede zur neuen Verfassung.

Der Stadttheil St. Roche endlich ergriff die Initiative, um bei den Wählern den Antrag zu stellen, daß Beaumarchais die von ihm dem Archiv der Bastille entführten Schriften der Nation als ihr Eigenthum zurückgäbe.

Die Wählerversammlung einigte sich in ihrer Sitzung vom 24. Juli dahin, eine Aufforderung an alle Bürger zu richten, Bastillen-Schriften, die sich in ihren Händen befinden möchten, nach dem Stadthause schaffen zu lassen.

Dieser Appell genügte, und es wurden viele Schriftstücke wieder ausgeliefert.

Als Plünderung und Vernichtung auf diese Weise ihr Ende gefunden hatten, und ein Theil der Documente wieder einging, wurde Alles in Saint Louis la Culture in einem Depot vereint. Endlich am 2. November 1791 verfügte die Pariser Commune, daß die werthvollen Documente in die

Stadt-Bibliothek überführt würden. Das war ein um so willkommenerer Entschluß, als die Aufsicht über die Papiere nunmehr Männern der Wissenschaft, kundigen Bibliothekaren übertragen wurde. Die Stadtbibliothek hatte damals in demselben Hause in Saint-Louis la Culture ihre Unterkunft, in welchem man das Archiv der Bastille, wie man hörte, untergebracht hatte.

Revolutionäre Zeiten folgen stets Zeiten der Ruhe. Das Archiv der Bastille, das eine Zeit lang soviel von sich hatte reden lassen, die constituirende Versammlung, die Wahlversammlungen, die Commune, die Presse, die Herren Mirabeau, La Fayette, Bailly, ganz Paris, ganz Frankreich beschäftigt hatte, fiel der Vergessenheit anheim. Im Jahre 1840 wurden die Schriften, man möchte sagen, von Neuem entdeckt, und zwar von dem jungen Bibliothekar François Ravaisson, sie befanden sich damals in der Bibliothek des Arsenals in einem entlegenen Raume. Wie aber waren die werthvollen Schriften dorthin gelangt?

Ameilhon, Bibliothekar der Stadt Paris, war am 3. Floréal des Jahres V (22. April 1797) zum Oberbibliothekar des Arsenals ernannt worden. Eifrig bedacht darauf, den ihm anvertrauten Schatz zu vermehren, erbat und erhielt er eine Verordnung (vom 9 Ventôse des Jahres VI, 27. Februar 1798), der zufolge die Schriften aus dem Archiv der Bastille nach der Bibliothek des Arsenals überführt werden sollten. Von dieser Einwanderung ungeordneter Documente — es waren ihrer über

600 000 Stück — bekamen die Unterbeamten einen förmlichen Schreck; sie ließen dieselben in einen verstaubten Zwischenstock unterbringen, dann verschob man es von Tag zu Tag, sie anderweitig unterzubringen. Es vergingen volle 40 Jahre, als ein alter Bücherwurm, der in seiner Jugend davon hatte sprechen hören, um die Erlaubniß einkam, diesen Theil der Bibliothek durchstöbern zu dürfen — man erwiderte ihm, man verstände garnicht, um was es sich handle, was er meine.

Im Jahre 1840 hatte François Ravaisson in der Bibliothek des Arsenals seine Küche renoviren lassen. Die Dielen des Fußbodens wurden bei der Gelegenheit entfernt und man erstaunte nicht wenig, in dem entstandenen Loch einen großen Haufen alter Schriftstücke zu finden. Man zog eins derselben hervor, und Ravaisson erkannte in ihm eine sogenannte Lettre de chachet; es wurde ihm sogleich klar, daß er den verlorenen Schatz wieder gefunden hatte. Fünfzig Jahre emsiger Arbeit waren erforderlich, um die Ordnung wiederherzustellen, welche die Sieger des 14. Juli und die einander folgenden Umquartierungen zur Folge gehabt hatten.

Die Schriftstücke aus dem Archiv der Bastille bilden noch heut, trotz aller Lücken, ein imposantes Ensemble. Die Direction der Bibliothek des Arsenals ist auch im Besitz von Abschriften jener nach Petersburg entführten Documente; die Bibliothek ist Jedermann zugänglich, die aus der Bastille stammenden Werke sind in besonderen Sälen untergebracht. Mehrere Bände sind von dem Brande bei Gelegenheit des

Ueberfalles der Bastille vom Feuer mitgenommen, die Einbände ganz geschwärzt, das Papier vergilbt. In den Pappschachteln sind die Stücke alle numerirt; sie werden tagtäglich von Kundigen durchforscht. Der Katalog*) ist erst kürzlich auf Veranlassung des Unterrichts-Ministeriums redigirt und veröffentlicht worden.

Dank der Auskunft, welche diese Schriften geben, deren Authenticität und Bedeutung keinerlei Zweifel unterliegt, ist der dunkle Schleier gelüftet, der über Allem lag, was die Bastille anging. Die Fabeln sind im hellen Licht der Geschichte wie Nebel verschwunden, und es sind Räthsel gelöst worden, die man nach vergeblichen Forschungen für unlösbar hatte erklären müssen.

*) „Der Katalog des Archives der Bastille" bildet den 9. Band des „Kataloges der Manuscripte der Bibliothek des Arsenals". Paris bei Plon 1892—95.

II.

Die Geschichte der Bastille*).

Julius Cäsar beschreibt Bauwerke, welche drei Stockwerke hoch in aller Eile von seinen Soldaten vor belagerten Städten aufgeführt wurden. Das ist der weit, weit hinter uns liegende Ursprung der „bastides“ oder „bastilles“, wie man im Mittelalter diese der Belagerung dienenden Bauten nannte.

Froissart sagt an einer Stelle, an der er von einem belagerten Platz spricht, daß man „bastides“ auf den Wegen und im freien Felde aufführte, sodaß es unmöglich war, der Stadt Proviant zuzuführen. Die Bezeichnung ging dann auf die großen Thürme über, welche man auf den Wällen der Festungen anbrachte, namentlich aber als Vertheidigungsbauten an den Eingangsthoren der Städte.

---

*) Als Quellenschriften für dieses Capitel wurden benützt: „La Bastille d'après les archives“, in der Revue historique und das wichtige Werk Fernand Bournon's „La Bastille“ in der Collection de l'histoire générale de Paris“ (1893).

Im Jahre 1356 erwähnen die Chroniken bedeutende Vertheidigungswerke in der Peripherie von Paris; es waren viereckige Bauten, welche in gewissen Zwischenräumen in die Stadtmauer eingefügt waren. Die Worte eschiffel, guérites, barbacanes, bezeichneten des Genaueren diejenigen dieser Bauten, welche sich zwischen den Stadtthoren befanden, während die Bezeichnung bastilles oder bastides vor Allem denjenigen zustand, die zur Vertheidigung der Thore bestimmt waren.

Der Grundstein zu dem Bauwerk, welches mehr als vier Jahrhunderte lang den Namen „Bastille" berühmt oder vielmehr berüchtigt machte, wurde am 22. April 1370 durch den Profos der Handelsgilde, Hugues Aubriot, gelegt. Man verstärkte damals, zur Zeit des Kampfes mit den Engländern die Befestigungswerke von Paris. Wollte man dem König Karl V. die Erbauung eines abscheulichen Gefängnisses zum Vorwurf machen, so hieße das etwa soviel, als Louis Philipp die Aufführung des Mont-Valérien vorwerfen. Wir entnehmen dieses Detail dem schönen Beitrag Fernand Bournon's über die Bastille, veröffentlicht in der „Histoire générale de Paris".

„Die Bastille," sagt der Autor, „war zur Zeit ihrer Wegnahme durch einen Volkshaufen am 14. Juli 1789 ungefähr ebenso wie sie aus den Händen der Architecten des XIV. Jahrhunderts hervorgegangen war." Die Stelle, auf welcher sich die Bastille erhob, stimmt nicht ganz überein mit der, welche

sie in der alten Befestigung einnahm. Um über diese klar zu werden, muß man sich die letzten Häuser der Rue St. Antoine und des Boulevards Henri IV. fortdenken. Das feste Schloß und sein Glacis bedeckten das Terrain völlig, auf welchem sie angelegt waren. Die abgerundeten Thürme aber würden bedeutend über die Fluchtlinie der Häuser vorspringen und über die Trottoirs hinausragen. Der Plan, welcher die exacte Stelle wiedergiebt, ist heute durch eine Flucht weißer Steine bezeichnet, sodaß man sich vollkommen orientiren kann.

Herr Augé de Lassus, welcher zu seinen Vorträgen*) über die Bastille den Werken Bournon's und dem unsrigen so viel entnommen hat, möge uns gestatten, unsererseits die Beschreibung, welche er von der Bastille giebt, zu entnehmen, soweit es sich um den Bau selbst handelt. Die sehr gewöhnlichen Kupferstiche, welche zu Tausenden noch im Jahre 1889 Verbreitung fanden und über die Paris sich lustig machte, haben uns vertraut gemacht mit der äußeren Erscheinung der Bastille. Die acht runden Thürme, durch Curtinen mit einander verbunden, waren von gleicher Höhe: Das Ganze sah beinahe aus wie ein gewaltig großer Sarkophag. Die acht Thürme hatten besondere Bezeichnungen und zwar: Thurm der Ecke, Thurm der Capelle, Thurm der Brunnen — dies sind aus den Umständen leicht erklärliche Bezeichnungen — sodann folgt der Thurm de

*) In der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft" (Association française pour l'avancement des sciences) gehalten. In Paris 1895 vom Secretariat der Gesellschaft veröffentlicht.

la Bertaudière und der de la Bazinière — genannt nach zwei Gefangenen — der Thurm des Schatzes hatte seine Bezeichnung dem Umstande zu verdanken, daß bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich unter Heinrich IV., Staatsgelder dort untergebracht waren. Der Dichter Mathurin Regnier macht in folgenden Versen eine Anspielung:

„Seh'n Sie diese Abbés, diese Söhne der Finanziers:
Die erwerbsgierigen Väter haben seit fünfzig Jahren
Nach Allem greifend, in ihre Familien mehr Geld
Gesteckt, als der König in der Bastille hatte."

Der siebente Thurm der Bastille hieß „Tour de la Comté"; sein Name stammt, wie Bournon annimmt, aus der Feudalzeit, in der es eine „Comté de Paris" gab. „Die Annahme," so fügt er hinzu, „ist um so berechtigter, als die Profoßen von Paris bis zu Ende des ancien régime den Titel führten: Profoßen „de la ville et vicomté de Paris".

Der achte Thurm hatte eine Bezeichnung, welche für den Thurm eines Gefängnisses allerdings überraschend ist, er hieß nämlich „der Freiheitsthurm" (tour de la liberté). Dieselbe kam daher, daß die in diesem Thurm untergebrachten Gefangenen sich gewisser Bevorzugungen erfreuten, z. B. die „Freiheit" genossen, in den Höfen der Citadelle spazieren gehen zu dürfen: man sagte, sie hatten die „Freiheit des Hofes". Von den Gefängnißbeamten wurden sie die „freien Gefangenen" im Unterschied zu den „eingeschlossenen" Gefangenen, genannt;

derjenige von den acht Thürmen, in welchem die „Freien“ untergebracht waren, hieß Thurm der Freiheit*).

Der „Thurm der Capelle“ und der „Thurm des Schatzes“, die älteſten, waren urſprünglich die Flügelthürme des Eingangsthores, welches früh ſchon vermauert wurde, deſſen Conturen, deſſen als Ornamente dienende Figuren — die von Heiligen, die von gekrönten Fürſten — man noch ſehen konnte. „Das einzige Eingangsthor,“ ſagt Angé de Laſſus, „welches exiſtirte, war inſofern ein doppeltes, als ſich neben dem großen, vor einer Zugbrücke liegenden Thor noch ein kleineres befand, für Fußgänger, welches jedoch ebenfalls nur mittelſt einer kleinen, herabzulaſſenden Zugbrücke paſſirt werden konnte.

In dem erſten der beiden Höfe der Baſtille hatte d'Argenſon eine große Uhr anbringen laſſen, welche von zwei überlebensgroßen Figuren, Gefangene in Ketten darſtellend, getragen war. Die herabhängenden Ketten dienten dem Ganzen als Ornament. D'Argenſon und ſeine Gehilfen hatten offenbar den Geſchmack von Wilden!

Am Tage nach der unglücklichen Schlacht von Saint-Quentin hatte, aus Furcht vor einem feindlichen Einfall, Coligny dem König Heinrich II. den Rath gegeben, die Befeſtigungen der Baſtille zu vervollkommnen. Damals wurde vor der Porte Saint-Antoine die Baſtion aufgeführt,

*) Man vergleiche „Nouveaux documents sur la Bastille“ in der ‚Revue bleu“ Nummer vom 26. März 1898.

die später in einen Garten für die Gefangenen umgewandelt wurde.

Endlich, im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, siedelte sich um die hochragenden, schwarzen Mauern der Bastille, wie im Mittelalter um die schönen, stolzen Kathedralen ein förmliches kleines Städtchen an, bevölkert von Barbieren, Seifensiedern, allerhand kleinen Krämern, von Leuten, welche Getränke, Käse, Eier feilboten. Die Baulichkeiten aber beeinträchtigten die Passage der Rue St. Antoine*). Sie reichen bis an das Ave-Maria-Kloster, dessen Capelle, jetzt ein protestantisches Gotteshaus, noch heut existirt.

„Man kann sich also," sagte Lassus, „folgende Vorstellung von der Bastille und ihrer nächsten Umgebung machen: „Nach der Rue Saint Antoine zu ein mächtig großes Portal, welches mit seinen kriegerischen Trophäen die Anmaßung hat, wie ein Triumphbogen zu erscheinen und zu einem ersten Hofe führt und von Buden umringt ist, welche, den Tag über wenigstens, ihre Artikel Jedermann, der kommt, zur Verfügung stellen; man darf sie ohne Weiteres passiren, sich nur nicht allzulange aufhalten. Es folgt alsdann ein zweites großes Thor für Fuhrwerk mit einem kleineren daneben für Fußgänger, beide mit Zugbrücken davor. Der Zutritt hier ist schwieriger, die

*) Ueber die Krambuden bei der Bastille sehe man das Buch des Herrn Bournon ein: auch „nouveaux documents sur les dernières années de la Bastille", welche demnächst in der Revue des questions historiques veröffentlicht werden sollen.

Controle strenger. Dieser zweite Eingang ist der Hof des Gouverneurs, in ihm stellen sich die freiwilligen wie unfreiwilligen Besucher ein. Rechts liegt das Gebäude für den Gouverneur, welches sich an das Zeughaus anschließt; auch die Gräben, welche vom Wasser der Seine gespeist werden — zu der Zeit, von der hier die Rede ist, ertranken nicht selten Besucher darin, da keine Geländer angebracht waren, später trockneten sie oft ganz aus, — dann folgen die hohen Thürme der Citadelle, mit ihren etwa 100 Fuß hoch liegenden crenelirten Kronen, und es zeigt sich die letzte Zugbrücke, die meistens, namentlich vor dem Wagenthor emporgezogen ist; nur die für Fußgänger pflegt herabgelassen zu sein, indem zugleich strenge Controle der Passanten geübt wird."

Diese Controle hält nicht Stand vor dem Geschichtsforscher — auch der Zar Peter der Große war ihr ausgesetzt*) — denn es sprechen dawider zahlreiche von Gefangenen herrührende Memoiren, unter denen wir nennen:

Die von Laporte, Bassompierre, Bourville, Bussy-Rabatin, Fontaine, Baron Hennequin, Renneville, Frau von Staal, Herzog von Richelieu, Abbé Roquette, Abbé Morellet, Marmontel, Dumouriez.

*) Man thut gut, sich nach dieser Richtung hin vor Uebertreibung in Acht zu nehmen. Im Jahre 1875 wurde dem Grafen Lusace und dem Woywoden von Liefland gestattet, die Bastille zu besuchen. (Brief von Pontchartrain an den Gouverneur der Bastille, datirt 1. April 1715 (Archiv der Bastille.)

Beizufügen wäre noch das „Journal der Bastille“ von La Jonchère, welches A. Babeau zu veröffentlichen im Begriff steht: dank den von der Verwaltung der Bastille herstammenden und in der Bibliothek des Arsenals aufbewahrten Documenten und dank der Correspondenz der Polizeibeamten dringen wir in das wohlgehütete Innere und sind in der Lage, dem Leben der Häftlinge von Tag zu Tag zu folgen.

Die Bastille war ursprünglich kein Gefängniß, wurde es aber bald und zwar unter der Regierung Karl VI. Trotzdem bewahrte sie zwei Jahrhunderte lang ihren Charakter als eine militärischen Zwecken dienende Citadelle. Zuweilen brachten dort die Könige ihre vornehmen Gäste unter, ja Ludwig XI. und Franz I. veranstalten in der Bastille solenne Festlichkeiten, von denen die Chronisten voller Bewunderung berichten.

Richelieu ist der eigentliche Begründer der Bastille als Staatsgefängniß, wie sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war. Vor ihm fanden nur einzelne vorübergehende Einkerkerungen daselbst statt. Aber was versteht man eigentlich unter einem Staatsgefängniß? Die Bezeichnung ist unbestimmt und Controversen zugänglich. Bourbon liefert eine recht gute Erklärung, wenn er sagt:

„Unter einem Staatsgefängniß — ein solches ist vor Allem die Bastille — muß man sich ein Gewahrsam derjenigen Personen denken, welche ein Verbrechen oder Vergehen begangen haben, welches Nichts zu thun hat mit dem gemeinen Recht, ein Gewahrsam für diejenigen, welche — gleichviel ob mit

Recht oder mit Unrecht — als der Sicherheit des Staates gefährlich erschienen: ob es sich dabei um die Nation, deren Oberhaupt oder um eine Gruppe einflußreicher Männer, oder gar nur um Familienkreise handelte, galt gleichviel. Setzt man dieser Kategorie von Gefangenen Personen hinzu, welche von zu hervorragender Stellung sind, um wegen eines gemeinen Verbrechens belangt werden zu können und denen ein über dem gewöhnlichen stehendes Gefängniß gebührte, so wird man sich von den verschiedenen Vergehen, die in der Bastille ihre Sühne fanden, einen Begriff machen können — von den Zeiten Richelieu's bis auf die Revolution."

Die Verwaltung der Bastille war bis zur Regierung Ludwig XIII. stets einem grand seigneur übertragen, d. h. einem Herzog, einem Connétable, einem Marschall von Frankreich — z. B. dem Marschall Bassompierre, dem Connetabel de Luynes, dem Marschall de Vitry, dem Herzog von Luxembourg, sie wurde als Richelieu an's Ruder kam, einem wirklichen Kerkermeister übergeben, d. h. zunächst dem Herrn Leclerc du Tremblay, einem Bruder des Pater Joseph*).

*) Der folgende Brief, den Pontchartrain an Bernaville schrieb, indem er demselben die Ernennung zum Gouverneur der Bastille in Aussicht stellte, ist bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden. Er ist bezeichnend in Bezug auf das, was Ludwig XIV. von einem Commandanten des großen Staatsgefängnisses verlangte. Der Brief lautet: „Herrn Bernaville, Versailles, den 28. September 1707. Ich bin im Besitz Ihres Briefes vom gestrigen Tage; ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen bereits geschrieben habe: nämlich ununterbrochen das im Auge zu haben,

Documente, welche einiges Licht über die Bastille zur Zeit, als der „rothe Mann" wie Victor Hugo den Cardinal Richelieu nennt, allmächtig war, werfen könnten, sind nur spärlich vorhanden. Ein Advocat, Maton de la Varenne, hat 1789 in dem Buch „Die Pariser Revolutionen" einen Brief veröffentlicht, welcher am 1. December 1642 geschrieben und an den kranken Cardinal gerichtet sein soll. Er lautet:

„Ich, den Sie in der Bastille verfaulen lassen, weil ich ihrer Aufforderuug nicht entsprochen habe; dieselbe hätte meine Seele zu ewiger Höllenpein verurtheilt, ich hätte die Ewigkeit mit blutbefleckter Hand betreten."

Wir sind nicht in der Lage die Authenticität des Briefes zu garantiren; etwas verdächtig erscheint uns derselbe; der Text ist zu einer Zeit veröffentlicht worden, in der eine Menge

---

was in der Bastille vor sich geht, Nichts zu vernächlässigen, was zu den Pflichten eines tüchtigen Gouverneurs gehört, die Ordnung und Disciplin unter den Bewachungstruppen aufrecht zu erhalten, darauf zu achten daß die Wachen mit aller erforderlichen Umsicht ihre Pflicht thun, daß der Sold den Soldaten pünktlich gezahlt werde; darauf zu achten, daß die Gefangenen gut verpflegt und milde behandelt werden, dabei aber zu verhindern, daß sie mit der Außenwelt correspondiren oder daß sie Briefe schreiben. Sie selbst müssen mit Ihren Benachrichtigungen an mich über alle Detailereignisse in der Bastille sehr exact sein. Sie werden unzweifelhaft einsehen, daß, indem Sie Ihr Verhalten entsprechend einrichten, Sie sich beim Könige beliebt machen und ihn möglicher Weise veranlassen, Sie zum Gouverneur zu ernennen. Sie können auf mich zählen, ich werde Nichts unterlassen, was Ihren Dienstleistungen in den Augen Sr. Majestät Werth geben könnte. Gez. Pontchartrain." (Bibliothek des Arsenals aus dem Archiv der Bastille.)

apokrypher Schriftstücke, angeblich aus dem Archiv der Bastille stammend, erschien.

Mehr der Beachtung werth ist „der Bestand der im Bastille-Schloß befindlichen Gefangenen" aus der Zeit Richelieus, ein Schriftstück, welches Bournon im Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten aufgestöbert hat. Es enthält 53 Namen, es ist wohl das älteste noch vorhandene Verzeichniß der Gefangenen. Unter den Detinirten sind mehrere, die im Verdacht stehen oder überführt sind schlechter Absichten wider den Cardinal; einige sind beschuldigt: sie wollten Etwas wider den Thron unternehmen, oder auch sie wären Spione. Es ist unter Anderen ein Priester genannt und als „extravagant" bezeichnet, ein Mönch, der sich der Wahl von Cluni widersetzt hat"; ferner drei Eremiten, drei Falschmünzer, der Marquis d'Asfigny, der, zum Tode verurtheilt, zu lebenslänglichem Kerker „begnadigt" wurde; etwa zwanzig betitelte Herren, die als „verrückt, Lumpenkerle oder böse Teufel" bezeichnet oder eines wirklichen Verbrechens wie Mord oder Diebstahl bezichtigt sind. Endlich Solche, hinter deren Namen Nichts vermerkt ist als „Königin Mutter" oder „Monsieur"; man kann daraus schließen, daß der, welcher die Liste anfertigte, nur in Bezug auf die „Gefangenen des Cardinals" unterrichtet war. Weiter unten geben wir ein Verzeichniß der Gefangenen, welche am 14. Juli 1789 sich in der Bastille befanden.

Ein Vergleich zwischen beiden Listen erscheint lehrreich.

Wir besitzen ferner, um uns ein Urtheil über die Bastille zur Zeit Richelieu's zu bilden, die Memoiren Bassonpierre's und Laporte's, welche uns in ein elegantes Staatsgefängniß, man möchte sagen ein sehr luxuriöses Gefängniß einführen, welches für Personen der besten Gesellschaft hergerichtet ist, und in welchem diese zu einander in gesellige Beziehung treten und sich gegenseitig Besuche abstatten*). Damals und noch viele Jahre später befanden sich namentlich wegen Disciplinarvergehen bestrafte Offiziere in der Bastille. Auch Kriegsgefangene wurden darin eingesperrt sowie fremde Personen von Rang, aus Gründen der Represailles**), geheime Agenten, vom Auslande in Frankreich unterhaltene Spione, grands seigneurs, mit deren Haltung der König unzufrieden war. Die Hofintriguen zur Zeit Richelieu's und Mazarin's trugen wesentlich dazu bei, daß in Bezug auf die Bestimmung der Bastille Aenderungen eintraten: von da an wurden auch Kammerdiener mit Verschworenen gegen den Souverän vermischt.

*) Am 12. Mai 1638 kam Herr von Chavigny zu mir, um mir das Versprechen schriftlich abzunehmen, daß ich mich nach Saumür verfügen solle. Ich unterschrieb, und am anderen Tage verließ ich die Bastille, nachdem ich mich bei allen Gefangenen verabschiedet hatte. (Mémoires de Laporte.)

**) „Am 15. October 1793 brachten Aumont, der Jüngere, und Herr von Chantepie einen Gefangenen ein, einen Piemontesen mit Namen de Gromisse, der aus Gründen der Repressalie verhaftet war; der Herzog von Savoyen hatte den Mantel gedreht und uns überfallen." (Journal des „lieutenant de roi" Du Junca. Bibliothek des Arsenals; es ist ein Beispiel für viele ähnliche.)

Die Regierung Ludwig XIV. brachte die Religionsverfolgungen auf, und bald sah man in der Bastille ganze Schwärme von Zeitungs- und Novellenschreibern die Räume füllen.

Ludwig XIV. war gerade nicht für Preßfreiheit eingenommen, andererseits wieder nahm er Anstand, Litteraten, Jansenisten oder Protestanten, die von der Wahrheit ihres Bekenntnisses überzeugt, pêle-mêle mit Strolchen und Dieben, wie sie in Bicêtre, Saint-Lazare und anderen Gefängnissen von Paris steckten, zusammen zu thun. Er öffnete ihnen, in vielleicht zu edelmüthiger Stimmung, die Thore der Bastille, wo sie mit lebenslustigen jungen Männern zusammentrafen, denen „etwas Bastille" auf Ansuchen ihrer Familien zudictirt war, oder mit allzu kampflustigen Edelleuten, welche die Marschälle, ihre obersten Vorgesetzten, in die Bastille schickten, um Duelle zu vermeiden und das heiße Blut abzukühlen*).

Unter der Regierung Ludwig XIV. spielen auch einige große Processe, welche großes und bedenkliches Aufsehen erregten, indem sie gleichzeitig die Angeklagten in ein geheimnißvoll leuchtendes Licht stellten: es waren Processe wegen magischer Kunst und Hexerei, wegen Giftmischerei und Falschmünzerei. Die Angeklagten waren in der Bastille eingesperrt. Wir begegnen bei dieser Gelegenheit einer, soweit es sich um

*) Man sehe: „Lettres de cachets, données par les marechaux de France" (Bulletin der „Société de l'histoire de Paris; März-April 1889).

die Bastille handelt, auffälligen Neuerung: die Angeklagten werden in regelrechter Form Richtern vorgeführt. Später vertheilte man diese Angeklagten in die Bastille und in den Donjon von Vincennes.

Hier ist die Glanzperiode der Bastille, sie ist in Wirklichkeit ein Staatsgefängniß: die Schriftsteller können sie in aller Noblesse schildern, sie erscheint anmuthend, zugleich aber schrecklich, glanzvoll, majestätisch, bald voll lustigen Lärmes, bald in starrem Schweigen.

Aus dem dunklen Innern, hervor aus mächtigen Mauern dringen Laute an unser Ohr wie Gesang wie Gelächter, untermischt von dem Aufschrei der Verzweiflung, von Jammer und Klage. Das ist die Zeit der eisernen Maske, die Zeit, da der Gouverneur geheimnißvolle Zuschriften vom Hofe erhielt. Wie z. B.: „Ich beschwöre Sie, mein Herr, es so einzurichten, daß, wenn Jemand kommen sollte, um Nachrichten einzuziehen über den Gefangenen, welchen der p. p. Desgrez heut Morgen auf Befehl des Königs in die Bastille abgeliefert hat, man keine Auskunft giebt; so ist es der Wille Sr. Majestät, und so besagen die beigefügten Befehle: Niemand soll Etwas wissen, nicht einmal den Namen*).

*) Es kam sehr selten vor, daß ein Gefangener nicht unter seinem Namen in die Listen eingetragen wurde; unter Ludwig XIV. freilich kam es mehrere Male vor. François Eliard, ein Gärtner aus der Normandie, starb in der Bastille am 24. October 1701, er wurde unter der Bezeichnung Pierre Navet beigesetzt, er gab seinen Namen nicht an,

„Herr von Bernaville (so hieß einer der Gouverneure), da ich Befehl ertheilt habe, an die Gefängnisse meines „Schlosses der Bastille" einen Gefangenen von Bedeutung abzuführen, so schreibe ich diesen Brief an Sie, um Ihnen zu sagen, es ist meine Absicht, daß Sie ihn aufnehmen lassen und bis auf weitere Ordre scharf bewachen; ich füge hinzu, es nicht zu gestatten, daß irgend Jemand, sei es unter welchem Vorwande immer, weder mündlich noch schriftlich mit ihm verkehre."

Die Gefangenen, welche von tiefem Schweigen umringt lebten, gehörten fast sämmtlich derselben Kategorie an, es waren Spione von hervorragender gesellschaftlicher Stellung, wie sie während der Kriege Ludwig XIV. in Frankreich ziemlich zahlreich vorhanden gewesen zu sein scheinen; sie wurden um so eifriger verfolgt, jemehr das Glück den französischen Waffen den Rücken wandte.

Wir lesen in dem von du Junca, dem „lieutenant de roi" wie sein Titel lautete, geführten Journal Folgendes: „Am 22. December gegen 10 Uhr Morgens kam Herr de la Coste, Profoß der königlichen Armee, er lieferte einen Gefangenen ein, den er durch unser neues Thor führte, durch welches man in den Garten des Arsenals größerer Geheimhaltung wegen

---

es war ein politischer Verbrecher, bloßgestellt besonders während des Krieges von 1693. Man wird sogleich hören, daß die „eiserne Maske" nach dem Kirchhofe der Bastille unter ihrem wirklichen Namen beerdigt wurde.

gelangen kann. Der Gefangene, von Eſtingen mit Namen, ein Deutſcher, war in England verheirathet. Der Gouverneur erhielt einen beſonderen Befehl des Königs, überbracht vom Marquis de Barbezieux, den Gefangenen ja von jedem Verkehr, ſei es ein mündlicher oder ein ſchriftlicher, fernzuhalten. Der Gefangene wäre Wittwer und kinderlos, ein geiſtvoller Mann und unterhalte einen lebhaften Nachrichtenverkehr über Vorgänge in Frankreich mit Deutſchland, England und Holland. Der Eingelieferte gehöre zu den ehrenhaften Spionen."

Unter dem 10. Februar 1710 ſchrieb Pontchartrin an Bernaville, den Gouverneur der Baſtille:

„Ich kann mir nicht verſagen, Ihnen zu eröffnen, daß Sie und der Chevalier de la Croix zuviel mit einander reden und namentlich zu eingehend über ihre fremdländiſchen Gefangenen. Die Geheimhaltung, das Geheimnißvolle überhaupt, zählt zu Ihren erſten Pflichten; ich bitte deſſen eingedenk zu ſein. Nur Diejenigen, welche ich Ihnen geſchickt habe, dürfen dieſe Gefangenen ſehen, nicht einmal Herr d'Argenſon. Ueberzeugen Sie klar und deutlich die Herren Abbé Renaudot und de la Croix von der Nothwendigkeit eines unverletzlichen, eines undurchdringlichen Geheimniſſes."

Auch zu dieſer Zeit kam es vor, daß der Gefangene über die Veranlaſſung ſeiner Verhaftung überhaupt Nichts erfuhr.

Louvois berichtet dem Gouverneur: „Der Baſtillegefangene mit Namen J. J. du Vacquay hat ſich beim Könige darüber

beschwert, daß man ihn schon 13 Jahre lang festhält, ohne daß er weiß, weshalb. Ich ersuche Sie, mir mitzutheilen, von wem der Befehl unterfertigt ist, durch welchen du Vacquay detinirt wird, damit ich Sr. Majestät Bericht erstatten kann."

Da, sobald die Einkerkerung einmal erfolgt war, der größere Theil der Papiere, welche Bezug auf die Verhaftung hatten, vernichtet wurde, so kam es wohl vor, daß man auf dem Ministerium selbst die Gründe, welche Verhaftungen veranlaßt hatten, nicht wußte. So schrieb beispielsweise Seignelay dem Gouverneur de Besmaus:

„Der König ertheilt mir Befehl, bei Ihnen anzufragen, wer der Gefangene Dusmenil ist, wie lange er schon in der Bastille sitzt und weshalb."

„Mademoiselle de Mirail, eine Gefangene der Bastille, ist beim Könige um ihre Freilassung eingekommen. Se. Majestät befiehlt mir, bei Ihnen Informationen einzuziehen, weshalb sie gefangen gehalten wird. Wenn Sie es wissen, so machen Sie mir sobald wie möglich Mittheilung.

Ein anderes Mal schreibt Louvois:

„Ich übersende Ihnen den Brief eines gewissen Coquat, in Betreff dessen der König mir befohlen hat, Erkundigungen bei Ihnen einzuziehen, wer den Haftbefehl ausgestellt hat und ob Sie nicht über die Veranlassung Etwas wüßten."

„Monsieur, diese wenigen Zeilen enthalten die Bitte, mir anzugeben, wer dieser Piat de la Fontaine ist, der seit fünf

Jahren in der Bastille ist: vielleicht entsinnen Sie sich noch, weshalb er sitzt."

Briefe dieser Art sind übrigens sehr selten: wenn man bedenkt, welche Enthüllungen darin enthalten sind, mit welchem Luxus, mit welchem außerordentlichen Comfort die Gefangenen umgeben waren, so sind sie doch sehr charakteristisch für die Geschichte des berüchtigten Gefängnisses aus dieser Zeitepoche, d. h. dem siebzehnten Jahrhundert.

Im Jahre 1667 ist der Polizeilieutenantposten an der Bastille geschaffen worden. Der Erste, der denselben bekleidete, Gabriel Nicolas de la Reynie, war ein sehr tüchtiger Mann. Wichtig ist es, darauf aufmerksam zu machen, daß nach den früheren Bestimmungen der Polizeibeamte einen doppelten Charakter hatte, indem er gleichzeitig vom Ministerium abhängig und Mitglied des Châtelet war; er war Verwalter und Richter zugleich. Die Bastille war als Staatsgefängniß vor Allem eine der Verwaltung unterstehende Anstalt; nach und nach jedoch in Folge des Ranges der in der Bastille untergebrachten Gefangenen mußte ihr auch ein juristischer Charakter beigelegt werden und das Ministerium sah sich veranlaßt, für die Verhöre einen seiner Beamten, den „Polizeilieutenant", zu bestimmen. Obwohl de la Reynie kurzer Hand die ganze Verwaltung in die Hände nahm*), so waren doch

*) Ich weiß, dank dem Rath des Herrn de la Reynie, über Alles Bescheid, was in der Bastille geschieht, und glaube nichts Besseres thun

seine Besuche in der Bastille zunächst nur selten, er bedurfte dazu stets einer von Ludwig XIV. oder von Colbert unterzeichneten Erlaubnißkarte.

Auf de la Reynie folgte d'Argenson, und dieser erweiterte den Wirkungskreis der Polizeibeamten wesentlich. Von nun an durfte derselbe das Gefängniß betreten, sobald er wollte, er war Herr und Gebieter, mit ihm erschienen andere Beamte des Châtelet wie Polizeiinspectoren und Registratoren, die Gefangenen traten mit ihm in ständigen und directen Verkehr; er besichtigt, wenigstens jährlich einmal, die Zellen*). Es genügt, daß bei einem etwaigen Wechsel das Ministerium dem Gouverneur den Namen des Neuanzustellenden bekannt macht.

Von dieser Zeit an war das Gefängniß der Vorstadt Saint Antoine dem Ressort des Magistrates unterstellt. Die auf Ludwig XIV. folgende Regentschaft änderte Mancherlei. Die Zahl der Einkerkerungen in der Bastille nahm ab, das Reglement wurde weniger streng, allein das Gefängniß verlor auch seinen „vornehmen" Charakter. Das wichtigste Ereigniß während der Regentschaft war die Einkerkerung der in die Verschwörung Cellamari's verwickelten Personen. Es befand sich unter ihnen Mlle. de Launay, die spätere Mme. de Staal,

zu können, als dem Rathe zu folgen. Brief des Gouverneurs de Besmaus 23. Nov. 1680 (Nat.-Bibliothek).

*) Man vergleiche die zahlreich vorhandenen Berichte über die Gefangenen, welche von d'Argenson herrühren (Nat.-Bibliothek).

Sie hat über ihre Gefangenschaft reizend geschriebene Mittheilungen hinterlassen, in welchen wir den kleinen Roman dargestellt finden, den wir hier in aller Kürze wiedergeben wollen.

Mlle. de Launay versah den Posten eines Secretairs bei der Herzogin du Maine. Sie hatte zum Theil den Entwurf zu dem Complott Cellamare's gemacht; dasselbe hätte, falls es geglückt wäre, den König von Spanien auf den französischen Thron gesetzt. Der Regent ließ sie in die Bastille einsperren, mit ihr mehrere Mitschuldige; so geschehen am 10. December 1718. Man hatte weniger die Absicht, sie für ihr Delict zu bestrafen als von ihr Details über das Complot zu erhalten. Man hätte sie hart behandeln können, allein sie fand in der Bastille alle möglichen Bequemlichkeiten und Rücksichten. Sie sagt in ihren Memoiren, daß ihr Aufenthalt in der Bastille die beste Zeit ihres Lebens gewesen wäre. Ihr Kammermädchen, Rondel mit Namen, durfte mit ihr die Wohnung theilen; sie wurde in fein ausgestatteten Räumen untergebracht, fand jedoch Veranlassung, sich über Mäuse zu beschweren, man wies ihr deshalb eine Katze zu; diese setzte eine kleine Katzenfamilie in die Welt, welche viel zur Unterhaltung beitrug. Mlle. de Launay nahm regelmäßig ihre Mahlzeiten beim Gouverneur ein; den Tag über mit Schreibereien und Spielereien beschäftigt. Herr Maisonrouge, der sogenannte „Lieutenant de roi" ein älterer Herr, der im Range gleich hinter dem Gouverneur kam, faßte eine leidenschaftliche

Zuneigung für die Gefangene und erklärte ihr, er würde es sich zum höchsten Glück anrechnen, wenn sie ihm ihre Hand reichen wolle. Die Räume, welche Maisonrouge bewohnte lagen dicht neben denen der Mlle. de Launay. Unglücklicher Weise lagen in der Nähe noch andere Gemächer, welche von einem jungen glänzenden Cavalier, Herrn de Mériel, bewohnt waren, welcher ebenfalls in das Complot Cellamare's verwickelt war, die Dame aber kannte ihn nicht. Maisonrouge scheint ein Mann von hohem geistigen Schwunge und edelmüthigem Charakter gewesen zu sein. Er sprach zu seinen Gefangenen, zu einem von dem andern, und hoffte, indem er sie auf diese Art in Beziehung zu einander brachte, sie würden Freude daran haben, besonders die junge Dame, der sein Herz gehörte. Herr von Mériel und Fräulein de Launay konnten einander persönlich nicht kennen lernen und haben sich auch nie gesehen. Sie unterhielten sich jedoch, indem sie einander Verse dedicirten. Wie Alles, was die Feder der Dame schuf, so waren auch ihre Verse lebendig und reizend. Der gute Maisonrouge übernahm die Rolle des Briefträgers und war glücklich, seine junge Freundin lustig zu sehen. In den von Maisonrouge von einem Gemach in das andere beförderten Versen war natürlich auch alsbald von Liebe die Rede, und diese Liebe, wie das wohl aus den Umständen erklärlich ist, wurde bald in der Ideenwelt der jungen Leute eine wahre, gemalt in den schönsten Farben der Phantasie, und Maisonrouge wurde veranlaßt, eine Begegnung herbeizuführen. Sie hatten sich,

wie gesagt, nie gesehen, und als dies endlich geschah, war Mlle. de Launay ganz entzückt von dem schönen und feinen de Mériel; der Eindruck, den die Dame machte, war vielleicht weniger stark. Man pflegt zu sagen, für Nonnen ist jeder Gärtnerbursche ein Mann, so könnte man auch sagen, für einen Gefangenen ist jede Frau ein Engel. Die Zusammenkünfte fanden unter dem wohlwollenden Auge Maisonrouge's statt; er bemerkte wohl, wie sich die Liebe der de Launay zu de Mériel immer stärker entwickelte. Dabei liebte er selbst die Dame mit ganzer Seele, stellte ihr Glück jedoch über sein eigenes. Diese zarten, entzückenden Details sind in den Memoiren der de Launay (von Staal) meisterhaft geschildert. Bournon ist der Ansicht, daß nach dem eigenen Urtheil der Launay diese Liebesidylle in der Bastille selbst „die Lösung fand, die man ja errathen wird." In den Memoiren der Mme. de Staal haben wir darüber Nichts entdeckt, Herr Bournon aber ist vielleicht ein besserer Psychologe als wir. Der Gouverneur bekam von der Sache Wind und de Mériel wurde in einen entfernt gelegenen Thurm transferirt: Mlle. de Launay weinte sich die schönen Augen aus und — kaum glaublich — Maisonrouge war seinerseits gerührt; er verdoppelte seine Bemühungen, ihr zu gefallen, ja er vermittelte weitere und noch schwierigere tête-a-têtes zwischen den Liebenden. Im Frühjahr 1720 verließ Mlle. de Launay die Bastille, nachdem sie an den Regenten einen ausführlichen Bericht über die Verschwörung, den sie bisher stets verweigert,

eingesandt hatte. Vergeblich verlangte sie nach Wiedererlangung ihrer Freiheit von Herrn de Mériel, er solle sein Versprechen halten und sie heirathen. Maisonrouge starb im darauffolgenden Jahr, „vor Kummer" so sagt die kokette Dame, daß er während ihrer Haft von ihr ein Heirathsversprechen nicht erlangt hätte, welches sie jetzt vielleicht ihm zu geben bereit gewesen wäre.

Es scheint beinah, als habe unter der Regentschaft die Liebe in der Bastille einen besonderen Cultus gehabt. Der junge Herzog von Richelieu wurde eingesperrt, weil er seiner Gemahlin keine Liebe erwies. Dieser Herr war mehrere Wochen hindurch eingesperrt nnd befand sich in „finsterer Einsamkeit", wie er berichtet, als sich plötzlich die Thür seines Zimmers öffnete und die Herzogin vor ihm erschien, aufs Schönste geputzt, strahlend, bezaubernd. „Der liebliche Engel," schreibt der Herzog, „welcher vom Himmel auf die Erde flog, um Peter zu befreien, war kaum so strahlend!"

Wir haben gesehen, wie die Bastille aus einer militärischen Zwecken dienenden Citadelle ein Staatsgefängniß wurde. Wir werden jetzt unter der Regierung des Herzogs von Orleans einer neuen Umwandlung beiwohnen. Ein an sich unbedeutendes Ereigniß bot Veranlassung dazu. Zum zweiten Mal wurde der Herzog von Richelieu in der Bastille eingesperrt; ein Parlamentsrath nimmt ihn dort in's Verhör, und das Parlament tritt in Verhandlung über den Casus: das Parlament in der Bastille, dem Königlichen

Gefängniß*). Von da an wurde mit jedem Jahre mehr die Bastille ein modernes Gefängniß.

„Unter dem Cardinal Fleury," schreibt La Harpe, „wurde das vielbesprochene Schloß fast nur von jansenistischen Schriftstellern bewohnt; später von den Helden der Philosophie und den Autoren versteckter Satiren, indem sie ihnen ein gewisses Relief gab. Es wurden dort mehr und mehr Leute eingesteckt, die vom Châtelet oder vom Parlament aus verurtheilt waren. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ließ der Gerichtshof vom Châtelet Angeklagte direct nach der Bastille schaffen**). Dies aber war zur Zeit Ludwig XIV. ein unerhörter Fall gewesen. Der Gerichtsdiener verfügt sich vor die Thürme der Bastille und schreit über den Graben hinüber dem Gefangenen, der seinen Kopf an die Traillen seines Kerkerfensters preßt, seine Vorladung zu. Die Vertheidiger des Angeklagten dürfen mit demselben berathen: es sind die

*) Im Parlament wird demnächst über den „Fall Richelieu" verhandelt werden, woraus man ersieht, daß das Parlament sich allmählich in die Bastille eindrängte, in welcher ein Rath den Herzog von . . . . . vernommen hat. (Gazette de la régence.)

**) Die Commission vom Châtelet, welche mit der Vernehmung des pp. Billara betraut war, hatte die Ergreifung des Abbé Grisel verfügt, und ich habe ihn festnehmen und in die Bastille schaffen lassen am 9. dieses Monats. Um zu seiner Verhaftung und der Vernichtung seiner Papiere zu ermächtigen, wird der Minister gehorsamst gebeten, drei königliche Befehle auszufertigen mit dem 9. März 1770 als Datum." Erlaß an den Grafen Saint Florentin, königlichen Hausminister. Die Marginalbemerkung des Ministers lautet „Als Befehl anzusehen, 10. März 1770" (Archiv der Bastille).

einzigen Personen, die die Erlaubniß haben, sich unter vier Augen mit dem Gefangenen zu unterhalten. An dem festgesetzten Tage wird dann der Gefangene nach dem Gericht überführt, und zwar bei Nacht und ohne Aufsehen, um die Leute nicht aufmerksam zu machen.

Unter Ludwig XVI. kamen Parlamentsräthe in die Bastille, um dieselbe wie alle anderen Gefängnisse zu visitiren*). Endlich erläßt der Minister Breteuil Instructionen für die Intendanten, daß von nun an Haftbefehle (lettres de cachet) ungültig wären, wenn sie nicht die Dauer der Strafe angäben, zu der der Schuldige verurtheilt worden war, und den Grund seiner Verhaftung. Von da an ist die Bastille nicht mehr anders als die übrigen Gefängnisse, in denen die Gefangenen besser behandelt werden**).

*) Alf. Bégis, „Das Gefangenen-Register der Bastille".

**) Es ist durch unzählige Zeugenaussagen bestätigt, daß die Bastille weitaus das mildeste unter allen Gefängnissen des Königreiches war. In der Bastille war die Behandlung die nachsichtigste, es war das humanste Gefängniß in Frankreich. (Bemerkungen zur Geschichte der Bastille.) „Die Wittwe Gilbert an die Dlle. de Bray. Gefangene der Bastille sind sehr beunruhigt. Sie bilden sich ein, daß man Dlle. Prêval nach dem Hospital (La Salpétrière) geschafft habe und daß ihnen dasselbe bevorstehe." Brief vom 6. September 1754 vom Major Chevalier an den Polizei-Lieutenant. (Archiv der Bastille.) „Ich glaube, mein Herr, daß die Bastille dem Herrn Poirot besser zusagen würde als Fort-l'Evêque. Er wird sich dort besser befinden und ihm keine Kosten erwachsen: der Polizeilieutenant selbst kommt, ihn zu vernehmen. (Brief eines Secretärs an Malesherbe, 21. August 1775, Archiv der Bastille.) „Um Aufsehen zu vermeiden, hielt ich es für gut, daß der Ort, wohin ich ihn führte, ihm unbekannt

Im Jahre 1713 schrieb der Staatssecretär Voysin an d'Argenson:

„Beaumanielle verdient die Rücksicht nicht, daß man ihn vom Châtelet, wo er sich befindet, in die Bastille transferirt*)."

La Harpe hat den Umwandlungsproceß des großen Staatsgefängnisses treffend geschildert, indem er bemerkt, daß seit Anfang des Jahrhunderts keiner der Gefangenen, welche dort verwahrt wurden, die Ehre eines solchen Gewahrsams

---

blieb; er glaubte, es komme lediglich die Bastille in Betracht, und er hielt fest an dem Glauben seiner Infreiheitsetzung. Als er jedoch merkte, daß wir auf der Straße nach Bicêtre waren, wurde seine Stimmung eine ganz andere." (Bericht eines Polizisten, von Manuel erwähnt: Enthüllungen über die Pariser Polizei.) „Ein gewisser Boctay, der in Vincennes eingesperrt war, bittet um die Gnade, in die Bastille transportirt zu werden. „Ich hoffe," so sagt er dem Polizeibeamten, „daß Ihr menschliches Gefühl mir dies nicht abschlagen wird. (Les Révolutions de Paris.) Delort erwähnt eine wegen Mordes im Châtelet eingekerkerte Frau, welche in Rücksicht auf ihre schwächliche Gesundheit in die Bastille überführt wird. — Herr von Cambenon wird mitsammt seinem Neger Alexis verhaftet; der Herr kommt in die Bastille, der Neger nach Bicêtre. (Brief Sartine's an den Major Chevallier, 23. März 1767. Archiv der Bastille.) Im „Journal d'un prêtre Parisien" (1789—92) des Abbé Rudemare, gestorben während der Restauration, welcher Pfarrer im Kirchspiel des Blancs. Manteaux in Paris war, steht Folgendes: „Am 14. Juli wurde die Bastille genommen; am 15. führte mich Neugier dorthin. Ein Vagabond gesellte sich zu mir und meinte: Herr Chevalier! Sie werden nicht behaupten wollen, daß wir, indem wir die Bastille zerstörten, für uns arbeiteten, im Gegentheil für Sie, denn unsereins hatte mit der Bastille Nichts zu thun. Uns wirft man in's Loch nach Bicêtre. Ist Nichts vorhanden, um auf Ihre Gesundheit zu trinken, mon chevalier?"

*) Veröffentlicht von Ravaisson (Archiv der Bastille).

verdient hätte*). La Harpe's Bemerkungen wurden von Linguet bestätigt, welcher sagt: „In letzter Zeit ist die Bastille nicht mehr für Staatsverbrecher reservirt, sie ist in gewisser Beziehung ein Vorzimmer zur Conciergerie geworden."

Wenn die alternde Bastille an ihrem inneren Glanz eingebüßt hatte, so war zugleich die Tortur, welche in Wahrheit nie, außer in Fällen richterlicher Verfügung zur Anwendung gekommen war, daraus völlig verschwunden. Mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts waren die Verließe und Ketten nur noch als zeitweise Strafen für Gefangene, die sich ungefügig zeigten, in Gebrauch. Seit der Thronbesteigung Ludwig XVI. fielen auch diese fort.

Breteuil untersagte es ausdrücklich, die Verließe (cachots) — es waren dunkle, feuchte Kellergelasse zu unterst der großen Thürme — noch zu benutzen. Malesherbes verordnete unter dem 11. September 1775: „Es darf den Gefangenen weder Schreib- noch Lesematerial versagt werden. Ein etwaiger Mißbrauch kann nicht Gefahren enthalten, da ja die Gefangenen in engem Verwahrsam sind. Man darf auch dem Wunsch Derjenigen nicht entgegen sein, welche sich auf andere Art beschäftigen wollen, wenn sie nur nicht verlangen, daß Werkzeuge in ihren Händen verbleiben, die ihnen zum Ausbrechen aus ihrem Gewahrsam dienen könnten. Wenn Einer an die

*) Siehe die interessanten Bemerkungen La Harpe's über die Bastille, veröffentlicht in der „Revue retrospective", 1. Juli 1889.

Seinigen schreiben will oder an seine Freunde, so soll es ihm gestattet sein, auch Antworten sollen ihnen, nachdem dieselben zuvor durchgelesen sind, zugehen. In allen diesen Dingen hat Ihre Klugheit, Ihre Humanität das entscheidende Wort*)." Auch das Lesen von Zeitungen, früher strengstens untersagt, wurde bewilligt.

Es muß auch schließlich darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Zahl der in die Bastille Eingesperrten bei Weitem nicht so groß war, als man vielleicht denkt. Während der ganzen Regierung Ludwig XVI. beherbergte die Bastille nur 240 Gefangene, das heißt per Jahr etwa 16. Die Räumlichkeiten waren auf 42 getrennt Unterzubringende berechnet.

Unter Ludwig XIV., d. h. zu der Zeit, als die Regierung mit Haftbefehlen um sich warf, kamen jährlich doch nur etwa 30 Gefangene in die Bastille; zuweilen war deren Gefangenschaft nur von ganz kurzer Dauer. Dumouriez berichtet in seinen „Mémoirs", daß, während er in Haft war, er nie mehr als 17 Mitgefangene zählte, daß es oft deren nur 6 waren. Alfred Bégis hat ein Verzeichniß der von 1781 bis 1789 in der Bastille befindlichen Gefangenen aufgestellt; 1788 waren ihrer 27 vorhanden, dies aber war die höchste Ziffer seit 8 Jahren. Im September 1782 waren es 10, im April 1783 7, im Juli desselben Jahres wieder 7, im December 1788 9, im Januar 1789 9, zur Zeit der Erstürmung nur 7.

*) Nat. Archiv.

Wahr ist es, daß man nicht nur Männer, wenn sie gefährlich erschienen, sondern auch Bücher in die Bastille steckte. Der Befehl des Königs lautete in letzterem Falle ganz ähnlich wie eine lettre de cachet (Haftbefehl); Bournon theilt ein Beispiel mit. Die Bücher wurden in einem versteckten Raum untergebracht, der zwischen dem Thurm de la comté und dem Thurm du trésor lag, über einem alten Durchgange, welcher mit der Bastion in Verbindung stand. Im Jahre 1733 ersuchte der Polizeilieutenant den Gouverneur: „Alle Utensilien einer geheimen Druckerei, welche in einem versteckten Raum der Abtei St. Victor aufgefunden seien, in die Bastille aufzunehmen und verwahrt zu halten." Sobald die Bücher aufhörten, gefährlich zu sein, gab man sie wieder frei. So geschah es auch mit der Encyclopädie nach einigen Jahren der Aufbewahrung.

Während der Regierung Ludwig XVI. kamen, wie gesagt, jährlich im Durchschnitt 16 Gefangene in die Bastille; Einige darunter blieben nur ein paar Tage. Von 1783 bis 1789 war das Gefängniß beinah leer, und hätte man nicht Gefangene aufgenommen, die eigentlich in eine andere Anstalt gehörten, so wäre die Bastille völlig leer gewesen. Schon im Februar 1784 war der Donjon von Vincennes, eine Succursale der Bastille, aus Mangel an Gefangenen geschlossen worden. Das System der Lettres de cachet, jener geheimen Verhaftungsbefehle, war für immer abgeschafft. Die Bastille aber kostete der königlichen Schatulle viel Geld. Der Gouverneur allein

erhielt jährlich 60000 Livres. Fügt man das Gehalt und die Verpflegung der Offiziere der Besatzung, der Schließer, Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Almosenier ꝛc. hinzu, für die Verpflegung (1774) allein 67000 Livres*), die Kleidung der Gefangenen, die Unterhaltung der Baulichkeiten — so kann man sich einen Begriff von der Höhe der Unkosten machen: man bedenke auch, daß die aufgeführten Summen das Dreifache unseres jetzigen Geldes repräsentiren. Necker, welcher wohl einsah, daß die Bastille zu Nichts mehr nutz war, wollte sie aus ökonomischen Gründen**) ganz beseitigen und berichtete in diesem Sinne an den König. Das Museum Carnavalet ist im Besitz eines Planes, welchen 1784 Corbet, überwachender Architekt der Stadt Paris, entwarf, derselbe ist wohl bestellt gewesen: es sollte auf der Stelle der alten Veste die „Place Louis XVI" geschaffen werden.

Millin theilt mit, daß noch andere Künstler sich mit dem

*) Davy de Chevigné. Unter Ludwig XIII. und XIV. waren die Ausgaben noch größere. Es existirt eine Quittung über 9297 Livres für die Nahrung der Gefangenen während eines Monats, ausgestellt vom Gouverneur Charles Leclerc du Tremblay unter Ludwig XIII. (Collect. von Autographen, verkauft durch Boulland und Charavay.) 16. Mai 1887.

**) Linguet ist darüber ganz empört. In Anbetracht der enormen Unterhaltungskosten sind einige Minister, darunter Herr Necker, auf Reformgedanken gekommen, wenn dieselben je zur Ausführung gelangen, so wäre der Umstand, daß sie keinen anderen Grund haben, als den angeführten, schmählich. „Die Bastille aus Sparsamkeitsrücksichten beseitigen wollen!" rief vor einigen Tagen Einer der jüngsten und beredtesten Parlamentsredner Englands, als mache er sich lustig über das Project. (Mémoires sur la Bastille, Original-Ausgabe.)

Plan der Errichtung eines Monuments an Stelle der Bastille beschäftigten. Darunter ist einer, der eine nähere Besprechung verdient: es sollten von den acht Thürmen sieben eingerissen werden, der übrigbleibende sollte „als Ruine" stehen bleiben. An Stelle der sieben abgetragenen Thürme sollte ein Ruhmes-Denkmal für Ludwig XVI. errichtet werden. Für das Piedestal sollten alle vorhandenen Ketten, Schlösser 2c. in einem Haufen zusammengeworfen werden, auf ihnen die Statue des Königs sich erheben, der die eine Hand nach der Thurmruine hin ausstreckt. Es ist zu beklagen, wenn auch nicht aus Schönheitsgründen, so doch wegen der pittoresken Darstellung, daß das Project nicht ausgeführt wurde. Davy de Chavigny, Beirath des Königs, Oberbeamter an der Rechnungskammer, sollte der königlichen Akademie, Abtheilung für Architectur, in der Sitzung vom 8. Juni 1789 „einen Plan vorlegen für ein Denkmal auf dem Bastilleplatz, welches die Generalstaaten Ludwig XVI., dem Wiederhersteller der Freiheit, errichten wollten."

Der berühmte Bildhauer Houdon schrieb bei dieser Gelegenheit an Chevigné: „Ich wünsche sehr, das Project käme zur Ausführung. Die Idee, der Freiheit ein Denkmal zu errichten an derselben Stelle, auf welcher bisher Sklaverei herrschte, scheint mir eine glückliche, und wohlgeeignet, das Genie anzufeuern. Ich würde mich glücklich schätzen, zu der Zahl der Künstler zu gehören, welche die Epoche der Wiedergeburt Frankreichs versinnbildlichen sollen."

Es haben Kupferstiche vorgelegen, welche schon vor 1789

entworfen wurden, einer derselben bildet das Titelbild von den Memoiren Linguet's, welche 1783 erschienen. Es stellte Ludwig XVI. dar, der mit der Hand auf die Bastillethürme hindeutet, mit deren Demolirung Arbeiter beschäftigt sind.

Im Archiv der Bastille befinden sich zwei Berichte, welche im Jahre 1788 von dem „Lieutenant des Königs" du Puget, der Hauptperson nächst dem Gouverneur, eingereicht worden sind. Sie enthalten den Vorschlag zu einer Beseitigung des Staatsgefängnisses und zur Niederlegung des alten Castells sowie zum Verkauf des Terrains zu Gunsten der Krone. Von diesen Vorschlägen kann man dasselbe sagen wie von den Plänen Corbet's, sie wären ohne Einwilligung an maßgebender Stelle unausführbar geblieben.

Im Jahre 1784 erging sich ein begeisterter Vertreter des Altherkömmlichen in folgenden Worten: „Wenn jemals unser junger Monarch einen so schweren Fehler beginge, wenn er das alte Herkommen nach dieser Richtung hin verleugnen würde, wenn es endlich möglich wäre, daß er eines Tages versuchen würde, Dich — der Autor wendet sich an die Bastille — zu zerstören, um auf Deinen Ruinen dem „roi libérateur" ein Denkmal zu errichten, dann . . ."

Die Niederlegung der Bastille war eine beschlossene Sache und wäre ausgeführt worden, wenn nicht die Revolution Alles über den Haufen geworfen hätte.

Vom 1. Januar bis zum 14. Juli 1789 wurde nur ein einziger Gefangener in die Bastille eingeliefert — es war

ein Tapetenfabrikant aus der Vorstadt Saint Antoine Namens Réveillon, er wurde auf seinen eigenen Antrag am 1. Mai, um sich gegen die Tumulte zu schützen, aufgenommen. In demselben Jahre verfügte sich der Polizeilieutenant de Crosne zu einer Inspicirung in die Bastille, es begleitete ihn ein Parlamentsrath: dies hieß soviel als die Beseitigung des Staatsgefängnisses ist an maßgebender Stelle beschlossen.

So existirte denn in Wahrheit am Vorabend der Revolution eine Bastille nicht mehr, nur die alten 8 Thürme standen noch unberührt da.

Die Sieger vom 14. Juli befreiten 7 Gefangene, d. h. 4 Urkundenfälscher, verurtheilt vom Châtelet, das seine Gerichtssitzungen in einem der gewöhnlichen Gefängnisse abhielt*), zwei Verrückten, die eigentlich nach Charenton**) gehörten, und den Grafen Solages, einen jungen Mann, der sich eines abscheulichen

*) Es waren: Jean la Corrège, Jean Béchade, Bernard Zaroche, genannt Beaufablon und Jean Antoine Pujade; sie hatten Wechsel gefälscht auf dem Namen des Hauses Towiton et Ravel in Paris. Man sehe die einschlägigen Documente im National-Archiv.

**) De White und Aug. Cl. Tavernier. Der Letztere, ein Pariser von geringer Herkunft, hatte sich mit dem Chevallier de Lussan verschworen, den König im Walde von Senare zu ermorden. De White war als Spion compromittirt. — Es ist bekanntlich zwischen den Gefängnissen und den Hospitälern in den alten Instructionen kein klarer Unterschied gemacht, und es wurden in Bicêtre und der Salpétrière Gefangene, in der Bastille Verrückte untergebracht. Man sehe z. B. einen Brief ein vom 26. Juni 1727, welchen der Minister Le Blanc an den Gouverneur der Bastille richtete.

Verbrechens schuldig gemacht hatte, über welchen man aus Rücksicht für die Familie einen Schleier decken wollte; sein Vater bezahlte für seinen Aufenthalt in der Bastille*).

Die Sieger vom 14. Juli zerstörten ein altes festes Schloß, aber kein Staatsgefängniß. „Sie schlugen eine offne Thür ein" — das bekamen sie von 1789 an häufig zu hören.

*) Man vergleiche: Ph. Van der Haeghen in „Messager des sciences historiques de Belgique"; Jahrgang 1881.

III.

Das Leben in der Baſtille*).

Nachdem wir in allgemeinen Conturen die Geſchichte der Baſtille ſeit ihrer Begründung bis zu deren Sturz vorgelegt haben, wollen wir, parallel mit ihrer Umwandlung, das Princip der Behandlung entwickeln, welchem die Detinirten unterworfen waren. Um ein richtiges Verſtändniß für Umſtände zu haben, welche geeignet ſind, den modernen Ideenkreis zu ſtören, erinnere man ſich deſſen, was ſchon an anderer Stelle geſagt wurde: die Baſtille war ein luxuriöſes, ſie war das ariſtokratiſche Gefängniß des ancien régime**). Für dieſes Luxus-Gefängniß gab es eine Zeit, in der es dort eingeſperrt zu

*) Als Quellen für dieſes Capitel ſind benützt: „La Bastille daprès les archives“ in der „Revue historique“ XLII 1890 und das Buch von Fernand Bournon „la Bastille“ Paris 1893.

**) Nur ein Fall ſei erwähnt: „Der Chirurg (Barbier),“ ſchreibt Renneville, „welcher unter dem Gouverneur Besmaus, geſtorben am 18. December 1697, in der Baſtille thätig war, hatte das koſtbarſte Geräth: ſilberne Schaalen und Kannen, parfümirte Seifen, mit Spitzen beſetzte Handtücher; es fehlte Nichts.“ (L'Inquisition Française.)

werden, durchaus nicht für ehrenrührig galt. Erinnern wir uns der Worte des Ministre de Paris, die derselbe an d'Argenson richtete in Bezug auf eine Persönlichkeit, die von nicht gerade hoher Herkunft war: „daß dieser Mann nicht so viel Berücksichtigung zu beanspruchen hätte, daß man ihn in die Bastille einsperren könne."

Wir wollen auch einer Bemerkung Mercier's gedenken, der in seinem ausgezeichneten Werk „Tableaux de Paris" sagt:

„Man fürchtete im Volke das Châtelet mehr als die Bastille; die letztere fürchtet das Volk deshalb nicht, weil sie ihm fremd ist*).

Wir haben erzählt, wie die Bastille, zunächst ein militärisches Etablissement, später Staatsgefängniß und alsdann mehr und mehr den gewöhnlichen Gefängnissen ähnlich wurde und daß sie bereits eines natürlichen Todes gestorben war, als sie noch besonders „ermordet" wurde.

Diese Wandlung ging Hand in Hand mit einer Wandlung in den disciplinaren inneren Einrichtungen. Mitten im siebzehnten Jahrhundert hatte die Bastille ganz und gar nicht den Charakter eines Gefängnisses, nur den eines einfachen Schlosses, welches der König diesem und jenem seiner Unterthanen aus dem oder dem Grunde zum Aufenthalt anwies. Diese Leute lebten dort nach Gefallen; richteten sich nach ihrem Geschmack

*) Man vergleiche das weiter oben Mitgetheilte.

ein mit ihrem eigenen Mobilar; sie verpflegten sich selbst ganz nach ihrem Geschmack und ihren Einkünften; bedient wurden sie von ihren gewohnten Dienern. Ist der Gefangene begütert, so kann er in der Bastille auf fürstlichem Fuß leben; ist er arm, so führt er ein elendes Dasein; hat der Gefangene garnichts, so erhält er weder Mobilien noch seinen Unterhalt aus der königlichen Schatulle, jedoch bekommt er Geld, welches er auf sein Mobiliar und seine Nahrung verwenden kann, auch darf er einen Theil des Geldes bei sich behalten — es gab Gefangene, welche dies thaten, die Ersparnisse blieben des Gefangenen Eigenthum.

Diese Einrichtungen, deren Sinn kaum begreiflich ist, wurden im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nach und nach anders, näherten sich jedoch in Nichts den Einrichtungen moderner Gefängnisse. Anstatt persönlich für den Unterhalt der ärmsten Gefangenen aufzukommen, dotirte der König die Bastille mit einem Fonds für eine Anzahl von Pensionen, welche den Unbemittelten zu Gute kommen sollten. Diese Pensionen verblieben den Betreffenden noch lange Jahre hindurch, und wenn sie nicht wollten, daß das ganze Geld für sie verausgabt werde, so kam ihnen der Rest zu Gute. So kam es, daß Einige zu einem kleinen Vermögen kamen nur dadurch, daß sie eine Zeit lang Gefangene der Bastille waren. Es kommt sogar vor, daß Gefangene, denen die Entlassung angezeigt wurde, darum nachsuchten, ihren Aufenhalt in der Bastille noch auf einige Zeit verlängern zu dürfen, um jene

Summe, welche ihnen zugebilligt war, zu vergrößern: zuweilen wurde ihnen diese Gunst gewährt. Im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts hörte dies insofern auf, als das Pensionsgeld ganz für die Gefangenen verausgabt werden mußte.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurden auf Befehl des Königs einige Zimmer für solche Gefangene mit Möbeln versehen, denen es zur Anschaffung derselben an Mitteln fehlte. Interessant ist dabei eine Wahrnehmung, daß erst kurz vor Schluß des siebzehnten Jahrhunderts, zur Zeit als Saint-Mars Gouverneur war, einige Zimmer wie Gefangenenzellen, das heißt, mit großen Thürschlössern und eisernen Stangen vor den Fenstern, versehen wurden*), bis dahin gab es eigentlich nur Säle und Hallen, wie sie in allen festen Schlössern zu sein pflegen**).

Wir geben nunmehr dem Gefangenen von seinem Eintritt in die Bastille bis zu seiner Entlassung das Geleit:

War der Haftbefehl unterzeichnet, so war es fast immer ein dem Militärstande Angehöriger, welcher die Verhaftung

*) Brief Saint-Mars' an den Minister, datirt 11. Juni 1700. (Nat.-Bibliothek.)

**) Zu bemerken ist, daß die mehrfach vorgekommenen Ausbrüche aus dem Gefängniß viel dazu beigetragen haben, eine allmählich strenger gewordene Hausordnung, wie sie den anderen Gefängnissen gleich kommt, einzuführen. Nach der Entweichung des Grafen Bucquoy wurden alle äußeren baulichen Ornamente, an welchen Stricke hätten befestigt werden können, entfernt, auch erhielten die Gefangenen keine Messer mehr. Nach dem Ausbruch Allègre's und Latudes wurden die Kamine mit eisernen Stangen vergittert u. s. w.

vollzog. Er erschien in Begleitung von fünf oder sechs Gehilfen, berührte mit einem weißen Stabe den Unglückscandidaten und damit war derselbe arretirt. Ein Wagen war zur Hand. Höflich ersuchte der Häscher sein Opfer, einzusteigen, und nahm neben demselben im Wagen Platz. Die Fenstervorhänge wurden geschlossen und wie in vielen Memoiren zu lesen ist, begann eine sich in sehr höflichen Formen bewegende Unterhaltung, bis zu dem Augenblick, da der Wagen durch das Thor der Bastille rollte. Ein gewisser Lefort lebte in einer möblirten Wohnung zusammen mit einer jungen und hübschen Engländerin, welche er entführt hatte. Eines Abends spät erscheint bei ihm ein Polizeibeamter, vor der Thür stand der Wagen. Auf beiden Seiten wurden die Formen der Höflichkeit strict gewahrt, als ob es sich um eine gemeinschaftliche Visite oder eine Vergnügungstour handle. Alle steigen in den Wagen, bis auf den Diener Lefort's, der hinten aufsteigt, weil er nicht wußte, worum es sich handle. In der Bastille angekommen, springt er vom Trittbrett, um den Schlag zu öffnen — allgemeines Erstaunen, besonders bei dem Diener, dem begreiflich gemacht wurde, er müsse, da er mit seinem Herrn angelangt wäre, in der Bastille bleiben.

Am häufigsten stellten der Häscher und seine Gehilfen sich in aller Tagesfrühe ein, und der Gefangene mußte so, wie er aus dem Bett gesprungen war, in den Wagen; wenn dieser im Vorhofe des Donjon anlangt, ruft die Schildwache „Wer da?" „Befehl des Königs," lautete die Antwort des Beamten.

Die Buden, von denen schon an anderer Stelle die Rede war, mußten sofort geschlossen werden. Die Soldaten der Wache haben ihre Gesichter abzuwenden der Mauer zu, oder sich die Augen zu verhüllen.

Nun fährt der Wagen weiter, eine Glocke erklingt, der diensthabende Offizier ruft: „Jemand da", die Zugbrücke geht herab, und der Wagen fährt geräuschvoll über die großen mit Eisen beschlagenen Bretter. Spione und Kriegsgefangene wurden durch ein verstecktes Thor, welches nach den Gärten des Arsenals hinaus lag, eingeführt.

Herren von Rang und Offiziere stellten sich allein vor der Bastille ein, falls sich ihnen nicht Verwandte oder Freunde zugesellt hatten.

„Meine Absicht ist es," hatte einem Solchen der König geschrieben, „daß Sie sich in mein Schloß Bastille verfügen."

Niemand aber dachte daran, den Wunsch des Königs unerfüllt zu lassen. Wir finden im Journal Du Junca's, des „Lieutenant de roi", mehrfach Notizen wie die nachfolgende:

„Am Montag, dem 26. December 1695, gegen sechs Uhr Morgens, erschien der Oberstlieutenant von Vosges-Infanterie de Villars und meldete sich als Arrestant auf Befehl des Herrn Barbezieux, obwohl er ein Gefangener der Citadelle von Grenoble war, von wo er sich ohne alles Geleit geraden Weges eingestellt hatte*).

*) Ein anderes merkwürdiges Ereigniß ist folgendes: Ein Engländer, der eben aus England in freier Disposition über sich selbst ange-

Bei Ankunft des Gefangenen erschien der Lieutenant de roi in Begleitung des Thorhüters, um ihn beim Aussteigen aus dem Wagen zu begrüßen. Die Offiziere führten ihn sogleich vor den Gouverneur, der ihn höflich empfing, ihn zum Sitzen aufforderte und, nachdem er den Haftbefehl unterzeichnet hatte, sich eine Zeit lang mit ihm unterhielt. Unter Ludwig XIV. hatte der Gouverneur ihn und die Offiziere, die ihn begleitet hatten, bei sich zu Tisch. Während dieser Zeit wurden die Wohnräume in Ordnung gebracht. Wir lesen im Journal Du Junca's unter dem 26. Januar 1695, daß ein Cavallerie-Oberst de Courlandon sich in der Bastille meldete, um eingesperrt zu werden. Da für ihn kein Zimmer bereit war, ersuchte der Gouverneur ihn, die Nacht in einem in der Nähe gelegenen Wirthshaus', der „Krone", zuzubringen und am anderen Morgen wiederzukommen. Und gegen 11 Uhr am anderen Tage hat sich der Oberst pünktlich wieder eingefunden, hat bei Herrn de Besmaus, dem Gouverneur, zu Mittag gespeist und am Nachmittag sein Zimmer bezogen.

Man kann daraus entnehmen, daß eine bevorstehende

---

langt war, stellte sich als Gefangener in der Bastille. Am Donnerstag, dem 22. Mai 1693, bei Einbruch der Nacht, stellte sich Herr de Jones, eben aus England zurück, als Gefangener: aus Gründen, welche den Dienst des Königs betreffen. Man hat ihn außerhalb des Schlosses untergebracht in einem kleinen Zimmer, in welchem sich die Bibliothek des Herrn de Besmaus, gerade über seinem Bureau gelegen, befindet. Der Fremde darf sich einige Tage nicht sehen lassen, man soll für ihn die größte Rücksicht haben (Journal von Du Junca; Bibl. des Arsenals).

Einkerkerung in die Bastille gerade nicht Schrecken erregend war. In den Memoiren des Herzogs de Lauzun*) findet sich folgende Stelle:

„Während zweier Stunden war ich von Leuten, welche ein Recht über mich hatten, ausgezankt worden; ich glaubte, das Beste, was ich thun könnte, wäre, nach Paris zu gehen und alles Uebrige abzuwarten. Bald nach meiner Ankunft in Paris erhielt ich einen Brief meines Vaters der mir mittheilte, daß er entschlossen wäre, uns Alle in die Bastille einzusperren und daß ich wahrscheinlich während der Nacht verhaftet werden würde. Ich wollte die Stunden angenehm verleben und lud einige junge Damen von der Oper zu mir ein. Da sie nicht kamen, so entschloß ich mich kurz und fuhr nach Fontainebleau, um mit dem König zu jagen. Se. Majestät sprach während der ganzen Jagd kein Wort zu mir, dies und daß wir bei unserer Rückkehr keinen Abschiedsgruß erhielten, war ein deutliches Zeichen dafür, daß wir in Ungnade gefallen waren. Allein ich erschien trotzdem am Abend wieder bei Hofe. Der König kam auf mich zu und sagte:

„Ihr seid durch die Bank sehr widerspenstig, aber sonst kurzweilig und lustig; kommt zum Souper und bringt de Guéméné und den Chevalier de Luxembourg mit."

Ehe man den neuen Ankömmling in den für ihn zurechtgemachten Räumen unterbrachte, wurde er in den großen

*) Ausgabe von 1822.

Sitzungssaal geführt und ersucht, seine Taschen zu leeren. Durchsucht wurden überhaupt nur Taugenichtse. Hatte der Gefangene Geld bei sich, Juwelen oder Messer, Scheeren, deren Gebrauch die Hausordnung untersagte, machte man daraus ein kleines Packet, welches der Gefangene selber mit seinem Wappen versiegelte, hatte er kein Siegel, so wurde ihm das der Bastille zur Verfügung gestellt*). Dann erst wurde der Ankömmling in die ihm bestimmten Gemächer geführt.

Ein jeder der acht Thürme enthielt vier oder fünf über einander gelegene Zimmer oder Zellen; die schlechtesten waren die zu unterst gelegenen; es waren diejenigen, welche man als „die Verließe" (les cachots) bezeichnete; es waren achteckige Mauerlöcher, feucht und kalt, zum Theil unter der Erde gelegen. Die ganz mit Salpeter überzogenen Mauern waren bis zur Wölbung und ebenso wie diese ganz roh und unverdeckt; eine Bank, ein Strohlager mit zerlumpter Decke bildeten das Mobiliar. Das Tageslicht drang nur spärlich durch ein nach dem Graben hinaus angebrachtes Luftloch. Zu Zeiten, wenn das Wasser der Seine stieg, trat das Wasser in diese Zellen, dann wurden die Unglücklichen herausgeholt, die darin steckten.

Unter Ludwig XIV. wurden zuweilen die gemeinsten Verbrecher dort eingesperrt, z. B. Mörder. Später unter Ludwig XV. waren diese Verließe nur noch als Strafzellen für aufsässige

*) Das Siegel der Bastille zeigte ein Schild mit drei Lilien und darüber die Königskrone mit der Devise: „Königliches Schloß Bastille".

Gefangene in Benutzung, wenn sich dieselben an ihren Wärtern oder Mitgefangenen vergriffen hatten; auch wurden Schließer und Schildwachen, wenn sie ein Disciplinarvergehen begangen hatten, hier eingesperrt. Sie wurden eine Zeit hindurch in Ketten gelegt. Beim Ausbruch der Revolution waren diese Zellen außer Gebrauch; seit der Zeit des ersten Ministeriums Necker war es ausdrücklich untersagt, wen immer dort einzusperren, und Keiner der am 18. Juli verhörten Schließer erinnerte sich, daß je Jemand in ihnen eingesperrt worden wäre. Die beiden Gefangenen Tavernier und Béchade, welche die Sieger vom 14. im Souterrain der Veste vorfanden, waren, als der Angriff des Volkes begann, dorthin geschafft worden in der Befürchtung, daß sie mitten im Kleingewehrfeuer zu Schaden kommen könnten.

Die nächst diesen Verließen (cachots) schlechtesten Räume waren die sogenannten „calottes“ oder Zimmer des ersten Stockwerks. Im Sommer war in ihnen die Hitze unerträglich, im Winter trotz der Oefen die Kälte; es waren ebenfalls achteckige Räume, die Deckenwölbung hatte die Form einer Priesterkappe, daher ihre Bezeichnung. In der Mitte waren sie ziemlich hoch, nach den Wänden zu niedrig, so daß man eigentlich nur in der Mitte aufrecht stehen konnte.

In diese Räume, wie in die zuvorgenannten kamen Gefangene nur ausnahmsweise. Außerdem hatte jeder Thurm zwei oder drei Zimmeretagen, welche hoch und luftig waren. Es waren achteckige Räume von 15 bis 16 Fuß Durchmesser

UNIV. OF CALIFORNIA

und 15 bis 20 Fuß Höhe. Große Fenster ließen das volle Tageslicht zu, drei Stufen führten zu den Fenstern hinauf. Erst gegen Ende der Regierung Ludwig XIV. wurden diese Räume zu eigentlichen Gefängnissen umgewandelt; erwärmt wurden sie theils durch Kamine, theils durch Oefen. Die Decke war mit Kalk geweißt, der Fußboden bestand aus Mauersteinen. Die Mauern waren vielfach bekritzelt mit Versen, Sinnsprüchen und Zeichnungen.

Ein künstlerisch veranlagter Gefangener hatte zu seiner Unterhaltung die nackten Wände mit Gemälden geschmückt. Der Gouverneur, dem es Freude machte, ihn beschäftigt zu sehen, verlegte sein Domicil von einem Zimmer in's andere. Einige dieser Zimmer waren mit Portraits Ludwig XIV., die über dem Kamin hingen, geschmückt; diese Einrichtung, so charakteristisch für die Bastille, zeigt, daß der König im „Schloß des Königs" eine Anzahl seiner Unterthanen, mochten sie wollen oder nicht, empfing.

Die besten Zimmer der Bastille waren diejenigen, welche im achtzehnten Jahrhundert dort für den Generalstab hergerichtet wurden; sie führten die Bezeichnung „les appartements". Es wurden in ihnen Gefangene von Rang, auch Kranke untergebracht.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war das Mobiliar dieser Räume noch ein überaus einfaches, sie waren fast leer. „Ich betrat," sagt Mme. de Staal, „ein Gemach, in welchem es Nichts gab, als die vier Wände, sie waren noch dazu

schmutzig und ganz mit Kohle beschmiert, ein Zeugniß für die Langweile, die meine Vorgänger geplagt hatte. Das Gemach war so unwohnlich, daß ein kleiner Strohsessel herbeigeholt werden mußte, auf den ich mich setzen konnte; zwei Steine dienten als Unterlage für einen Kloben Holz, der in Brand gesteckt wurde; ein Lichtende wurde an die Wand gesteckt und diente, angezündet, zur Beleuchtung."

Die Gefangenen ließen aus ihren Wohnungen Tisch, Bett, Lehnstuhl 2c. herbeiholen, oder mietheten, was sie brauchten, beim Tapezier der Bastille. Hatten sie gar Nichts, so gab ihnen, wie schon erwähnt, die Regierung Geld, zuweilen ganz erhebliche Summen, die es ihnen ermöglichten, ihr Zimmer nach ihrem Geschmack einzurichten. Das galt als Regel bis zum Jahre 1684. Dann aber ordnete der König an, daß die Verwaltung das Mobiliar denjenigen Gefangenen zu liefern habe, deren Gefangennahme geheim gehalten werden sollte, denn wenn sie ihren Bedarf von zu Hause entnehmen würden, mußte ja ihre Verhaftung sogleich bekannt werden*).

*) Versailles am 15. October 1684. Der König hat in Erfahrung gebracht, daß, wenn Gefangene in die Bastille gebracht werden, man ihnen gestattet, ein Bett von zu Hause oder von Freunden kommen zu lassen, wodurch die Einkerkerung öffentlich bekannt wird, dies aber ist nachtheilig für den Dienst Sr. Majestät. Deshalb befiehlt mir Allerhöchstderselbe, Ihnen mitzutheilen, daß Sie jedem Gefangenen ein Bett zur Verfügung stellen, sobald es untersagt ist, daß derselbe mit Jemandem spricht oder Verkehr hat, auf daß Niemand, bevor der Verkehr stattgefunden hat, um die Einsperrung wisse." (Brief Seignelay's an den Gouverneur).

D'Argenson endlich ließ ein halbes Dutzend Zimmer möbliren, andere kamen unter Ludwig XV. hinzu, unter Ludwig XVI. aber wurden fast alle mit Möbeln versehen. Das Mobiliar war allerdings überaus bescheiden: ein Himmelbett von grüner Serge, ein, auch zwei Tische, mehrere Stühle, Feuerböcke, eine Schippe oder Zange. Nach abgehaltenem Verhör stand dem Gefangenen das Recht zu, sich Möbel von außerhalb kommen zu lassen; so kam es, daß die Zimmer zuweilen auf das Eleganteste ausgestattet waren. Mme. de Staal erzählt, sie habe ihr Gemach tapezieren lassen. Der Marquis de Sade hing prächtige Vorhänge vor die Wände; andere Gefangene schmückten die Wände mit Familienbildern, mit Commoden, mit Pulten, Gueridons, Necessairen, Fauteuils, Polstern von Utrechter Sammet. Die Inventarverzeichnisse über die den Gefangenen gehörigen Sachen zeigen, daß man sich in der Bastille mit Allem versehen konnte, was man nur brauchte. Der Abbé Brigault, welcher zu derselben Zeit wie Mme. de Staal in der Bastille saß, hatte sich nicht weniger als fünf Fauteuils kommen lassen, acht Stühle, einen Schreibtisch, drei Gemälde, einen kleinen Tisch, außerdem Tapeten und Vorhänge. Unter den Gegenständen, welche der Graf de Belle-Isle mitnahm, als er der Freiheit zurückgegeben wurde, befand sich eine Bibliothek von 333 Bänden, 2 Erdkugeln, ein vollständiges Tafelgedeck sammt Silbergeschirr, ein Bett von rothem, goldgestickten Damast, Wandgehänge mit Malereien nach der Antike, zwei Spiegel, ein Ofenschirm von rothem,

goldgesticktem Damast, zwei Windschirme, zwei gepolsterte Fauteuils, ein mit Leder bezogener Sessel, drei Tapetenstühle, eine Kamingarnitur aus vergoldetem Kupfer, Tische, Commoden, Gueridons, Leuchter aus versilbertem Kupfer*).

Die Hausordnung bestimmte, daß neu eingelieferte Gefangene binnen 24 Stunden verhört sein mußten**). Allein, es kam auch vor, daß Einer oder der Andere drei Wochen warten mußte. Ein Commissar des Châtelet, der besonders für die Bastille bestimmt war, um die Verhöre abzuhalten, richtete seine Fragen nach den Notizen, welche ihm von Seiten der Polizei übergeben waren; oft erschien jedoch auch der Polizeilieutenant selbst. Eine Specialcommission war für besonders wichtige Fälle niedergesetzt. Dumouriez erzählt, er wäre erst am neunten Tage seiner Verhaftung vernommen worden und zwar von drei Commissaren: „Der Präsident," schreibt er, „war ein alter Staatsrath, Namens Marville, ein geistvoller, aber grober und mürrischer Mann. Der zweite war der Polizeilieutenant und Staatsrath de Sartines, ein feiner, höflicher Mann; der Dritte, ein Staatsrath für Bittgesuche, Villevaux, ein hinterlistiger Mann, der voller Chicanen steckte. Der Gerichtsschreiber war ein Advocat, Namens Beaumont."

Es liegen uns viele Beweise vor, daß die Gefangenen sich oft ihrer Richter zu rühmen in der Lage waren***). Man

*) Bibl. des Arsenals (Archiv der Bastille).

**) „Bastille dévoilée". IV, 91.

***) In dem Buch „Bastille dévoilée", das dem ancien régime recht

darf also nicht behaupten, die Gefangenen der Bastille wären willkürlichen Urtheilen preisgegeben gewesen. Ein Commissar vom Châtelet kam, um die Untersuchung zu führen, das Protokoll der Verhandlung schickte er sammt einer motivirten Auffassung des Falles an den Polizeilieutenant. Dieser entschied, ob die Verhaftung gerechtfertigt wäre. Ein Irrthum war es übrigens, den Polizeibeamten des ancien régime neben den modernen Polizeipräfecten zu stellen. Diese Polizeilieutenants (lieutenants de police) wurden unter den älteren Staatsräthen für Bittgesuche ausgesucht und hatten einen richterlichen Charakter: in den Documenten jener Zeit werden sie auch als „Magistrats", d. h. Justizbeamte aufgeführt; sie verfügten den Arrest ohne Appellation, sie konnten Strafen bis „zu den Galeeren" verhängen; sie functionirten zugleich als Friedensrichter, deren Competenz eine weitreichende war. Außer der ersten Vernehmung richteten diese Polizeilieutenants während ihrer häufigen Besuche in der Bastille auch detaillirte Berichte an die Minister betreffs der Gefangenen. Berichte, welche einem Richtspruch gleichkamen.

War der Verhaftete für unschuldig befunden, so wurde er sofort auf Grund einer neuen „lettre de cachet" in Freiheit gesetzt.

Der Befehl zur Niederschlagung des Processes traf oft so

---

feindlich begegnet, läßt Charpentier doch der Unparteilichkeit, mit welcher der Commissar Chesnon bei seinen Verhören verfuhr, alle Gerechtigkeit widerfahren.

schnell ein, daß die Untersuchungsrichter von heut zu Tage sich ein Beispiel daran nehmen könnten.

Ein gewisser Barbier wurde am 15. Februar 1753 in die Bastille eingeliefert, für unschuldig befunden und am 16. Februar bereits in Freiheit gesetzt*). Von den 279 Personen, welche während der 15 letzten Jahre in die Bastille gesteckt wurden, ist die Niederschlagung des Processes 38 zu Gute gekommen.

Endlich — und dies ist in der That ein Punkt, in Bezug auf welchen das neue System sich nach dem der Bastille richten sollte — wenn eine Einkerkerung als ungerecht erkannt worden war, wurde das Opfer entschädigt. Davon wären verschiedene Beispiele anzuführen. Ein Advocat, Namens Subé, verließ am 18. Juni 1767 nach einer Haft von 18 Tagen die Bastille. Er war fälschlich beschuldigt worden, Autor einer gegen den König gerichteten Schrift zu sein. Er erhielt eine Entschädigung von 3000 Livres, nach heutigem Gelde über 6000 Francs**).

Ein gewisser Pereyra war vom 7. November 1771 bis zum 12. April 1772 und später nochmals vom 1. Juli bis 26. September 1774 eingesperrt; auch er wurde für unschuldig befunden und erhielt all sein Besitzthum zurück und außerdem

*) S. die von Ravisson veröffentlichten Documente. (Archiv der Bastille.)

**) „Bibl. de l'Arsenal" — „dossier Subé".

eine Jahrespension von 1200 Lires, d. h. mehr als 2400 Francs nach heutigem Gelde*).

Eine Anzahl von Gefangenen in der „Canada-Affaire" wurden von der Anklage freigesprochen und erhielten ebenfalls bei ihrem Austritt eine Jahresrente**).

Es kamen auch Fälle vor, in denen in Folge der Verhaftung ihres Hauptes Familien in eine mißliche Lage geriethen: man behält ihn in der Bastille, wenn es nicht anders geht, zahlt aber den Seinigen Unterstützungen. Der Herzog von Choiseul schreibt unter dem 3. September 1763 an den Polizeilieutenant:

„Ich erhielt den Brief, den Sie mir die Ehre erzeigten, an mich zu richten, betreffend die Kinder des p. p. Joncaire-Chabert. Ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß ich für die Kinder eine abermalige Unterstützung von 300 Livres in Anbetracht der traurigen Lage, in welcher sie sich nach ihren Mittheilungen befinden, erreicht habe***)".

Ludwig XIV. bewilligte Pélisson, als derselbe aus der Bastille entlassen wurde, eine Pension von 2000 Thalern. Der Regent ließ an Voltaire nach dessen Freilassung eine Pension von 1200 Livres zahlen, Ludwig XVI. an Latude 400 Livres, an Rochegoûrault 400 Thaler. Der Minister Breteuil pensionirte jeden Gefangenen, der überhaupt in Freiheit gesetzt

*) Ebenda.
**) Archiv der Bastille.
***) Ebendort.

wurde*). Brun de Candamine, von 1779 bis 1783 eingesperrt, erhielt bei seinem Austritt aus der Bastille 600 Livres**) Renneville spricht von einem Gefangenen, dem Seignelay ein einträgliches Amt zuwies, um ihn zu entschädigen wegen ungerechter Haft. Ein Commissar vom Châtelet wird genannt, Toussaint Socquart hieß er, der bei seinem Austritt aus der Bastille, in sein früheres Amt wieder eingesetzt wurde***). Ganz im Widerspruch mit den Einrichtungen unserer modernen Gefängnisse, schadete eine Einkerkerung in der Bastille dem Rufe der Gefangenen in der Oeffentlichkeit gar Nichts, sogar nicht in den Augen Derer, die ihn hatten festsetzen lassen, und man sah bei der Entlassung aus der Bastille die Leute nicht nur ihre Aemter wieder übernehmen, sondern sie zu den höchsten Stufen im Staatsdienst emporsteigen.

Bis zum vollständigen Abschluß der Vernehmungen wurde der Gefangene in geheimnißvoller Abgeschiedenheit gehalten. Die Offiziere der Besatzung allein hatten das Recht, mit ihm zu verkehren. Er lebte — ausgenommen er hätte einen

*) Stadtbibliothek von Paris „Mémoire M. S. de Latude.

**) Noch andere Beispiele: Die Sängerin La Salaville verläßt auf Befehl vom 27. October 1745 die Bastille mit einem Geschenk von 1000 Livres, welche ihr die Regierung schenkt. (Ravaisson. Archiv der Bastille.) Charles Henry wird in Freiheit gesetzt am 24. November 1752 mit einem Geschenk von 300 Livres Cochard an dem nämlichen Tage mit 150 Livres; Dlle. Bonafous wird zu den Bernhardinerinnen von Moulins am 13. Januar 1759 transferirt und bekommt 300 Livres Pension.

***) Archiv der Polizeipräfectur: Bastille III.

Diener mit sich gebracht — in strenger Abgeschiedenheit. Es war nicht schwer, seitens der Gefängnißdirection die Erlaubniß zu erlangen, einen oder mehrere Diener zu halten, trotzdem sie den Unterhalt derselben übernahm. Es ist vorgekommen, daß für einen Diener nicht nur die Verpflegung geliefert, sondern daß der Diener auch noch Lohn bis zu 900 Lires das Jahr erhielt. Man kann auch weniger vornehme Gefangene aufführen, denen Jemand zur Bedienung gehalten wurde. Zuweilen waren 2 oder 3 Gefangene in einem Zimmer beisammen. Das Schlimmste an der Gefangenschaft ist ja die Einsamkeit, viele Gefangene wurden durch dieselbe ihres Verstandes beraubt. In Gesellschaft vergehen die Stunden schneller: Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Tante und Nichte lebten mitsammen. Viele Beispiele sind anzuführen:

Am 7. September 1693 wurde eine Dame Namens de la Fontaine zum zweiten Mal eingeliefert. Das erste Mal war sie ganz allein eingesperrt worden; die neue Verhaftung aber erregte das Mitleid des Polizeilieutenants, der um der Aermsten einen Gefallen zu thun, ihren Gatten in die Bastille berief, ihn mit ihr einsperrte und dem Ehepaar einen Kammerdiener zur Verfügung stellte.

Waren die Vernehmungen einmal abgeschlossen, so erfreuten sich die Gefangenen einer großen Freiheit; sie durften in Verkehr mit der Außenwelt treten, erhielten die Erlaubniß, die Ihrigen und Freunde zu empfangen. Diese Begrüßungen

und Zusammenkünfte fanden wohl auch in den Zimmern statt, meistens jedoch in dem Berathungssaal in Gegenwart eines Offiziers. Im Allgemeinen waren nur Gespräche über Familienangelegenheiten gestattet, Unterhaltungen über die Bastille oder die Gründe der Verhaftung waren nicht erlaubt. Die Hausordnung wurde mit der Zeit in diesem Punkt strenger. Zu Ende der Regierung Ludwig XV. wurden die Unterhaltungsthemata von dem Polizeioffizianten bestimmt: „Der Besucher kann den Gefangenen von der Ernte unterhalten, welche seine Weinberge versprechen — von einem zu erneuernden Contract — von einer Heirathspartie für die Nichte — von der Gesundheit der Angehörigen."

Man muß die Memoiren Gourville's, Fontaine's, Bussy-Babutin's, Hennequin's, der Mme. de Staal, des Herzogs von Richelieu lesen, um sich im Allgemeinen eine Idee von dem Leben in der Bastille unter Ludwig XIV. und dem Regenten zu machen. Es gab Gefangene, welche das Recht hatten, im ganzen Schloß herumzugehen; sie durften zu jeder Tageszeit die Zimmer ihrer Leidensgefährten betreten, man begnügte sich damit, sie Nachts in ihre Zimmer einzusperren. Diejenigen, welche, wie der Kunstausdruck besagte, die Freiheit des Hofes hatten, hatten Ball- und Reifenspiele eingeführt, an denen die Offiziere der Besatzung theilnahmen. Fontaine erzählt, daß man sie von der Zinne des Thurmes aus in dem inneren Hofe oft zu 50 bei einander sah. In das Zimmer Bassy-Babutin's stand Jedem der Zutritt frei; seine Frau,

seine Freunde besuchen ihn, er giebt Leuten vom Hofe Diners, knüpft Liebesintriguen an, verkehrt ungenirt mit Eltern und Freunden. Ja einige Gefangene hatten Erlaubniß, nach der Stadt zu gehen, unter der Bedingung, daß sie sich Abends wieder einstellten. Zwei Brüder wurden einmal zusammen eingesperrt; sie gingen aus, wenn sie wollten, allein stets getrennt, Einer mußte immer im Schloß sein*). Die Offiziere des Generalstabes unterhielten sich viel mit den Gefangenen, gaben ihnen wohl auch Rathschläge, auf welche Weise sie am besten ihre Freiheit wieder erlangen würden.

Dieses bewegte Leben in seiner Eleganz, seinen feinen geselligen Formen ist in ganz reizender Weise von Frau de Staal geschildert worden.

„Wir brachten Alle einen Theil des Tages beim Gouverneur zu; wir speisten zu Mittag bei ihm; nach Tisch spielte ich L'Hombre mit Herrn de Pompadour und de Boisdavis Ménil war mein Lehrmeister. War die Partie zu Ende, so kehrten wir in unsere Zimmer zurück. Vor dem Souper versammelte sich die Gesellschaft bei mir, das Souper selbst wurde beim Gouverneur eingenommen; nach demselben ging man zur Ruhe.

Was die Verpflegung der Gefangenen betrifft, so ist sie geradezu erstaunlich, und was wir darüber zu sagen haben, wird man vielfach für Uebertreibung halten. Der Gouverneur

*) Bibl. de l'Arsenal, Archiv der Bastille.

erhielt für einen Herrn aus mittleren Gesellschaftskreisen täglich 3 Livres, für einen Bürger 5, einen Herrn des Finanzfaches, einen Richter, einen Litteraten 10, einen Marschall von Frankreich 36 Livres täglich. Der Cardinal Rohan verursacht pro Tag eine Ausgabe von 120 Francs. Der Prinz von Kurland, der einen fünfmonatlichen Aufenthalt in der Bastille hatte, kostete 22000 Francs*). Diese Ziffern muß man verdoppeln, ja verdreifachen, um sie auf den heutigen Werth zu bringen.

Mit dem größten Erstaunen liest man die Berichte über Mahlzeiten der Gefangenen. Renneville, dessen Angaben um so mehr Bedeutung haben, als sein Buch eigentlich ein wider die Bastille gerichtetes Pamphlet ist, spricht von seinen ersten Mahlzeiten in der Bastille mit folgenden Worten:

„Der Schließer deckte eins meiner Tischtücher über den Tisch und stellte darauf mein Diner; dasselbe bestand aus: Suppe mit Schoten, garnirt mit Salat, sehr appetitlich aussehend, ein Viertel-Huhn gehörte dazu; auf einer Schüssel lag ein saftiges Stück Rindfleisch mit Petersilie, auf einer anderen ein Stück Kalbfleisch und Klößchen mit Reis, Assietten mit Spargel, Trüffeln und Champignons waren vorhanden, ferner Hammelzunge in Ragout, Alles vortrefflich zubereitet. Dazu kamen noch als Dessert Biscuit und zwei Reinetten. Der Schließer wollte uns Wein einschenken; es war sehr guter Burgunder, das Brot ausgezeichnet. Ich ersuchte ihn, selber

*) Archiv der Bastille.

zu trinken, allein er lehnte ab, weil es ihm untersagt wäre. Ich frug ihn, ob ich meine Verpflegung zu bezahlen hätte, oder ob ich dem König dafür zu Dank verpflichtet wäre. Er erwiderte, ich hätte nur zu verlangen, was mir Freude machen könnte, und daß man bemüht sein werde, mich zufrieden zu stellen, daß Se. Majestät Alles bezahlten." Der „allerchristlichste" König wünsche, daß an Freitagen und sonstigen Fasttagen seinen Gästen nur die entsprechende Kost vorgesetzt würde; allein darum war man doch auf das Beste bedacht.

„Ich hatte," sagt Renneville, „sechs Schüsseln und eine vorzügliche Krebssuppe. Unter den mir vorgesetzten Fischen war eine vortreffliche Queise, geröfteter Lachs und ein Barsch, Alles bestens zubereitet."

Die Verpflegung Renneville's kostete derzeit 10 Francs pro Tag, später wurden die Ausgaben beschränkt.

„Man hatte," schreibt er, „das Gewohnte sehr reducirt; ich hatte jedoch noch stets eine gute Brotsuppe, ein Stück leidliches Rindfleisch, ein Hammelzungen-Ragout und als Dessert zweierlei Mehlspeisen. Bedient wurde ich von nun an während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes an dem traurigen Ort in der nämlichen Weise; zuweilen nur fügte man der Suppe etwas Geflügel hinzu, oder es lagen auf dem Rande des Tellers zwei kleine Pasteten.

Zu Ende der Regierung Ludwig XV. spricht sich Dumouriez in ähnlicher Weise lobend über die Küche in der Bastille aus. Als ihm am Tage seiner Ankunft eine etwas magere Kost vorgesetzt wurde, verlangte er, man solle ihm aus

einer benachbarten Restauration ein gebratenes Huhn bringen. „Ein Huhn," erhielt er zur Antwort, „Sie wissen wohl nicht, daß heut Freitag ist?" — „Sie sind mit der Ueberwachung meiner Person, aber nicht der meines Gewissens beauftragt. Ich bin krank, die Bastille ist so gut wie eine ansteckende Krankheit." Innerhalb einer Stunde stand das Huhn auf dem Tisch. Später verlangte Dumouriez, daß ihm und seinem Diener das Souper zu derselben Zeit, zwischen 3 und 4 Uhr servirt würde. Sein Kammerdiener, ein tüchtiger Koch, bereitete ihm die Ragouts.

„Die Verpflegung in der Bastille war sehr gut, man hatte stets", so berichtet er, „fünf Schüsseln zum Diner und drei zum Souper, Dessert extra. Die gleichzeitig aufgetragenen Speisen repräsentiren ein stattliches Diner".

Es folge hier ein Brief, den der Major der Bastille 1764 an den Polizeioffizianten richtete; es ist darin die Rede von einem Gefangenen, einem gewissen Vieilh, der kein Fleisch von Schlachtvieh genießt; er mußte ausschließlich mit Geflügel und Wildpret beköstigt werden*). Unter Ludwig XVI. war es nach den Aussagen von Poultier d'Elmotte noch ebenso:

„De Launey, der Gouverneur, kam zu einem freundschaftlichen Geplauder zu mir; er frug, was ich gern äße, wie ich die Zubereitung am liebsten hätte, und ließ mir serviren, was ich wünschte."

*) Archiv der Bastille.

Der Buchhändler Hardy, welcher 1766 in die Baſtille kam, erklärt ausdrücklich, eine beſſere Behandlung könne man ſich nicht denken*).

Sogar Linguet, der ſonſt bemüht iſt, das Schickſal der Gefangenen in ſchwärzeſter Farbe zu malen, iſt genöthigt, einzuräumen, daß die Verpflegung eine reichliche war. Jeden Morgen ließ der Koch ihm das Menu für den Tag vorlegen, auf welchem er die Speiſen verzeichnete, auf die er Appetit hatte.

Die Rechnungsbücher der Baſtille beſtätigen durchaus das Geſagte. Hier beiſpielsweiſe die nach dieſen Documenten für die Mahlzeiten La Bourdonnai's während des Monat Juli 1750 verurſachten Koſten: Auf dem Menu ſind täglich verzeichnet: Suppe, Rind- und Kalbfleiſch, große Bohnen, Schnittbohnen, zwei Eier, Brot, Erdbeeren, Kirſchen, Stachelbeeren, Orangen, zwei Flaſchen Rothwein und zwei Flaſchen Bier. Zu dieſem gewöhnlichen Speiſezettel kamen noch hinzu am 2. Juli ein Huhn und eine Flaſche Muscateller, am 4. eine Flaſche Muscateller, am 7. Thee, am 12. eine Flaſche Branntwein, am 13. Blumen, am 14. Waffeln, am 15. ein Truthahn, am 16. eine Melone, am 17. ein Huhn, am 18. ein Kaninchen, am 19. eine Flaſche Branntwein; am 20. ein Blanc-mangé und zwei Melonen und ſo fort**).

Tavernier gehörte zu den Gefangenen niederer Herkunft,

*) H. Carré: „La Chalotais et le duc d'Aiguillon".

**) Archiv der Baſtille.

er war verwickelt in einen Anschlag gegen das Leben des Königs. Er gehörte zu den sieben am 14. Juli in Freiheit gesetzten Gefangenen. Man fand ihn geistig gestört vor. Nachdem man ihn im Triumph durch die Straßen von Paris geführt hatte, schickte man ihn nach Charenton. Man nannte ihn einen Märtyrer; er hat es wohl in Charenton nicht so gut gehabt wie in der Bastille; seine Verpflegung hier, außer den gewöhnlichen Mahlzeiten bestand im November 1788 aus Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 60 Flaschen Wein, 30 Flaschen Bier, 2 Pfund Kaffee, 3 Pfund Zucker, einem Truthahn, aus Austern, Kastanien, Aepfeln, Birnen 2c. Im Mai 1789 aus: Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 45 Flaschen Wein, 60 Flaschen Bier, Kaffee, Zucker, Hühnern, Käse. Im Juni aus: Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 62 Flaschen Wein, 31 Flaschen Bier Tauben, Kaffee, Zucker, Käse*).

Auch die Speisezettel des Marquis de Sade für den Monat Januar 1789 liegen uns vor, wir finden darauf verzeichnet: Chocoladencreme, Poularden mit Kastanien oder Trüffeln, Schinkenpastete, Aprikosenmuß 2c.**).

Ein jeder Gefangene, für den man sonst keine Rücksichten hatte, aß sehr gut. Nur diejenigen, welche zuweilen in ein Verließ gebracht wurden, waren auf Wasser und Brod angewiesen, diese Strafen aber waren nur vorübergehende.

*) Archiv der Bastille.
**) Ebendaselbst.

Wenn ein Gefangener glaubte Grund zu einer Beschwerde über seine Verpflegung zu haben, so ging die Beschwerde alsbald an den Gouverneur, und nach Kurzem ließ der Polizeioffiziant bei dem Beschwerdeführer anfragen: ob er jetzt besser servirt wäre als früher.

„Seine Majestät hat mir gesagt," schreibt Pontchartrain an Launey, „daß über die schlechte Verpflegung der Gefangenen Beschwerde geführt werde; Allerhöchstderselbe befiehlt mir, Ihnen zu schreiben, Sie müssen genau Acht geben." Sartine aber schrieb in launiger Weise an den Major de Losmes: „Ich bin einverstanden, daß Sie die Röcke des p. p. Dubois weiter machen lassen, und ich wünsche, daß alle Ihre Gefangenen sich einer guten Gesundheit erfreuen möchten."

Der König kleidete, wie gesagt, auf seine Kosten diejenigen Gefangenen, welche zu arm waren, um sich neue Kleider anzuschaffen. Sie erhielten nicht etwa einen Gefängniß-Kittel, sondern wattirte oder mit Pelz gefütterte Hausröcke, farbige Beinkleider, Westen aus Sammet, Phantasie-Röcke*). Der mit der Lieferung betraute Commissar ließ den Gefangenen

*) 1751, am 2. März. Ich erhielt einen Brief von Herrn Duval (Secretär des Polizei-Officianten), in welchem er mir mittheilt, daß Berryer (ebenfalls Polizei-Officiant) ganz überrascht ist von den Ausgaben für Kleidungsstücke, die seit einiger Zeit den Gefangenen geliefert werden. Aber ich mache die Lieferungen nur, wenn Berryer es befiehlt, es ist mir bewußt, daß die Sachen gut sind und halten, und daß die Gefangenen zufrieden sind." (Brief des Commissars Rochebonne an den Major Chevalier. Archiv der Bastille.)

Maß nehmen und sich über ihren Geschmack, den Schnitt und die Farbe, die ihnen am meisten gefiel, unterrichten. Eine Frau Sauvé, Gefangene der Bastille, wünschte sich eine weißseidene, mit grünen Blumen durchwirkte Robe. Die Frau des Commissars Rochebrun lief Tage lang in der Stadt herum und berichtete endlich ganz trostlos, sie habe nur einen weißen, grüngestreiften Seidenstoff auffinden können; wolle sich Mme. Sauvé damit zufrieden geben, so werde sich Jemand zum Maßnehmen bei ihr einfinden.

„Herr Major," schreibt*) ein Gefangener Namens Hugonnet, „die Hemden, welche man mir gestern gebracht hat, sind nicht so, wie ich sie verlangt habe; ich entsinne mich, geschrieben zu haben, daß ich sie fein und mit gefalteten Manchetten haben wollte. Die aber, die ich hier habe, sind grob, von schlechter Leinwand, und die Manchetten kann höchstens ein Bedienter tragen. Ich bitte daher, die Hemden dem Herrn Commissar zurückzugeben, er mag sie behalten, ich kann sie nicht brauchen."

Der Gouverneur wollte auch, daß es seinen Gefangenen nicht an Zerstreuungen fehle. Den wenigst Bemittelten zahlte er Taschengeld und gab ihnen Tabak**).

---

*) Im Februar 1767 (Archiv der Bastille).

**) 1753, am 2. Februar: „Herr Berryer gestattet, daß Sie dem pp. Guibet Tabak zukommen lassen, ohne von dem wenigen Gelde, was er hat, zu nehmen." (Brief Duval's an Major Chevalier. Archiv der Bastille.) Es ist Gebrauch in der Bastille, denjenigen Gefangenen, welche

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts starb in der Bastille ein Neapolitaner Namens Vinache, nachdem er dort eine Bibliothek zu Nutz und Frommen derer gestiftet hatte, welche mit ihm die Gefangenschaft theilten. Diese Bibliothek wurde immer umfangreicher, theils durch Zugaben seitens der Regierung*), theils durch Geschenke der Gefangenen, theils endlich durch die Freigebigkeit eines Pariser Bürgers, welcher Mitleid mit den Gefangenen hatte**). Die Büchersammlung bestand aus Romanen, wissenschaftlichen Werken, philosophischen und erbaulichen Schriften: die leichtgeschürzte Muse hatte den Vortritt. Der Polizei-Officiant Berryer confiscirte u. A. ein „Gedicht über die Größe Gottes": „weil es für die Gefangenen zu melancholischen Inhalts wäre***)". Die Gefangenen ließen sich auch Lectüre von außerhalb kommen. Wir haben bereits den Grafen Belle-Isle genannt, der über 300 Bände in der Bastille bei sich hatte†). Die Verwaltung aber ließ es sich nicht nehmen, auf Unkosten des Königs, sogar manchmal für hohe Preise, Werke herbeizuschaffen, welche sie für die

nach Tabak verlangen, aber kein Geld haben zum Kaufen, wöchentlich zwei Unzen zu liefern; Einige erhalten wohl auch mehr. (Brief des Majors Chevalier an den Polizei-Officianten vom 24. August 1755. Archiv der Bastille.)

*) 1788 wurden von der Verwaltung der Bastille für 1200 Frcs. (heute 3600) Bücher hinzu gekauft.

**) Lottin hieß der wackere Mann; seine Gabe traf ein am 12. Februar 1772.

***) Brief vom 27. März 1753 (Archiv der Bastille.)

†) Archiv der Bastille.

Unterhaltung der Gefangenen für nöthig hielt*). Voltaire und Puffendorf wurden ihnen anstandslos belassen; unter Ludwig XVI. wurde auch das Lesen von Zeitungen gestattet.

Nächst der Vergünstigung, lesen und schreiben zu dürfen, war die der Promenade am meisten nachgesucht, und sie wurde nur in seltenen Fällen verweigert. Die Gefangenen durften sich sowohl auf der Plattform der Thürme, als in den Höfen und dem Bastionsgarten ergehen. Die Promenade auf den Thürmen hatte neben dem freien Luftzuge den Vorzug der schönen Aussicht. Fontaine erzählt, daß Sacy alle Tage nach dem Mittagessen auf einen Thurm stieg, um in Gesellschaft der Offiziere, welche ihn mit Stadtneuigkeiten unterhielten, zu lustwandeln.

In ihren Zimmern unterhielten sich viele Gefangene mit Thieren aller Art, Katzen, Vögeln, beschäftigten sich auch mit der Hundedressur. Einige durften auf dem Clavier oder der Violine spielen.

Pelisson theilte seine Zelle mit einem Basken, der den Dudelsack spielte. Der Herzog von Richelieu weiß von den Arien zu erzählen, welche er mit seinen Nachbarn, z. B. mit Mlle. den Launay, den Kopf an die Traillen des Fensters gelehnt, sang. „Das gab zuweilen einen Chorgesang," sagt er, „der gar nicht übel klang."

*) „Die Bücher, nach welchen Allègre verlangt, kosten 53 Livres; sie sollen angeschafft werden." Brief Duval's vom 2. Juni 1752. Allègre zählte nicht zu den „vornehmen Gefangenen". (Archiv der Bastille.)

Einige Gefangene stickten, strickten, nähten; einige machten Decorationsgegenstände für die Schloßcapelle; einige derselben machten Tischlerarbeiten, die Künstler malten und zeichneten.

„Die Beschäftigung des Herrn de Villeroi aber war eine eigenartige: er hatte sehr werthvolle Kleidungsstücke, er trennte die Nähte auf und nähte sie mit großem Geschick wieder zusammen."

Diejenigen Gefangenen, welche zu mehreren beisammen wohnten, spielten Karten, Schach oder Tric-Trac. Im Jahre 1788, während der Unruhe in der Bretagne, wurden zwölf Edelleute des Landes in der Bastille eingesperrt. Sie lebten zusammen und verlangten zu ihrer Zerstreuung ein Billard, dasselbe wurde auch in der That in einem Zimmer des Majors aufgestellt, wohin die Herren sich verfügten, um zu spielen.

Die in der Bastille verstorbenen Gefangenen wurden auf dem Saint-Paul-Kirchhofe beigesetzt; die Todtenfeier fand in der Saint-Paul-Kirche statt, in der Sacristei wurde des Verstorbenen Name verzeichnet. Es ist eine Unwahrheit, daß die Namen verändert wurden. Der Name des Mannes mit „der eisernen Maske" ist ebenfalls richtig verzeichnet; Juden, Protestanten und Selbstmörder wurden im „Schloßgarten" beerdigt; nach den Anschauungen der damaligen Zeit war es nicht gestattet, diese Leichen in geweihter Erde zu bergen*).

*) Ein gewisser d'Ham, gestorben am 3. December 1730, wurde am folgenden Tage im Garten beigesetzt, weil keine Anzeichen für sein katholisches

Die Entlassung Gefangener wurde auf Grund einer lettre de cachet verfügt, welche der entsprach, welche die Einkerkerung veranlaßt hätte. Diese so heiß ersehnten Schriftstücke wurden von dem „Vertheiler der Hofpackete" oder auf dem „Wege der Post" ausgegeben. Früher stellten sich auch wohl Verwandte oder Freunde mit der versiegelten Ordre ein, um sich an der Botschaft der Befreiung zu erfreuen.

Gewöhnlich betrat der Gouverneur oder in seiner Abwesenheit der „lieutenant de roi" das Zimmer des Gefangenen, um ihm die Freilassung anzuzeigen. Effecten und Papiere, welche dem Betreffenden bei seiner Gefangennahme abgenommen waren, wurden ihm gegen Bescheinigung zurückgegeben, auch hatte er das schriftliche Versprechen abzulegen, Nichts über die Vorgänge in der Bastille zu verrathen. Einige Gefangene widersetzten sich dieser Formalität, was ihre Freilassung jedoch nicht verhinderte. Andere wieder, trotzdem sie unterschrieben hatten, erzählten überall hin, was sie in der Bastille gesehen und erlebt hatten; sie wurden darum nicht weiter verfolgt. Wenn der Gefangene nur unter gewissen Bedingungen entlassen wurde, so verlangte man von ihm, daß er sich verpflichte, dem Willen des Königs zu gehorchen.

War all diesen Förmlichkeiten bestens genügt, so ließ der Gouverneur unter Beobachtung aller jener feinen gesellschaft-

---

Bekenntniß vorhanden waren. (Archiv der Bastille.) — Der Abbé Brennert, gestorben am 26. September 1721, ist im Garten bestattet, weil er sich selbst umgebracht hat. (Archiv.)

lichen Formen, welche so charakteristisch für das ancien régime sind, ein letztes, besonders gewähltes Diner auftragen. Ja, falls der Gefangene zur besten Gesellschaft gehörte, bat er ihn, an seiner, des Gouverneurs, Tafel Platz zu nehmen; war das Mahl zu Ende, so stellte er dem Scheidenden seine Equipage zur Verfügung, ja, nahm zuweilen neben ihm Platz und begleitete ihn heim.

Manche von den der Freiheit zurückgegebenen Gefangenen waren in Verlegenheit, wohin sie sich wenden sollten. Es kam vor, daß der Gouverneur diesem oder jenem Gefangenen Geld in die Hand drückte, um einige Zeit leben zu können. Im December 1783 wurde ein gewisser Dubu de la Tagnerette in Freiheit gesetzt und zugleich für vierzehn Tage im Palais des Gouverneurs untergebracht bis er eine passende Wohnung gefunden hatte. Es gab Gefangene, die sich geradezu erzürnt darüber zeigten, daß sie frei kamen; es lassen sich auch Beispiele anführen, daß Leute darnach trachteten, in die Bastille eingesperrt zu werden*). Andere wieder widersetzten sich förmlich ihrer Freilassung und bemühten sich, ihre Einkerkerungszeit zu verlängern**).

*) Es ließen sich Leute einsperren (in die Bastille), um einmal gut zu leben und Geld zu erwerben. (Renneville I.)

**) Unter Anderen erhielt vom König Etter de Sybourg eine Verlängerung seiner Gefangenschaft zugebilligt (Archiv der Bastille). Leguay, der vielgenannte Latude und viele Andere versagten die Annahme der Freilassung. Unter den Aufzeichnungen Du Junca's finden wir folgende Notiz: „Dienstag, 29. October 1697, Morgens 10 Uhr. Der Graf

„Viele," bemerkt Renneville ausdrücklich, „blickten bei ihrem Abschied von der Bastille sehr traurig drein. Le maistre de Sacy und Fontaine versichern, daß die in der Bastille zugebrachten Jahre die besten ihres Lebens waren.

„Das unschuldige Leben, welches wir führten," bemerkt Renneville, „nämlich d'Hamltion, Schrader und ich, schien besonders dem Ersteren so angenehm, daß er mich bat, dasselbe in Versen zu verherrlichen."

Die Memoiren der Mme. de Staal schildern ebenfalls die Jahre, welche die Dame in der Bastille zubrachte, als die glücklichsten. „Ich bewohnte sechs Wochen," erzählt Abbé Morellet, „die Bastille; sie verliefen für mich in höchst angenehmer Art, und ich gedenke ihrer noch mit Freuden." Später kommt auch Dumouriez und erklärt, daß er zufrieden in der Bastille lebte und sich nicht langweilte.

So war also die Hausordnung dieses berühmt gewordenen Staatsgefängnisses! Es gab in ganz Europa am Schluß des letzten Jahrhunderts kein Gewahrsam, in welchem die Gefangenen so rücksichtsvoll behandelt und mit so vieler Bequemlichkeit versehen worden wären — heute giebt es Nichts der Art!

Morlot hat die Bastille mit der Freiheit vertauscht; der Befehl war schon einige Tage in den Händen des Herrn de Besmaus, wurde aber noch geheim gehalten, um Herrn de Marlot angenehm zu sein: derselbe glaubte, bei Herrn von Pomponne so gut angeschrieben zu sein, daß ihm den Winter über noch der Aufenthalt in der Bastille gewährt werden würde." (Bibl. des Arsenals.)

zu trinken, allein er lehnte ab, weil es ihm untersagt wäre. Ich frug ihn, ob ich meine Verpflegung zu bezahlen hätte, oder ob ich dem König dafür zu Dank verpflichtet wäre. Er erwiderte, ich hätte nur zu verlangen, was mir Freude machen könnte, und daß man bemüht sein werde, mich zufrieden zu stellen, daß Se. Majestät Alles bezahlten." Der „allerchristlichste" König wünsche, daß an Freitagen und sonstigen Fasttagen seinen Gästen nur die entsprechende Kost vorgesetzt würde; allein darum war man doch auf das Beste bedacht.

„Ich hatte," sagt Renneville, „sechs Schüsseln und eine vorzügliche Krebssuppe. Unter den mir vorgesetzten Fischen war eine vortreffliche Queise, gerösteter Lachs und ein Barsch, Alles bestens zubereitet."

Die Verpflegung Renneville's kostete derzeit 10 Francs pro Tag, später wurden die Ausgaben beschränkt.

„Man hatte," schreibt er, „das Gewohnte sehr reducirt; ich hatte jedoch noch stets eine gute Brotsuppe, ein Stück leidliches Rindfleisch, ein Hammelzungen-Ragout und als Dessert zweierlei Mehlspeisen. Bedient wurde ich von nun an während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes an dem traurigen Ort in der nämlichen Weise; zuweilen nur fügte man der Suppe etwas Geflügel hinzu, oder es lagen auf dem Rande des Tellers zwei kleine Pasteten.

Zu Ende der Regierung Ludwig XV. spricht sich Dumouriez in ähnlicher Weise lobend über die Küche in der Bastille aus. Als ihm am Tage seiner Ankunft eine etwas magere Kost vorgesetzt wurde, verlangte er, man solle ihm aus

einer benachbarten Restauration ein gebratenes Huhn bringen. „Ein Huhn," erhielt er zur Antwort, „Sie wissen wohl nicht, daß heut Freitag ist?" — „Sie sind mit der Ueberwachung meiner Person, aber nicht der meines Gewissens beauftragt. Ich bin krank, die Bastille ist so gut wie eine ansteckende Krankheit." Innerhalb einer Stunde stand das Huhn auf dem Tisch. Später verlangte Dumouriez, daß ihm und seinem Diener das Souper zu derselben Zeit, zwischen 3 und 4 Uhr servirt würde. Sein Kammerdiener, ein tüchtiger Koch, bereitete ihm die Ragouts.

„Die Verpflegung in der Bastille war sehr gut, man hatte stets", so berichtet er, „fünf Schüsseln zum Diner und drei zum Souper, Dessert extra. Die gleichzeitig aufgetragenen Speisen repräsentiren ein stattliches Diner".

Es folge hier ein Brief, den der Major der Bastille 1764 an den Polizeioffizianten richtete; es ist darin die Rede von einem Gefangenen, einem gewissen Vieilh, der kein Fleisch von Schlachtvieh genießt; er mußte ausschließlich mit Geflügel und Wildpret beköstigt werden*). Unter Ludwig XVI. war es nach den Aussagen von Poultier d'Elmotte noch ebenso:

„De Launey, der Gouverneur, kam zu einem freundschaftlichen Geplauder zu mir; er frug, was ich gern äße, wie ich die Zubereitung am liebsten hätte, und ließ mir serviren, was ich wünschte."

*) Archiv der Bastille.

Der Buchhändler Hardy, welcher 1766 in die Baſtille kam, erklärt ausdrücklich, eine beſſere Behandlung könne man ſich nicht denken*).

Sogar Linguet, der ſonſt bemüht iſt, das Schickſal der Gefangenen in ſchwärzeſter Farbe zu malen, iſt genöthigt, einzuräumen, daß die Verpflegung eine reichliche war. Jeden Morgen ließ der Koch ihm das Menu für den Tag vorlegen, auf welchem er die Speiſen verzeichnete, auf die er Appetit hatte.

Die Rechnungsbücher der Baſtille beſtätigen durchaus das Geſagte. Hier beiſpielsweiſe die nach dieſen Documenten für die Mahlzeiten La Bourdonnai's während des Monat Juli 1750 verurſachten Koſten: Auf dem Menu ſind täglich verzeichnet: Suppe, Rind- und Kalbfleiſch, große Bohnen, Schnittbohnen, zwei Eier, Brot, Erdbeeren, Kirſchen, Stachelbeeren, Orangen, zwei Flaſchen Rothwein und zwei Flaſchen Bier. Zu dieſem gewöhnlichen Speiſezettel kamen noch hinzu am 2. Juli ein Huhn und eine Flaſche Muscateller, am 4. eine Flaſche Muscateller, am 7. Thee, am 12. eine Flaſche Branntwein, am 13. Blumen, am 14. Waffeln, am 15. ein Truthahn, am 16. eine Melone, am 17. ein Huhn, am 18. ein Kaninchen, am 19. eine Flaſche Branntwein; am 20. ein Blanc-mangé und zwei Melonen und ſo fort**).

Tavernier gehörte zu den Gefangenen niederer Herkunft,

*) H. Carré: „La Chalotais et le duc d'Aiguillon".

**) Archiv der Baſtille.

er war verwickelt in einen Anschlag gegen das Leben des Königs. Er gehörte zu den sieben am 14. Juli in Freiheit gesetzten Gefangenen. Man fand ihn geistig gestört vor. Nachdem man ihn im Triumph durch die Straßen von Paris geführt hatte, schickte man ihn nach Charenton. Man nannte ihn einen Märtyrer; er hat es wohl in Charenton nicht so gut gehabt wie in der Bastille; seine Verpflegung hier, außer den gewöhnlichen Mahlzeiten bestand im November 1788 aus Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 60 Flaschen Wein, 30 Flaschen Bier, 2 Pfund Kaffee, 3 Pfund Zucker, einem Truthahn, aus Austern, Kastanien, Aepfeln, Birnen 2c. Im Mai 1789 aus: Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 45 Flaschen Wein, 60 Flaschen Bier, Kaffee, Zucker, Hühnern, Käse. Im Juni aus: Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 62 Flaschen Wein, 31 Flaschen Bier Tauben, Kaffee, Zucker, Käse*).

Auch die Speisezettel des Marquis de Sade für den Monat Januar 1789 liegen uns vor, wir finden darauf verzeichnet: Chocoladencreme, Poularden mit Kastanien oder Trüffeln, Schinkenpastete, Aprikosenmuß 2c.**).

Ein jeder Gefangene, für den man sonst keine Rücksichten hatte, aß sehr gut. Nur diejenigen, welche zuweilen in ein Verließ gebracht wurden, waren auf Wasser und Brod angewiesen, diese Strafen aber waren nur vorübergehende.

*) Archiv der Bastille.
**) Ebendaselbst.

Wenn ein Gefangener glaubte Grund zu einer Beschwerde über seine Verpflegung zu haben, so ging die Beschwerde alsbald an den Gouverneur, und nach Kurzem ließ der Polizeioffiziant bei dem Beschwerdeführer anfragen: ob er jetzt besser servirt wäre als früher.

„Seine Majestät hat mir gesagt," schreibt Pontchartrain an Launey, „daß über die schlechte Verpflegung der Gefangenen Beschwerde geführt werde; Allerhöchstderselbe befiehlt mir, Ihnen zu schreiben, Sie müssen genau Acht geben." Sartine aber schrieb in launiger Weise an den Major de Losmes: „Ich bin einverstanden, daß Sie die Röcke des p. p. Dubois weiter machen lassen, und ich wünsche, daß alle Ihre Gefangenen sich einer guten Gesundheit erfreuen möchten."

Der König kleidete, wie gesagt, auf seine Kosten diejenigen Gefangenen, welche zu arm waren, um sich neue Kleider anzuschaffen. Sie erhielten nicht etwa einen Gefängniß-Kittel, sondern wattirte oder mit Pelz gefütterte Hausröcke, farbige Beinkleider, Westen aus Sammet, Phantasie-Röcke*). Der mit der Lieferung betraute Commissar ließ den Gefangenen

*) 1751, am 2. März. Ich erhielt einen Brief von Herrn Duval (Secretär des Polizei-Officianten), in welchem er mir mittheilt, daß Berryer (ebenfalls Polizei-Officiant) ganz überrascht ist von den Ausgaben für Kleidungsstücke, die seit einiger Zeit den Gefangenen geliefert werden. Aber ich mache die Lieferungen nur, wenn Berryer es befiehlt, es ist mir bewußt, daß die Sachen gut sind und halten, und daß die Gefangenen zufrieden sind." (Brief des Commissars Rochebonne an den Major Chevalier. Archiv der Bastille.)

Maß nehmen und sich über ihren Geschmack, den Schnitt und die Farbe, die ihnen am meisten gefiel, unterrichten. Eine Frau Sauvé, Gefangene der Bastille, wünschte sich eine weißseidene, mit grünen Blumen durchwirkte Robe. Die Frau des Commissars Rochebrun lief Tage lang in der Stadt herum und berichtete endlich ganz trostlos, sie habe nur einen weißen, grüngestreiften Seidenstoff auffinden können; wolle sich Mme. Sauvé damit zufrieden geben, so werde sich Jemand zum Maßnehmen bei ihr einfinden.

„Herr Major," schreibt*) ein Gefangener Namens Hugonnet, „die Hemden, welche man mir gestern gebracht hat, sind nicht so, wie ich sie verlangt habe; ich entsinne mich, geschrieben zu haben, daß ich sie fein und mit gefalteten Manchetten haben wollte. Die aber, die ich hier habe, sind grob, von schlechter Leinwand, und die Manchetten kann höchstens ein Bedienter tragen. Ich bitte daher, die Hemden dem Herrn Commissar zurückzugeben, er mag sie behalten, ich kann sie nicht brauchen."

Der Gouverneur wollte auch, daß es seinen Gefangenen nicht an Zerstreuungen fehle. Den wenigst Bemittelten zahlte er Taschengeld und gab ihnen Tabak**).

---

*) Im Februar 1767 (Archiv der Bastille).

**) 1753, am 2. Februar: „Herr Berryer gestattet, daß Sie dem pp. Guidet Tabak zukommen lassen, ohne von dem wenigen Gelde, was er hat, zu nehmen." (Brief Duval's an Major Chevalier. Archiv der Bastille.) Es ist Gebrauch in der Bastille, denjenigen Gefangenen, welche

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts starb in der Bastille ein Neapolitaner Namens Vinache, nachdem er dort eine Bibliothek zu Nutz und Frommen derer gestiftet hatte, welche mit ihm die Gefangenschaft theilten. Diese Bibliothek wurde immer umfangreicher, theils durch Zugaben seitens der Regierung*), theils durch Geschenke der Gefangenen, theils endlich durch die Freigebigkeit eines Pariser Bürgers, welcher Mitleid mit den Gefangenen hatte**). Die Büchersammlung bestand aus Romanen, wissenschaftlichen Werken, philosophischen und erbaulichen Schriften: die leichtgeschürzte Muse hatte den Vortritt. Der Polizei-Officiant Berryer confiscirte u. A. ein „Gedicht über die Größe Gottes": „weil es für die Gefangenen zu melancholischen Inhalts wäre***)". Die Gefangenen ließen sich auch Lectüre von außerhalb kommen. Wir haben bereits den Grafen Belle-Isle genannt, der über 300 Bände in der Bastille bei sich hatte†). Die Verwaltung aber ließ es sich nicht nehmen, auf Unkosten des Königs, sogar manchmal für hohe Preise, Werke herbeizuschaffen, welche sie für die

---

nach Tabak verlangen, aber kein Geld haben zum Kaufen, wöchentlich zwei Unzen zu liefern; Einige erhalten wohl auch mehr. (Brief des Majors Chevalier an den Polizei-Officianten vom 24. August 1755. Archiv der Bastille.)

*) 1783 wurden von der Verwaltung der Bastille für 1200 Frcs. (heute 3600) Bücher hinzu gekauft.

**) Lottin hieß der wackere Mann; seine Gabe traf ein am 12. Februar 1772.

***) Brief vom 27. März 1753 (Archiv der Bastille.)

†) Archiv der Bastille.

Unterhaltung der Gefangenen für nöthig hielt*). Voltaire und Puffendorf wurden ihnen anstandslos belassen; unter Ludwig XVI. wurde auch das Lesen von Zeitungen gestattet.

Nächst der Vergünstigung, lesen und schreiben zu dürfen, war die der Promenade am meisten nachgesucht, und sie wurde nur in seltenen Fällen verweigert. Die Gefangenen durften sich sowohl auf der Plattform der Thürme, als in den Höfen und dem Bastionsgarten ergehen. Die Promenade auf den Thürmen hatte neben dem freien Luftzuge den Vorzug der schönen Aussicht. Fontaine erzählt, daß Sacy alle Tage nach dem Mittagessen auf einen Thurm stieg, um in Gesellschaft der Offiziere, welche ihn mit Stadtneuigkeiten unterhielten, zu lustwandeln.

In ihren Zimmern unterhielten sich viele Gefangene mit Thieren aller Art, Katzen, Vögeln, beschäftigten sich auch mit der Hundedressur. Einige durften auf dem Clavier oder der Violine spielen.

Pelisson theilte seine Zelle mit einem Basken, der den Dudelsack spielte. Der Herzog von Richelieu weiß von den Arien zu erzählen, welche er mit seinen Nachbarn, z. B. mit Mlle. den Launay, den Kopf an die Traillen des Fensters gelehnt, sang. „Das gab zuweilen einen Chorgesang," sagt er, „der gar nicht übel klang."

*) „Die Bücher, nach welchen Allègre verlangt, kosten 53 Livres; sie sollen angeschafft werden." Brief Duval's vom 2. Juni 1752. Allègre zählte nicht zu den „vornehmen Gefangenen". (Archiv der Bastille.)

Einige Gefangene stickten, strickten, nähten; einige machten Decorationsgegenstände für die Schloßcapelle; einige derselben machten Tischlerarbeiten, die Künstler malten und zeichneten.

„Die Beschäftigung des Herrn de Villeroi aber war eine eigenartige: er hatte sehr werthvolle Kleidungsstücke, er trennte die Nähte auf und nähte sie mit großem Geschick wieder zusammen."

Diejenigen Gefangenen, welche zu mehreren beisammen wohnten, spielten Karten, Schach oder Tric-Trac. Im Jahre 1788, während der Unruhe in der Bretagne, wurden zwölf Edelleute des Landes in der Bastille eingesperrt. Sie lebten zusammen und verlangten zu ihrer Zerstreuung ein Billard, dasselbe wurde auch in der That in einem Zimmer des Majors aufgestellt, wohin die Herren sich verfügten, um zu spielen.

Die in der Bastille verstorbenen Gefangenen wurden auf dem Saint-Paul-Kirchhofe beigesetzt; die Todtenfeier fand in der Saint-Paul-Kirche statt, in der Sacristei wurde des Verstorbenen Name verzeichnet. Es ist eine Unwahrheit, daß die Namen verändert wurden. Der Name des Mannes mit „der eisernen Maske" ist ebenfalls richtig verzeichnet; Juden, Protestanten und Selbstmörder wurden im „Schloßgarten" beerdigt; nach den Anschauungen der damaligen Zeit war es nicht gestattet, diese Leichen in geweihter Erde zu bergen*).

*) Ein gewisser d'Ham, gestorben am 3. December 1730, wurde am folgenden Tage im Garten beigesetzt, weil keine Anzeichen für sein katholisches

Die Entlassung Gefangener wurde auf Grund einer lettre de cachet verfügt, welche der entsprach, welche die Einkerkerung veranlaßt hatte. Diese so heiß ersehnten Schriftstücke wurden von dem „Vertheiler der Hofpackete" oder auf dem „Wege der Post" ausgegeben. Früher stellten sich auch wohl Verwandte oder Freunde mit der versiegelten Ordre ein, um sich an der Botschaft der Befreiung zu erfreuen.

Gewöhnlich betrat der Gouverneur oder in seiner Abwesenheit der „lieutenant de roi" das Zimmer des Gefangenen, um ihm die Freilassung anzuzeigen. Effecten und Papiere, welche dem Betreffenden bei seiner Gefangennahme abgenommen waren, wurden ihm gegen Bescheinigung zurückgegeben, auch hatte er das schriftliche Versprechen abzulegen, Nichts über die Vorgänge in der Bastille zu verrathen. Einige Gefangene widersetzten sich dieser Formalität, was ihre Freilassung jedoch nicht verhinderte. Andere wieder, trotzdem sie unterschrieben hatten, erzählten überall hin, was sie in der Bastille gesehen und erlebt hatten; sie wurden darum nicht weiter verfolgt. Wenn der Gefangene nur unter gewissen Bedingungen entlassen wurde, so verlangte man von ihm, daß er sich verpflichte, dem Willen des Königs zu gehorchen.

War all diesen Förmlichkeiten bestens genügt, so ließ der Gouverneur unter Beobachtung aller jener feinen gesellschaft-

---

Bekenntniß vorhanden waren. (Archiv der Bastille.) — Der Abbé Brennert, gestorben am 26. September 1721, ist im Garten bestattet, weil er sich selbst umgebracht hat. (Archiv.)

lichen Formen, welche so charakteristisch für das ancien régime sind, ein letztes, besonders gewähltes Diner auftragen. Ja, falls der Gefangene zur besten Gesellschaft gehörte, bat er ihn, an seiner, des Gouverneurs, Tafel Platz zu nehmen; war das Mahl zu Ende, so stellte er dem Scheidenden seine Equipage zur Verfügung, ja, nahm zuweilen neben ihm Platz und begleitete ihn heim.

Manche von den der Freiheit zurückgegebenen Gefangenen waren in Verlegenheit, wohin sie sich wenden sollten. Es kam vor, daß der Gouverneur diesem oder jenem Gefangenen Geld in die Hand drückte, um einige Zeit leben zu können. Im December 1783 wurde ein gewisser Dubu de la Tagnerette in Freiheit gesetzt und zugleich für vierzehn Tage im Palais des Gouverneurs untergebracht bis er eine passende Wohnung gefunden hatte. Es gab Gefangene, die sich geradezu erzürnt darüber zeigten, daß sie frei kamen; es lassen sich auch Beispiele anführen, daß Leute darnach trachteten, in die Bastille eingesperrt zu werden*). Andere wieder widersetzten sich förmlich ihrer Freilassung und bemühten sich, ihre Einkerkerungszeit zu verlängern**).

---

*) Es ließen sich Leute einsperren (in die Bastille), um einmal gut zu leben und Geld zu erwerben. (Renneville I.)

**) Unter Anderen erhielt vom König Etter de Sybourg eine Verlängerung seiner Gefangenschaft zugebilligt (Archiv der Bastille). Leguay, der vielgenannte Latude und viele Andere versagten die Annahme der Freilassung. Unter den Aufzeichnungen Du Junca's finden wir folgende Notiz: „Dienstag, 29. October 1697, Morgens 10 Uhr. Der Graf

„Viele," bemerkt Renneville ausdrücklich, „blickten bei ihrem Abschied von der Bastille sehr traurig drein. Le maistre de Sacy und Fontaine versichern, daß die in der Bastille zugebrachten Jahre die besten ihres Lebens waren.

„Das unschuldige Leben, welches wir führten," bemerkt Renneville, „nämlich d'Hamltion, Schrader und ich, schien besonders dem Ersteren so angenehm, daß er mich bat, dasselbe in Versen zu verherrlichen."

Die Memoiren der Mme. de Staal schildern ebenfalls die Jahre, welche die Dame in der Bastille zubrachte, als die glücklichsten. „Ich bewohnte sechs Wochen," erzählt Abbé Morellet, „die Bastille; sie verliefen für mich in höchst angenehmer Art, und ich gedenke ihrer noch mit Freuden." Später kommt auch Dumouriez und erklärt, daß er zufrieden in der Bastille lebte und sich nicht langweilte.

So war also die Hausordnung dieses berühmt gewordenen Staatsgefängnisses! Es gab in ganz Europa am Schluß des letzten Jahrhunderts kein Gewahrsam, in welchem die Gefangenen so rücksichtsvoll behandelt und mit so vieler Bequemlichkeit versehen worden wären — heute giebt es Nichts der Art!

Morlot hat die Bastille mit der Freiheit vertauscht; der Befehl war schon einige Tage in den Händen des Herrn de Besmaus, wurde aber noch geheim gehalten, um Herrn de Marlot angenehm zu sein: derselbe glaubte, bei Herrn von Pomponne so gut angeschrieben zu sein, daß ihm den Winter über noch der Aufenthalt in der Bastille gewährt werden würde." (Bibl. des Arsenals.)

Es würde trotz Allem eine Absurdität sein, wollte man behaupten, die Gefangenen wären durch die Bank mit ihrer Inhaftirung zufrieden gewesen; giebt es überhaupt einen Ersatz für den Verlust der Freiheit? Wie viele dieser Unglücklichen haben sich nicht in ihrer Verzweiflung an den alten Mauern die Köpfe zerschellt, während draußen Frauen, Kinder, schwerwiegende Interessen sie riefen! Die Bastille hat viel ruinirte Existenzen auf dem Gewissen gehabt, innerhalb ihrer Mauern sind viel Thränen geflossen, die nimmer getrocknet wurden.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt die folgende Bemerkung eines Schriftstellers:

„Eine Bastille ist ein sehr solide aufgeführtes Gebäude, hermetisch verschlossen und strengstens bewacht, in welches Jedermann, gleichviel weß Ranges, Alters oder Geschlechtes, kommen kann, ohne zu wissen, weshalb und auf wie lange, in der Erwartung, bald wieder herauszukommen — aber wie!" *)

Diese Zeilen sind von einem Gönner des alten Staatsgefängnisses geschrieben, enthalten aber doch eine Verwerfung ohne Appell an den Geist der Neuzeit.

*) „Apologie de la Bastille." Ein anonymes Werk.

IV.

Die eiserne Maske*.

Es giebt seit zwei Jahrhunderten kaum eine Frage, welche die öffentliche Meinung in dem Maße beschäftigt hat, als die: wer der „Mann mit der eisernen Maske" wohl eigentlich gewesen ist. Bücher, die über das Thema geschrieben wurden, sind in Unzahl vorhanden; man verzweifelte schließlich daran, daß es gelingen werde, den Schleier zu lüften.

„Die Geschichte der eisernen Maske," meint Michelet, „wird wahrscheinlich für immer unaufgeklärt bleiben," und Henry Martin fügt hinzu:

„Der Geschichte steht das Recht nicht zu, sich über Etwas bestimmt auszusprechen, was nie und nimmer aus dem Bereich der Conjecturen heraustreten wird."

Heut aber ist aller Zweifel beseitigt, das Problem gelöst. Ehe wir an die Lösung des Räthsels, welcher die Kritik ein-

*) Benützt sind für dies Capitel: „L'homme au masque de velours noir" („Revue historique" 1894). „Nouveaux documents sur la Bastille" (Revue bleue", 26. März 1898).

stimmig ihren Beifall zollt, gehen, wollen wir die wenigen authentischen Documente, welche wir über diesen interessanten Gefangenen besitzen, veröffentlichen, dann zu den wichtigsten der vorgeschlagenen Lösungen übergehen, welche bisher, ehe die Wahrheit festgestellt wurde, gang und gäbe waren.

Die vorhandenen Documente.

Das Verzeichniß der Gefangenen. Wir bringen zuvörderst den Text, welcher den verschiedenen Veröffentlichungen über den „Mann mit der eisernen Maske" zu Grunde lag. Etienne de Junca, der, wie man bereits hörte, den Posten eines „Lieutenant de roi" an der Bastille bekleidete, schreibt in einem Journal, welches er mit dem 20. October 1690, gleichzeitig mit der Verleihung seiner Charge zu führen begann — eigentlich ist es ein Verzeichniß, in welches er von Tag zu Tag die Ankunft neuer Gefangener*) und einige Einzelheiten über dieselben aufnahm — Folgendes:

Am 18. September 1698, um 3 Uhr Nachmittags, ist Herr de Saint Mars, Gouverneur des Schlosses Bastille, der von den Inseln Sainte Marguerite und Honorat kam, eingetroffen; er führte mit sich in seiner Sänfte einen Gefangenen, welcher ihm schon in Pygnerol übergeben war, und welchen er beständig eine Maske tragen ließ, der Name ward nicht genannt; er hat ihn, als er aus der Sänfte stieg, sogleich in dem ersten

*) Dieses Journal du Junca's ist eine wahre Fundgrube für Nachrichten über das Leben in der Bastille unter Ludwig XIV. und von uns schon zu verschiedenen Malen citirt worden.

Gemach im Thurm de la Bazinnière untergebracht; am Abend um 9 Uhr aber mußten wir Beide, Herr de Rosarges, ein Gehilfe des Gouverneurs, und ich, ihn in das dritte Zimmer des Thurmes de la Bertaudière bringen, welches ich einige Tage zuvor schon auf Befehl des Herrn de Saint-Mars auf's Beste hatte möbliren müssen. Der Gefangene wird von Herrn de Rosarges bedient und gewartet werden. Der Gouverneur aber wird die Verpflegung besorgen*).

In einem zweiten als Anhang zum ersten dienenden Schriftstück verzeichnet du Junca Einzelheiten über die Entlassung der Gefangenen oder deren Tod. Unter dem 19. November 1703 findet sich folgender Vermerk:

„Der unbekannte Gefangene, der immer das Gesicht von einer schwarzen Sammetmaske verdeckt hatte, und den Herr von Saint Mars, als er von den Sainte Marguerite-Inseln kam, mit sich brachte und schon seit lange bewachte, fühlte sich gestern, als er aus der Messe kam, ein wenig unwohl. Er ist heut gegen 10 Uhr Abends verstorben, ohne eine besondere Krankheit gehabt zu haben. Unser Almosenier, Herr Girant, nahm ihm schon gestern die Beichte ab, das heilige Abendmahl erhielt er nicht, da ihn der Tod überraschte, dem Almosenier blieb nur für eine kurze Ermahnung Zeit. Der so lange in Haft befindliche Gefangene ist am Dienstag, dem 20. November,

*) Man muß sich über die unrichtige Orthographie du Junca's hinwegsetzen; wir haben am Schluß dieses Werkes das Facsimile seiner Schrift gebracht.

um 4 Uhr Nachmittags auf dem St. Paulfriedhofe beigesetzt worden. Auf dem Todtenregister ist er unter unbekanntem Namen verzeichnet. Herr de Rosarges, Major und Arreil, Chirurg, haben unterschrieben."

Am Rande ist vermerkt:

„Ich habe seitdem erfahren, daß er auf dem Register als „de Marchiel" verzeichnet stand und daß das Begräbniß 40 Livres kostete."

Die Aufzeichnungen du Junca's wurden in dem alten Archiv der Bastille aufbewahrt, und sind von dort in die Arsenalbibliothek übertragen worden, wo sie sich noch heut befinden*). Sie zeigen eine plumpe, wenig mit der Feder vertraute Soldatenhand: die Orthographie ist, wie gesagt, mangelhaft, allein das Geschriebene ist Wahrheit, was sich stets herausgestellt hat, wenn eine Controle stattfand.

Man sieht vor Allem, daß es sich gar nicht um eine eiserne, sondern um eine schwarze Sammetmaske gehandelt hat.

Die Aufzeichnung in dem Kirchenbuch von Saint Paul ist aufgefunden worden und lautet:

„Am 19. (1703) ist Marchioly, etwa 45 Jahre alt, in der Bastille verstorben; die Leiche ist auf dem Kirchhof von Saint Paul, zum Sprengel gehörig, am 20. beigesetzt worden in Gegenwart von Herrn Rosage (sic), Major der Bastille

*) Man vergleiche das Mf.

und Herrn Reglhe (sic), Oberchirurg der Bastille, welche unterzeichnet haben, und zwar: Rosarges, Reilhe*).

Dies sind die ursprünglichen Documente; sie genügen, wie man weiter unten sehen wird, zur Bestimmung der Wahrheit.

Der Brief des Gouverneurs von Saint Marguerite. Wir haben eben gehört, daß der „Mann mit der eisernen Maske" auf den Inseln Saint Marguerite sich unter Obhut von Saint Mars befand, und daß dieser ihn, als er Gouverneur der Bastille wurde, mit sich brachte. In der Correspondenz zwischen Saint Mars, dem Gouverneur des Schlosses auf den Saint Marguerite-Inseln, und dem Minister Barbezieux befindet sich ein Brief, datirt vom 6. Januar 1696, in welchem Saint Mars ein Exposé über seine Art, die Gefangenen zu behandeln, giebt: es ist darin von dem maskirten Gefangenen unter der Bezeichnung „mein alter Gefangener" die Rede. Der Brief lautet:

„Monseigneur, Sie befehlen mir, Ihnen zu sagen, wie man sich, wenn ich abwesend oder krank bin, in Bezug auf die täglichen Besuche und Vorsichtsmaßregeln betreffs der meiner Obhut anvertrauten Gefangenen verhält. Meine beiden Lieutenants tragen zu den bestimmten Stunden das Essen auf, wie Sie gesehen haben, daß ich selber es machte und noch

*) Das Document war im Stadtarchiv von Paris aufbewahrt; es wurde durch den Brand von 1871 zerstört. Ein Facsimile war glücklicher Weise in der englischen Uebersetzung des Vizetelly (London 1870) und in der 5. Aufl. von Marius Topin's Buch „L'homme au masque de fer', vorhanden. Wir haben es am Schluß des Buches veröffentlicht.

heut, sobald ich mich wohl fühle, mache. Wer von den beiden Lieutenants sich zuerst bei mir einstellt, nimmt den Schlüssel zum Gefängniß meines „alten Gefangenen", mit welchem angefangen wird. Er schließt die drei Thüren auf und tritt in das Zimmer des Gefangenen, der ihm in verbindlichster Form Schüsseln und Teller, welche er einen auf den anderen gethan hat, übergiebt. Der Lieutenant braucht nur zwei Thüren zu passiren, um sie einem meiner Gehilfen zu übergeben, der sie auf einen zwei Schritt entfernten Tisch stellt; der zweite Lieutenant hat Alles im Auge, was in die Bastille hinein- und herauskommt, er sieht nach, ob auch Nichts auf das Geschirr geschrieben sei. Dann folgt die Untersuchung des Bettes, das heißt des inneren und des Raumes unter dem Bett, die Gitter an den Fenstern werden geprüft, sehr oft wird die Person selbst visitirt. Nachdem die höfliche Frage an ihn gerichtet ist, ob er einen Wunsch habe, werden die Thüren wieder verschlossen — genau dasselbe geschieht bei allen anderen Gefangenen."

Brief des Herrn de Palteau; 19. Juni 1768. Herr de Formanoir de Palteau schreibt von Schloß Palteau unweit Ville neuve-le-Roi aus an den bekannten Fréron, den Director der „Année littéraire", einen in der Nummer vom 30. Juni 1768 abgedruckten Brief; der Schreiber desselben war ein Großneffe von Saint Mars. Zur Zeit, als dieser zum Gouverneur der Bastille ernannt wurde, gehörte ihm das Schloß Palteau, und er machte dort, als er von den Mar-

guerite-Inseln mit seinem Gefangenen nach Paris ging, einen kurzen Halt. „Saint Mars hielt sich damals 1698 mit seinem Gefangenen eine Zeit lang auf seiner Besitzung auf. Der „Mann mit der Maske" kam in einer Sänfte, welcher die von Herrn Saint Mars auf dem Fuße folgte, an. Sie waren von Reitern begleitet. Die Bauern kamen dem Schloßherrn entgegen. Herr de Saint Mars speiste mit seinem Gefangenen, der im Speisesaal mit dem Rücken nach den Fenstern — sie lagen nach dem Hof zu — saß. Die Bauern, welche ich befragt habe, konnten nicht sehen, ob der Gast mit der Maske dasaß und aß: sie bemerkten jedoch, daß Herr von Saint Mars, der ihm bei Tisch gegenübersaß, zwei Pistolen neben seinem Teller liegen hatte. Es wurde ihnen nur von einem Diener aufgewartet, welcher die Schüsseln, die ihm im Vorzimmer behändigt wurden, herbeibrachte, indem er jedesmal sorgfältig hinter sich die Thür schloß. Als der Gefangene über den Hof schritt, hatte er die schwarze Maske vor dem Gesicht. Die Bauern konnten seine Lippen und Zähne sehen, auch gewahr werden, daß er groß und weißhaarig war. Herr von Saint Mars schlief in einem Bett, welches neben dem des Gefangenen aufgestellt war."

Dieser Bericht entspricht unzweifelhaft der Wahrheit; Herr de Palteau macht keinerlei Schlußfolgerungen, nimmt Partei weder für die eine, noch für die andere Hypothese. Er beschränkt sich darauf, die Zeugenaussagen der Bauern, welche den Gefangenen gelegentlich der Durchreise sahen, mitzutheilen.

Das einzige Detail des Berichtes, welches wir zu controliren im Stande wären, ist allerdings charakteristisch, es ist die schwarze Maske, denn diese tritt ja auch als schwarze Sammetmaske in den Berichten du Junca's auf.

Das Schloß Palteau existirt noch heut; Jules Lair giebt in seiner Arbeit über den Oberintendanten Fouquet folgende Beschreibung:

Das Schloß liegt auf einer Anhöhe zwischen Waldungen und Weinbergen; es war damals, das sieht man ihm noch heute an, ein vornehmer Herrensitz, wie sie in der Zeit Heinrich III. und Ludwig XIII. Mode waren. Zunächst ein geräumiger Ehrenhof mit zwei Flügeln, die Hauptfront mit einer Capelle im Hintergrunde. Gewölbte Arcadengänge längs des ersten Stockwerkes, dessen Fenster hoch hinauf reichen bis zum Futterboden.

Seit dem achtzehnten Jahrhundert sind jedoch mit dem Schloß einige Aenderungen vorgenommen. Der Saal, in welchem Saint Mars mit seinen Gefangenen speiste, ist jetzt die Küche.

Notizen des Major Chevalier. Neben die Aufzeichnungen von Du Junca wird gewöhnlich als gleich beachtenswerth und glaubwürdig das Zeugniß des Pater Griffet, Almoseniers der Bastille, und das des Majors Chevalier gestellt.

Du Junca's Werk wurde zum ersten Mal 1769 veröffentlicht und zwar durch den Pater Griffet, der folgenden Commentar hinzufügte:

Die Erinnerung an den „maskirten Gefangenen" lebte noch unter den Offizieren, Soldaten und Bediensteten der Bastille fort als Herr de Launey, der langjährige Gouverneur, der in den Generalstab der Garnison übertrat, eintraf. Diejenigen, welche den Gefangenen in seiner Maske gesehen hatten, wenn er über den Hof zur Messe ging, erzählten, es wäre nach dem Tode des Gefangenen auf besonderen Befehl Alles verbrannt worden, was in seinem Gebrauch gewesen wäre, z. B. Leinwandkleidungsstücke, Decken u. s. w., ja man habe sogar die Mauern seines Zimmers abkratzen und wieder tünchen lassen, die früheren Fenster wären durch neue ersetzt worden — man war, wie man daraus entnehmen kann, voller Furcht, der Gefangene könne irgend wo Etwas versteckt, irgend wo Etwas hingekritzelt haben, was Aufschluß über ihn und seinen Namen hätte geben können."

Die Mittheilungen Griffet's finden ihre Bestätigung durch die Notizen des genannten Majors Chevalier; dieser Herr gehörte zum Verwaltungspersonal, ohne gerade eine hervorragende Stellung einzunehmen, denn über ihm standen der Gouverneur und der Lieutenant de roi, allein er hatte doch einen gewissen Einfluß insofern, als die inneren Einrichtungen, die die Gefangenen angingen, zu seinem Ressort gehörten. Chevalier war beinah 38 Jahr in seinem Amt, d. h. von 1749 bis 1787. Fernand Bournon widmet ihm die folgenden anerkennenden Zeilen:

„Chevalier ist der Typus eines pflichttreuen, fleißigen

Beamten, dem es an Ehrgeiz fehlt, aus den Schranken seiner ein wenig untergeordneten Stellung herauszutreten. Daß ihm die Verwaltung des Gefängnisses für seine Dienstkenntniß und seinen Eifer verpflichtet war, ist sicher."

Unter den gesammelten Notizen, als Beiträge zur Geschichte der Bastille, giebt Chevalier auch eine Nachlese aus den Schriften Du Junca's und sagt:

„Den berühmten Mann mit der Maske hat Niemand gekannt: er wurde mit großer Zuvorkommenheit vom Gouverneur behandelt und ist nur von Herrn de Rosarges, der mit seiner Wartung vertraut war, von Angesicht zu Angesicht gesehen worden; er war nur wenig Stunden krank, als plötzlich der Tod eintrat. Er ist bei St. Paul am Dienstag dem 20. November 1703, Nachmittags 4 Uhr bestattet worden unter dem Namen „Marchiergues". Das Leichentuch, weiß und neu, war vom Gouverneur geliefert; Alles, was in seinem Zimmer gefunden wurde, ist verbrannt worden, u. A. auch das ganze Bett, Stühle, Tische, Geräth; was sonst vorhanden war, ist in die Latrinen geworfen worden.

Die Uebereinstimmung in den Berichten Griffet's und Chevalier's haben ihren Eindruck auf die Geschichtschreiber nicht verfehlt, allein wenn man Alles näher prüft, so wird man finden, daß Pater Griffet lediglich aus Dem schöpfte, was Chevalier verzeichnet hatte. Chevalier war Major der Bastille, als der Jesuitenpater seine Aufzeichnungen machte und dieser stützt sich unzweifelhaft auf des Anderen Autorität.

Die neuerdings in der Revue bleu veröffentlichten Documente widersprechen den anscheinend so zuverlässigen Mittheilungen.

In dem Journal Du Junca's ist unter dem 30. April 1701 Folgendes bemerkt:

„Am Sonnabend, dem 30. April, gegen 9 Uhr Abends, ist Aumont, der Jüngere, gekommen, er hat einen Gefangenen Maranville eingeliefert und zwar unter dem Namen „Ricarville", er war Offizier der Armee, unzufrieden, und schwatzte über Dieses und Jenes. Ich habe ihn in Empfang genommen: auf Befehl des vom Grafen de Pontchartrain ausgefertigten Befehls des Königs. Ich habe ihn mit pp. Tirmon in der zweiten Stube des Thurmes de la Bertaudière und mit dem „alten Gefangenen" zusammen — Beide sind wohl verwahrt — eingesperrt*)."

Der „alte Gefangene" ist natürlich niemand Anderes als der Maskirte. Als derselbe in die Bastille kam, d. h. am 18. September 1698, war er in der dritten Stube des Thurmes de la Bertaudière untergebracht worden. Im Jahre 1701 war die Bastille sehr stark besetzt, es mußten daher mehrere Gefangene zusammen in ein Zimmer gesteckt werden, und so kam der „Maskirte" mit zwei Andern zusammen. Einer von diesen, Jean Alexandre de Ricarville, genannt Maranville, war angezeigt worden, weil er „üble Reden wider

*) Bibl. des Arsenals.

die Regiernng geführt, das Verhalten Frankreichs getadelt und das der auswärtigen Staaten, namentlich Hollands gerühmt hatte." Nach den Polizeiberichten war er schlecht gekleidet, etwa 60 Jahre alt und bettelarm. Er war früher, wie gesagt, Offizier in der Armee gewesen. Er wurde entlassen am 19. October 1708*) und nach Charenton geschafft, woselbst er im Februar 1709 verstarb. Es ist zu bemerken, daß Charenton damals ein sogenanntes „offenes Gefängniß" war und die dortigen Gefangenen lebhafte Beziehungen zur Außenwelt hatten**).

Der andere Mitgefangene des „Maskirten" war Dominique François Tirmont, ein Bedienter; er war, als er am 30. Juli 1700 eingeliefert wurde, 19 Jahr alt. Er war angeklagt, Hexenkünste zu treiben und junge Mädchen zu verführen. Er kam als Erster in die zweite Stube im Thurm de la Bertaudière, wohin bald darauf auch der „Maskirte" und Maranville kamen. Er kam später nach Bicêtre (14. December 1701), wurde 1703 verrückt und ist 1708 gestorben.

Bei seiner Ankunft in der Bastille, am 18. September 1698 war, wie mitgetheilt wurde, „der Maskirte" in die

*) Archiv der Bastille.

**) „Der König schickte in die Bastille den p.p. Blache, der ursprünglich in das Kloster der Charité in Charenton gesteckt war. Der Wechsel geschah, weil die Anstalt zu Charenton ein „offenes Haus" ist und Blache Besuche erhielt und Briefe schrieb." (Brief Pontchartrain's an Bernaville vom 10. Februar 1710. Archiv der Bastille.)

dritte Stube des Thurmes de la Bertaudière geschafft worden und wurde am 6. März 1701 daraus entfernt, um einer gewissen Anne Randon, „Wahrsagerin und Kartenlegerin", Platz zu machen, welche ganz allein in der Stube eingesperrt wurde." Nun kam der Maskirte in die zweite Stube des genannten Thurmes, in welchem Tirmont seit dem 30. Juli 1700 saß; Maranville kam erst dazu am 30. April 1701. Bald darauf wurde der Maskirte wieder umquartiert in ein anderes Zimmer — ob allein oder mit Maranville? Tirmont war 1701 nach Bicêtre geschafft worden. Am 26. Februar 1703 wurde der Abbé Gonzel, wegen Spionage „allein" in dem zweiten Gemach des genannten Thurmes eingesperrt.

Diese Angaben sind keinerlei Zweifeln ausgesetzt, und man kann ohne Weiteres seine Schlüsse daraus ziehn. Zu derselben Zeit, da der Maskirte Gefährten erhielt, wurden andere Gefangene, trotz Ueberfüllung der Bastille in Einzelhaft gehalten, von so großer Bedeutung schien die Veranlassung zu ihrer Einkerkerung zu sein. Der „Maskirte" wird mit Individuen zusammengesperrt, welche der niedrigsten Gesellschaft angehören, und bald wieder abgehen, um sich unter der großen Masse der Gefangenen von Bicêtre und Charenton zu verlieren. Wir lesen in einem Bericht d'Argenton's, daß sogar die Rede davon war, den Einen, Tirmont, in die Armee zu stecken. Dieses Individuum ist also der Hüter eines schrecklichen Geheimnisses, von dem schon die Pfalzgräfin in geheimnißvollen Worten redet und welches dem Könige Ludwig XV. und

Ludwig XVI. zu schaffen machte*), welches die Offiziere der Bastille in Athem hielt und sie veranlaßte, Geschichten zu verbreiten, die mit der Wahrheit Nichts gemein haben.

2. Die Legende.

Da sogar die Beamten der Bastille sich in den Irrwegen der Phantasie verloren haben, so kann man sich über die Märchen, welche im Publicum circulirten, nicht mehr wundern. Zunächst wird aus der dünnen, leichten venetianischen

*) Man vergleiche die Auszüge aus den Briefen der Pfalzgräfin, welche Wilhelm Depping in der „Revue bleu" bringt (18. Juli 1896). Sie sind von nicht zu verkennender Wichtigkeit in Bezug auf den geheimnißvollen Mann mit der Maske. Man weiß, daß zu dieser Zeit, selbst in Kreisen, welche hätten besser unterrichtet sein sollen, die Phantasie in Thätigkeit war. Die Pfalzgräfin, Schwägerin Ludwig XIV., schreibt unter dem 10. October 1711 an die Kurfürstin von Hannover aus Marly: In der Bastille saß seit vielen Jahren ein Mann; er ist jetzt mit einer Maske vor dem Gesicht gestorben. Er hatte neben sich stets zwei Musketiere, die ihn tödten sollten, falls er die Maske entfernte. Er hat mit der Maske seine Speise zu sich genommen und auch geschlafen. Wahrscheinlich ging es nicht anders, denn im Uebrigen ist er gut behandelt, gut logirt worden und hat man ihm Alles gewährt, was er hat haben wollen. Er hat das Abendmahl maskirt genommen; er war sehr gottesfürchtig und hat fortwährend gelesen. Niemals ist herausgekommen, wer er eigentlich wäre. — Unter dem 22. October 1711 schreibt die Dame des Weiteren: „Eben erfahre ich, wer der Maskirte war, der in der Bastille verstarb, und daß er eine Maske tragen mußte, geschah nicht aus Barbarei. Es war ein englischer Lord, verwickelt in das Complot des Herzogs von Berwyck, natürlichen Sohnes Jacob II., der von seinem Schwiegersohn, dem Prinzen von Oranien, späteren König Wilhelm III. entthront wurde, gegen König Wilhelm. Er hat auf diese Weise sterben müssen, damit der König nie dahinter kommen konnte, was aus ihm geworden war."

Maske eine solche aus Eisen, welche die Stimme dumpf macht und welche permanent das Gesicht verhüllt. Die Rücksichten — imaginäre Rücksichten wie man sah — die man dem Gefangenen gegenüber nahm und von welchen Chevalier redet, verwandelten sich in die allergrößte Gleichgültigkeit der Kerkermeister gegen ihren Gefangenen. Man erzählte, der Gouverneur Saint-Mars, Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig, habe nur stehend mit dem Gefangenen gesprochen, mit dem Hut in der Hand, daß er denselben bei Tisch stets selbst bedient habe, daß das Tischgeräth von eitel Silber gewesen wäre und man dem Gefangenen die schönsten Kleider der Welt geliefert habe. Chevalier sagt, es wäre nach dem Tode des Gefangenen das von demselben bewohnte Zimmer gründlich gesäubert und restaurirt worden, damit ein neuer Bewohner nicht etwa irgend wo eine Enthüllung aufstöbern möchte. Voltaire erzählt aus der Zeit des Aufenthaltes auf Saint Marguerite: „Der Gefangene hatte eines Tages mit einem Messer Etwas auf einen silbernen Teller geschrieben, den er aus dem Fenster einem vorüberfahrenden Schiffer zuwarf; dieser hat sogleich den Teller aufgefangen und ihn dem Gouverneur überbracht. In hohem Grade überrascht, frug der Gouverneur den Schiffer, ob er gelesen habe, was auf dem Teller stände oder ob Jemand den Teller in seinen Händen bemerkt habe. Der Schiffer erklärte, er könne gar nicht lesen. Niemand habe Etwas gesehen. Der Mann wurde zurückgehalten, bis der Gouverneur sich vergewissert hatte, daß er nicht lesen und auch

Niemand den Teller gesehen hatte. Mit den Worten: „Seien Sie froh, daß Sie des Lesens unkundig sind," wurde der Mann entlassen.

In der „Histoire de Provence" des Pater Papon ist von einem Wäschegegenstand die Rede, und die Geschichte nimmt einen tragischen Verlauf.

„Ich habe," schreibt er, „in der Citadelle einen Offizier getroffen von etwa 69 Jahren; er hat mir wiederholentlich erzählt, einen Mönch gekannt zu haben, welcher eines Tages unter dem Fenster des Gefangenen etwas Weißes auf dem Wasser habe treiben sehen; er fischte den Gegenstand heraus und brachte ihn zum Gouverneur; es war ein sehr feines Hemd, welches von oben bis unten vollgeschrieben war. Nachdem Herr de Saint Mars einige Zeilen gelesen hatte, fragte er den Mönch, heftig bestürzt, ob er vielleicht so neugierig gewesen wäre, die Schrift zu lesen. Der Mönch erklärte wiederholt, er habe Nichts gelesen, allein zwei Tage später fand man ihn todt in seinem Bett. Endlich mußte auch noch das Gewebe des Leichentuches, in welches Saint Mars die Leiche einhüllen ließ, zu allerhand Legenden herhalten und als Beweis dienen für die außerordentliche Vorliebe des Gefangenen für die allerfeinste Wäsche. Dadurch wollte man nachweisen, daß der Gefangene ein Sohn Anna von Oesterreichs wäre, die, wie versichert, an werthvollen Spitzen und feinem Linnen ein so großes Wohlgefallen fand."

Ein Bruder Ludwig XIV. Man kann wohl das

Entstehen des Gerüchtes, der Mann mit der eisernen Maske wäre ein Bruder Ludwig XIV. gewesen, noch auffinden. Dieses Gerücht aber war hauptsächlich der Grund, daß so viel von dem Unbekannten gesprochen wurde, und dem größten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts gebührt der zweifelhafte Ruf, es lancirt zu haben. Mit einer beispiellosen Kühnheit der Phantasie, um die ihn heutzutage die journalistische Welt beneiden würde, ließ Voltaire seine „Ente" fliegen.

Im Jahre 1745 erschien eine Art Roman unter dem Titel „Memoiren zur Geschichte Persien's; man glaubte mit einigem Recht, Mme. de Vieux-maisons wäre die Verfasserin; es war darin der geheimnißvolle Gefangene, von welchem man anfing, in der ganzen Welt zu reden, als der Herzog von Vermandois auf's Genaueste recognoscirt; das Werk machte Aufsehen, und Voltaire benutzte sofort die Gelegenheit. Er selbst war ja eine Zeitlang ein Gast der Bastille gewesen — hatte er nicht vor Allen ein Recht, von der Sache zu reden? Allein es war doch nicht gerathen, auf einmal und ohne Vorbereitung die großartige Geschichte, welche er zurecht machte, in die Oeffentlichkeit zu werfen; mit seinem feinen Gefühl für die öffentliche Meinung begnügte er sich, in der ersten Ausgabe von „Siècle de Louis XIV" zu sagen:

„Einige Monate nach dem Tode Mazarin's ereignete sich etwas ganz Beispielloses, das Auffallendste aber ist vielleicht das, daß das Ereigniß von allen Geschichtsschreibern ignorirt wird. Es wurde nämlich in aller Heimlichkeit nach dem

Schloß der Sainte-Marguerite-Insel, im provençalischen Meer, ein unbekannter Gefangener eingeliefert; es war ein Mann übermittelgroß, jung, schön und vornehm. Der Gefangene trug unterwegs eine Maske, die mittelst stählerner Federn so eingerichtet war, daß sie beim Essen nicht entfernt zu werden brauchte und das Kauen ermöglichte. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, sowie er die Maske entferne. Er blieb auf der Insel, bis ein in's Vertrauen gezogener Offizier Namens Saint Mars, Gouverneur von Pignerol, Gouverneur der Bastille geworden war, ihn, der stets maskirt blieb, von der Insel abholte und in die Bastille überführte. Der Marquis Louvois hatte ihn auf der Insel besucht, ehe er transferirt wurde, und zu ihm stets stehend in einer Haltung gesprochen, welche ein Zeichen von Respect war."

Voltaire sagt nicht, wer der merkwürdige Gefangene gewesen wäre, und beobachtete im Stillen, welchen Eindruck seine Bemerkungen auf das Publicum machten. Er fand Ermunterung und macht in der letzten Auflage seiner „Questions sur l'Encyclopédie" die Bemerkung, daß, wenn das Gesicht des Gefangenen von der Maske verhüllt worden wäre, es deshalb geschehen sei, damit eine gewisse „frappante Aehnlichkeit" nicht entdeckt würde. — Noch immer aber fehlte der Name, und auf diesen war man gespannt. Endlich in der 2. Auflage der „Questions" p. 10 erklärt Voltaire in voller Kühnheit, daß der Mann mit der Maske ein Halbbruder Ludwig XIV., älter als dieser, und ein Sohn Mazarin's und

Anna von Oesterreichs gewesen sei: man weiß ja, welchen Aufruhr in der öffentlichen Meinung die Encyclopedisten hervorriefen!

Der in den Teich gesetzte Karpfen bekam alsbald Junge, welche heranwuchsen und von monstreusem Umfange wurden.

In den Memoiren des Herzogs von Richelieu, welche dessen Secretär Abbé Soulavie durchsah, steht zu lesen, daß Mlle. de Valois, Tochter des Regenten, und zur Zeit die Maitresse Richelieu's, auf dessen Zureden eingewilligt hätte, sich ihrem Vater preiszugeben — man behauptete ja, der Regent wäre in seine Tochter verliebt — nur um von einer Notiz Kenntniß zu nehmen, welche von Saint-Mars stammte und den „Mann mit der Maske" betraf. Nach dieser Notiz, welche der Autor der Memoiren ausführlich wiedergiebt, war Ludwig XIV. um Mittag geboren worden, am Abend um $8^1/_2$ Uhr, während der König soupirte, wäre die Königin von einem zweiten Knaben entbunden worden, welchen man jedoch hatte verschwinden lassen, um dem Staate gefahrdrohende Zerwürfnisse zu ersparen.

Noch mehr sagt der Baron von Gleichen, indem er nachzuweisen versucht, daß es der legitime Thronerbe gewesen wäre, den man eingesperrt hätte, um einem Sohn des Cardinals und Anna von Oesterreichs Platz zu machen. Diese beiden Personen, nach dem Tode des Königs zu voller Macht gelangt, hätten ihren Sohn dem Dauphin substituirt, was durch die außerordentliche Aehnlichkeit beider Kinder mit einander be-

sonders erleichtert worden wäre — man begreift die Folgen, welche dieses System für die Legitimität der letzten Bourbonen hätte haben müssen!

Nun waren der Phantasie keine Schranken mehr gesetzt. Unter dem ersten Kaiserreich erblühte die Legendenlitteratur wie nie zuvor. Zahlreiche Broschüren erschienen, in denen die Idee des Baron von Gleichen vertreten war: Ludwig XIV. war nur ein Bastard, der Sohn von einem Nichtfranzosen; der legitime Thronerbe war auf Saint Marguerite eingekerkert, hatte sich dort mit der Tochter eines seiner Wärter verheirathet. Aus dieser Ehe stammte ein Kind, welches man, gleich nachdem es entwöhnt war, nach Corsica schaffte und es dort als ein von guter Seite — buona parte — das heißt von vornehmen Eltern kommendes — übergab: von diesem Kinde sollte Napoleon I. ein Abkomme sein — Napoleon's Legitimität nachzuweisen mit Hülfe des Mannes mit der eisernen Maske . . risum teneatis! Das geht selbst über die Phantasie eines Dumas. Geradezu unglaublich aber ist es, daß sich ernste Männer fanden, welche die Fabel glaubten. Ein Manifest, welches im Nivôse des Jahres IX in der Vendée unter den Chouans vertheilt wurde, enthält folgenden Passus:

„Es möge sich die royalistische Partei wohl hüten, den Versicherungen zu trauen, welche bonapartistische Emissäre geben, wonach Bonaparte sich nur des Thrones bemächtigt hat, um ihn den Bourbonen zurückzugeben. Alles deutet darauf hin, daß er nur die allseitige Beruhigung abwartet, um sich zu

erklären, und daß er beabsichtigt, seine Rechte auf die Descendenz von den Kindern der ‚Eisernen Maske' zu begründen."

Wir halten uns bei der Hypothese, der Mann mit „der eisernen Maske" wäre ein Bruder Ludwig XIV. gewesen, nicht länger auf. Man hat sie längst fallen lassen. Die letzten Schriftsteller, welche sie aufrecht halten wollten, gehören der Revolutionszeit an.

Die einzelnen Incarnationen der „Eisernen Maske".

„Niemals hat ein Gott Indiens," sagt Paul de Saint Victor, indem er von dem „Manne mit der Maske" spricht, „so viele Metamorphosen, so viele Verkörperungen erfahren." Es würde in der That zu weit führen, wollte man die einzelnen Personen alle nennen, welche mit „der eisernen Maske" identificirt worden sind; es sind darunter sogar Frauen. Wir wollen nur die Muthmaßungen aufführen, welche am meisten Glauben gefunden haben, oder welche sich auf ernste Forschungen stützten.

Die Hypothese, welche nächst der, der berühmte Gefangene wäre der Bruder Ludwig XIV. gewesen, die Gemüther am meisten erhitzte, war die, welche ihn zu einem Grafen Louis Vermandois, französischem Admiral und Sohn der liebenswürdigen Louise de la Vallière macht. Für dieselbe traten sogar der Almosenier Pater Griffet und die Offiziere des Generalstabes ein. Hier in ein paar Worten die Widerlegung: „Der Graf Vermandois ist in Courtrai am 18. November 1683 gestorben." Ebenso schnell ist die Unterschiebung

des Herzogs von Montmouth, natürlichen Sohnes Jacob II. und der Lucie Walters, als Mann mit der eisernen Maske zu erledigen: „Montmouth endete auf dem Schaffot in London im Jahre 1683." Lagrange-Chancet suchte mit vielem Talent und Eifer nachzuweisen, daß der berühmte Gefangene Niemand anders als Francois de Vendôme, Herzog von Beaufort, der zur Zeit der Fronde den Beinamen „roi des Halles" führte, gewesen sei. „Dieser Herzog von Beaufort fiel vor Candia am 25. Juni 1669."

Auf Lagrange-Chancet folgt der Chevalier de Toules: „Ich habe entdeckt, wer hinter dem Mann mit der eisernen Maske steckt," schreibt er, „und es ist meine Pflicht, Europa und der Nachwelt meine Entdeckung zu unterbreiten. Der armenische Patriarch zu Constantinopel und Jerusalem, Avedick, der auf Veranlassung der Jesuiten dem Orient entführt und nach Frankreich geschafft wurde: er ist die „Eiserne Maske"! Vergennes, sobald er die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, ließ Recherchen anstellen. Dieselben bestätigten, daß in der That Avedick in geheimnißvoller Weise verhaftet worden war, allein — „erst nach 1706*)".

Dies sind die dem achtzehnten Jahrhundert angehörigen Erörterungen über das Thema: „wer war der Mann mit der

*) Im (Archiv der Bastille) Register 12475 sind Documente, die sich auf die Verhaftung Avedick's, der als ein „Gefangener von Bedeutung" gilt und „der Armenier" oder „der armenische Patriarch" genannt wird, beziehen; sie umfassen das Jahr von 1709 bis 1710. Der Befehl zur Verhaftung Avedick's trug das Datum 18. December 1709; er kam aus der Abtei du Mont St. Michel.

eisernen Maske?" Wir kommen zur Neuzeit. Da es sich um etwas Geheimnißvolles, um Machenschaften handelt, die das Licht des Tages scheuten, so wurden natürlich auch bald die Jesuiten in die Angelegenheit hineingezogen. In Bezug auf den armenischen Patriarchen sehen wir sie ja in Thätigkeit. Man erinnerte sich des jungen Mannes, der auf ihr Andringen hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde, weil er ein paar ihnen feindliche Strophen gedichtet hatte. Unter dem Pseudonym „Ubalde" wurde 1885 ein Aufsehen erregendes Werk veröffentlicht; der Verfasser ist aller Wahrscheinlichkeit nach Anatole Loquin. Es findet sich folgende Schlußbemerkung darin:

„Je mehr ich nachdenke, desto sicherer glaube ich in dem Manne mit der eisernen Maske J. C. Poquelin de Molière*) zu erkennen: die Jesuiten mußten sich für „Tartufe" rächen.

Endlich kommen wir zu denjenigen Conjecturen, welche der Wahrheit am nächsten stehen und von wirklich Eingeweihten aufgestellt worden sind.

Der Oberintendant Fouquet ist es, der nach dem Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix) hinter dem geheimnißvollen Bastillengefangenen steckte. Lair hat nachgewiesen, daß und wie Fouquet in Pignerol am 23. März 1680 an einem Schlag-

*) Anatole Loquin hat jetzt unter seinem Namen als Autor eine Schrift angekündigt, welche in den ersten Monaten von 1898 erscheinen und dasselbe Thema behandeln soll. Im Prospect heißt es: Molière in Bordeaux um 1647 und um 1658, mit neuen Betrachtungen über sein Ende in Paris 1673 oder vielleicht 1703; 2 Bände.

anfall starb, und zwar in dem Augenblick, da man am Hof gesonnen war, ihn in die Bäder von Bourbon zu schicken, woran man den ersten Schritt zu seiner völligen Freilassung erkennen mag.

François Ravaisson, der gelehrte und liebenswürdige Conservator der Arsenal-Bibliothek, glaubte eine Zeit lang der vielberedte Gefangene könnte der junge Graf Keroualze gewesen sein, der vor Candia unter Befehl des Admiral Beaufort gekämpft hatte. Ravaisson hat mit vieler Reserve diese seine Vermuthung dargethan; er kam später selber davon zurück und damit ist diese Hypothese abgethan.

Loiseleur schlug in seiner brillanten Polemik mit Marius Topin vor, „in dem Gefangenen einen beliebigen Spion zu erkennen, welcher 1681 durch Catinat eingefangen wurde"; sein Gegner erwiderte in äußerst pikanter Weise, und erklärte Catinat selbst für den Gefangenen.

Der General Jung hat ein dickes Buch veröffentlicht, in welchem er für einen gewissen Oldendorf, einen geborenen Lothringer, Spion und Giftmörder, als den richtigen Substituten plaidirt; Oldendorf wurde am 29. März 1673 in einem Versteck verhaftet, welches neben einem Uebergang über die Somme lag. Loiseleur hat diese Hypothese widerlegt; Lair aber bemerkt dazu, der General Jung brächte seinen Candidaten gar nicht nach Pignerol, was doch nöthig wäre, um den Mann mit der Maske aus ihm zu machen.

Baron Caruth erklärt sich für einen verrückten Jacobiner,

dessen Name unbekannt blieb; dieser Jacobiner aber starb in Pignerol Ende 1693.

Das kürzlich erschienene Werk Emile Burgaud's, an welchem Major Bazeries Mitarbeiter war, machte viel Lärm. Er stellt den General Vivien Labbé de Boulonde auf, den Louvois verhaften ließ, weil er vor Coni den Verpflichtungen eines General en chef nicht genügt hätte. Geoffroy de Grandmaison hat im „Univers" vom 9. Januar 1895 zwei Quittungen dem Publicum vorgelegt, welche vom General Bulonde unterschrieben sind, eine aus dem Jahr 1699, eine Zeit, in welcher der Mann mit der eisernen Maske in der Bastille saß und zwar in strengster Abgeschiedenheit, die andere aus dem Jahr 1705. Damals war der berühmte Gefangene bereits zwei Jahre todt!

Wir gelangen endlich zu der wahrscheinlichsten aller Annahmen. Eustache Dauger, welchen Lair mit dem Maskirten identificirt, war ein Kammerdiener, welcher in Pignerol am 28. Juli 1669 eingekerkert wurde. Man erinnere sich jedoch, daß der Maskirte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf den Sainte-Marguerite-Inseln auf das Engste und Strengste überwacht wurde. Als Dauger nach Pignerol kam und die Unwichtigkeit seiner Angelegenheit einleuchtete, dachte Saint Mars daran, ihn zum Bedienten seiner anderen Gefangenen zu machen, und in der That wurde er durch Louvois im Jahre 1675 Herrn Fouquet als Diener zugetheilt; in der letzten Zeit war ja die Strenge der Haft Fouquet's vielfach

gemildert worden; er erhielt Besuch, konnte in den Höfen und in der Umgegend des Donjons spazieren gehen, wobei Dauger ihn stets begleitete. Wir wissen zudem bestimmt, daß der Maskirte direct von Pignerol nach den Sainte Marguerite-Inseln überführt wurde, während Dauger 1681 nach Exiles, und von da 1687 auf die Inseln kam.

Wir kommen nunmehr zur endgiltig richtigen Lösung.

III. Mattioli.

Baron Heiss, früher Capitän im „Regiment Elsaß," einer der hervorragendsten Bibliophilen seiner Zeit, war der Erste, der in einer Zuschrift, datirt Pfalzburg, den 28. Juni 1770, an das „Journal encyclopédique" den maskirten Bastille-Gefangenen für den Grafen Mattioli, Staatssecretär beim Herzog von Mantua, erklärte. Dann kam Dutens 1783 in seiner „Correspondance interceptée", dann Baron Chambrier (1795) in einem Memorandum an die Akademie zu Berlin, dann Roux-Fazillac, Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und des Convents, in einem 1801 veröffentlichten Aufsatz. Dann folgen der Reihe nach: Reth, Delort, Ellis, Carlo Botta, Armand Baschet, Marius Topin, Paul de Saint Victor, endlich Gallien — sie Alle haben sich in mehr oder minder hervorragenden Arbeiten für den Grafen Mattioli ausgesprochen. Diejenigen Historiker, welche am besten mit der Zeitgeschichte Ludwig XIV. vertraut waren, wie Depping, Chérnet, Camillé Rousset haben sich in demselben Sinne ausgesprochen, während

Alexander Dumas ganz allein — wie d'Artagnan — Front gegen zwanzig Gelehrte machte, er der „Vicomte de Bragelonne", der die Legende von dem Bruder Ludwig XIV., welche auch Voltaire verbreitet, und die Revolution als wahr bestätigt hatte, wieder aufwärmte, die ausgegrabenen Schriften des Bastille-Archivs zurückwerfend in ihren Staub.

Wir haben von nun an mit so gefährlichen Gegnern Nichts mehr zu thun und hoffen, daß das Nachfolgende jeden Zweifel beseitigen wird.

Man weiß, daß unter Louvois' Einfluß die geschickte und bewehrte Politik Mazarin's und nach ihm Lionne's einer sich mehr in militärischer Richtung bewegenden etwas brüsken und anmaßenden Politik Platz gemacht hatte. Ludwig XIV. war Herr von Pignerol, welches 1632 erworben war. Beeinflußt von Louvois, richtete er sein Augenmerk auf Casal. Im Besitz beider Plätze mußten die französischen Armeen ganz Oberitalien beherrschen und den Hof von Turin direct in Respect halten. In Mantua regierte der junge Herzog Karl IV. Gonzaga, leichtsinnig und sorglos seine Fonds in Venedig in Festen und Gelagen vergeudend. Im Jahre 1677 hatte er jüdischen Wucherern die Kroneneinkünfte auf mehrere Jahre verschrieben. Karl IV. war Marquis von Montferrat, die Hauptstadt des Marquisats war Casal. Der Versailler Hof, der mit den finanziellen Verlegenheiten und dem Leichtsinn des jungen Fürsten Speculationsgeschäfte trieb, faßte den kühnen Entschluß, Casal für baares Geld zu erstehen.

Eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im damaligen Mantua war der Graf Hercules Antonio Mattioli. Er war zu Bologna am 1. December 1640 geboren, seine Familie nahm einen hohen Rang ein. Er hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, und, erst etwas über zwanzig Jahr alt, erhielt er bereits eine Professur an der Universität zu Bologna. Später ließ er sich in Mantua nieder, wo Karl III. damals regierte, dessen Vertrauen er sich erwarb und dessen Staatssecretär (Minister) er wurde. Karl IV. erwies ihm dieselbe Gunst und Zuneigung wie Karl III., ja er ernannte Mattioli zum außerordentlichen Senator.

Ludwig XIV. hatte bei der venetianischen Republik damals einen umsichtigen und unternehmenden Gesandten, es war der Abbé d'Estrades; dieser hatte in Mattioli bald den ehrgeizigen Intriganten erkannt, und es gelang ihm, bei demselben die Vorschläge Frankreichs in Bezug auf Casal durchzusetzen.

Am 12. Januar 1678 richtete Ludwig XIV. ein eigenhändiges Dankschreiben an Mattioli; dieser kam nach Paris. Am 8. December war der Kaufact unterzeichnet worden. Der Herzog von Mantua strich für Casal die Summe von 100000 Thalern ein. In einer Privataudienz übergab Ludwig XIV. dem Grafen einen Diamanten von hohem Werth und ein Geschenk von 100 Doppel-Louisd'ors.

Kaum aber waren zwei Monate verflossen, als die Höfe von Wien, Madrid, Turin und die venetianische Republik von den Geschehnissen unterrichtet waren: um des klingenden Vor-

theils willen hatte Mattioli sowohl seinen Herrn Karl IV., wie den König von Frankreich schändlicher Weise verrathen. Wie ein Blitzschlag traf in Versailles die Nachricht von der Verhaftung des Barons Asfeld, den Ludwig XIV. entsandt hatte, um mit Mattioli die Ratification der Verträge zu vollziehen. Der Mailändische Gouverneur hatte den Baron ergreifen und den Spaniern ausliefern lassen. Man kann sich den Zorn Ludwig XIV. denken, ebenso wie die Wuth Louvois', der die Verhandlung so eifrig betrieben, dieselbe sogar selber in die Hand genommen hatte und bereits zur Besetzung Casal's durch französische Truppen die nöthigen Anordnungen getroffen hatte. Der Abbé d'Estrade aber faßte in seiner Empörung einen gar verwegenen Entschluß; er machte in Versailles den Vorschlag, den Grafen Mattioli aufgreifen zu lassen, Ludwig XIV. aber wollte jedes Aufsehen vermeiden. Catinat, der Vielkluge und Vorsichtige, wurde mit der Ausführung betraut. Estrade that dem Grafen gegenüber, als wisse er Nichts von dessen Doppelspiel und ließ ihn benachrichtigen, daß er ihm den Rest der ausbedungenen Summe zu zahlen wünsche; am 2. Mai 1679 fand die Zusammenkunft auch statt. Estrades und Mattioli bestiegen einen Wagen, auf dessen Vorüberfahren Catinat mit einer Hand voll Leuten lauerte. Um zwei Uhr Nachmittags war Mattioli bereits in Pignerol in den Händen von Saint Mars.

Man muß sich den hohen Rang des italienischen Ministers vergegenwärtigen — wir stehen vor einer der keckſten Verletzungen des Völkerrechtes, von denen die Geschichte zu erzählen weiß!

sonders erleichtert worden wäre — man begreift die Folgen, welche dieses System für die Legitimität der letzten Bourbonen hätte haben müssen!

Nun waren der Phantasie keine Schranken mehr gesetzt. Unter dem ersten Kaiserreich erblühte die Legendenlitteratur wie nie zuvor. Zahlreiche Broschüren erschienen, in denen die Idee des Baron von Gleichen vertreten war: Ludwig XIV. war nur ein Bastard, der Sohn von einem Nichtfranzosen; der legitime Thronerbe war auf Saint Marguerite eingekerkert, hatte sich dort mit der Tochter eines seiner Wärter verheirathet. Aus dieser Ehe stammte ein Kind, welches man, gleich nachdem es entwöhnt war, nach Corsica schaffte und es dort als ein von guter Seite — buona parte — das heißt von vornehmen Eltern kommendes — übergab: von diesem Kinde sollte Napoleon I. ein Abkomme sein — Napoleon's Legitimität nachzuweisen mit Hülfe des Mannes mit der eisernen Maske . . risum teneatis! Das geht selbst über die Phantasie eines Dumas. Geradezu unglaublich aber ist es, daß sich ernste Männer fanden, welche die Fabel glaubten. Ein Manifest, welches im Nivôse des Jahres IX in der Vendée unter den Chouans vertheilt wurde, enthält folgenden Passus:

„Es möge sich die royalistische Partei wohl hüten, den Versicherungen zu trauen, welche bonapartistische Emissäre geben, wonach Bonaparte sich nur des Thrones bemächtigt hat, um ihn den Bourbonen zurückzugeben. Alles deutet darauf hin, daß er nur die allseitige Beruhigung abwartet, um sich zu

erklären, und daß er beabsichtigt, seine Rechte auf die Descendenz von den Kindern der ‚Eisernen Maske' zu begründen."

Wir halten uns bei der Hypothese, der Mann mit „der eisernen Maske" wäre ein Bruder Ludwig XIV. gewesen, nicht länger auf. Man hat sie längst fallen lassen. Die letzten Schriftsteller, welche sie aufrecht halten wollten, gehören der Revolutionszeit an.

Die einzelnen Incarnationen der „Eisernen Maske".

„Niemals hat ein Gott Indiens," sagt Paul de Saint Victor, indem er von dem „Manne mit der Maske" spricht, „so viele Metamorphosen, so viele Verkörperungen erfahren." Es würde in der That zu weit führen, wollte man die einzelnen Personen alle nennen, welche mit „der eisernen Maske" identificirt worden sind; es sind darunter sogar Frauen. Wir wollen nur die Muthmaßungen aufführen, welche am meisten Glauben gefunden haben, oder welche sich auf ernste Forschungen stützten.

Die Hypothese, welche nächst der, der berühmte Gefangene wäre der Bruder Ludwig XIV. gewesen, die Gemüther am meisten erhitzte, war die, welche ihn zu einem Grafen Louis Vermandois, französischem Admiral und Sohn der liebenswürdigen Louise de la Vallière macht. Für dieselbe traten sogar der Almosenier Pater Griffet und die Offiziere des Generalstabes ein. Hier in ein paar Worten die Widerlegung: „Der Graf Vermandois ist in Courtrai am 18. November 1683 gestorben." Ebenso schnell ist die Unterschiebung

des Herzogs von Montmouth, natürlichen Sohnes Jacob II. und der Lucie Walters, als Mann mit der eisernen Maske zu erledigen: „Montmouth endete auf dem Schaffot in London im Jahre 1683.“ Lagrange-Chancet suchte mit vielem Talent und Eifer nachzuweisen, daß der berühmte Gefangene Niemand anders als Francois de Vendôme, Herzog von Beaufort, der zur Zeit der Fronde den Beinamen „roi des Halles“ führte, gewesen sei. „Dieser Herzog von Beaufort fiel vor Candia am 25. Juni 1669.“

Auf Lagrange-Chancet folgt der Chevalier de Toules: „Ich habe entdeckt, wer hinter dem Mann mit der eisernen Maske steckt,“ schreibt er, „und es ist meine Pflicht, Europa und der Nachwelt meine Entdeckung zu unterbreiten. Der armenische Patriarch zu Constantinopel und Jerusalem, Avedick, der auf Veranlassung der Jesuiten dem Orient entführt und nach Frankreich geschafft wurde: er ist die „Eiserne Maske“! Vergennes, sobald er die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, ließ Recherchen anstellen. Dieselben bestätigten, daß in der That Avedick in geheimnißvoller Weise verhaftet worden war, allein — „erst nach 1706*)“.

Dies sind die dem achtzehnten Jahrhundert angehörigen Erörterungen über das Thema: „wer war der Mann mit der

*) Im (Archiv der Bastille) Register 12475 sind Documente, die sich auf die Verhaftung Avedick's, der als ein „Gefangener von Bedeutung“ gilt und „der Armenier“ oder „der armenische Patriarch“ genannt wird, beziehen; sie umfassen das Jahr von 1709 bis 1710. Der Befehl zur Verhaftung Avedick's trug das Datum 18. December 1709; er kam aus der Abtei du Mont St. Michel.

eisernen Maske?" Wir kommen zur Neuzeit. Da es sich um etwas Geheimnißvolles, um Machenschaften handelt, die das Licht des Tages scheuten, so wurden natürlich auch bald die Jesuiten in die Angelegenheit hineingezogen. In Bezug auf den armenischen Patriarchen sehen wir sie ja in Thätigkeit. Man erinnerte sich des jungen Mannes, der auf ihr Andringen hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde, weil er ein paar ihnen feindliche Strophen gedichtet hatte. Unter dem Pseudonym „Ubalde" wurde 1885 ein Aufsehen erregendes Werk veröffentlicht; der Verfasser ist aller Wahrscheinlichkeit nach Anatole Loquin. Es findet sich folgende Schlußbemerkung darin:

„Je mehr ich nachdenke, desto sicherer glaube ich in dem Manne mit der eisernen Maske J. C. Poquelin de Molière*) zu erkennen: die Jesuiten mußten sich für „Tartufe" rächen.

Endlich kommen wir zu denjenigen Conjecturen, welche der Wahrheit am nächsten stehen und von wirklich Eingeweihten aufgestellt worden sind.

Der Oberintendant Fouquet ist es, der nach dem Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix) hinter dem geheimnißvollen Bastillengefangenen steckte. Lair hat nachgewiesen, daß und wie Fouquet in Pignerol am 23. März 1680 an einem Schlag-

*) Anatole Loquin hat jetzt unter seinem Namen als Autor eine Schrift angekündigt, welche in den ersten Monaten von 1898 erscheinen und dasselbe Thema behandeln soll. Im Prospect heißt es: Molière in Bordeaux um 1647 und um 1658, mit neuen Betrachtungen über sein Ende in Paris 1673 oder vielleicht 1703; 2 Bände.

anfall starb, und zwar in dem Augenblick, da man am Hof gesonnen war, ihn in die Bäder von Bourbon zu schicken, woran man den ersten Schritt zu seiner völligen Freilassung erkennen mag.

François Ravaisson, der gelehrte und liebenswürdige Conservator der Arsenal-Bibliothek, glaubte eine Zeit lang der vielberedte Gefangene könnte der junge Graf Keroualze gewesen sein, der vor Candia unter Befehl des Admiral Beaufort gekämpft hatte. Ravaisson hat mit vieler Reserve diese seine Vermuthung dargethan; er kam später selber davon zurück und damit ist diese Hypothese abgethan.

Loiseleur schlug in seiner brillanten Polemik mit Marius Topin vor, „in dem Gefangenen einen beliebigen Spion zu erkennen, welcher 1681 durch Catinat eingefangen wurde"; sein Gegner erwiderte in äußerst pikanter Weise, und erklärte Catinat selbst für den Gefangenen.

Der General Jung hat ein dickes Buch veröffentlicht, in welchem er für einen gewissen Oldendorf, einen geborenen Lothringer, Spion und Giftmörder, als den richtigen Substituten plaidirt; Oldendorf wurde am 29. März 1673 in einem Versteck verhaftet, welches neben einem Uebergang über die Somme lag. Loiseleur hat diese Hypothese widerlegt; Lair aber bemerkt dazu, der General Jung brächte seinen Candidaten gar nicht nach Pignerol, was doch nöthig wäre, um den Mann mit der Maske aus ihm zu machen.

Baron Caruth erklärt sich für einen verrückten Jacobiner,

dessen Name unbekannt blieb; dieser Jacobiner aber starb in Pignerol Ende 1693.

Das kürzlich erschienene Werk Emile Burgaud's, an welchem Major Bazeries Mitarbeiter war, machte viel Lärm. Er stellt den General Vivien Labbé de Boulonde auf, den Louvois verhaften ließ, weil er vor Coni den Verpflichtungen eines General en chef nicht genügt hätte. Geoffroy de Grandmaison hat im „Univers" vom 9. Januar 1895 zwei Quittungen dem Publicum vorgelegt, welche vom General Bulonde unterschrieben sind, eine aus dem Jahr 1699, eine Zeit, in welcher der Mann mit der eisernen Maske in der Bastille saß und zwar in strengster Abgeschiedenheit, die andere aus dem Jahr 1705. Damals war der berühmte Gefangene bereits zwei Jahre todt!

Wir gelangen endlich zu der wahrscheinlichsten aller Annahmen. Eustache Dauger, welchen Lair mit dem Maskirten identificirt, war ein Kammerdiener, welcher in Pignerol am 28. Juli 1669 eingekerkert wurde. Man erinnere sich jedoch, daß der Maskirte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf den Sainte-Marguerite-Inseln auf das Engste und Strengste überwacht wurde. Als Dauger nach Pignerol kam und die Unwichtigkeit seiner Angelegenheit einleuchtete, dachte Saint Mars daran, ihn zum Bedienten seiner anderen Gefangenen zu machen, und in der That wurde er durch Louvois im Jahre 1675 Herrn Fouquet als Diener zugetheilt; in der letzten Zeit war ja die Strenge der Haft Fouquet's vielfach

gemildert worden; er erhielt Besuch, konnte in den Höfen und in der Umgegend des Donjons spazieren gehen, wobei Dauger ihn stets begleitete. Wir wissen zudem bestimmt, daß der Maskirte direct von Pignerol nach den Sainte Marguerite-Inseln überführt wurde, während Dauger 1681 nach Exiles, und von da 1687 auf die Inseln kam.

Wir kommen nunmehr zur endgiltig richtigen Lösung.

III. Mattioli.

Baron Heiss, früher Capitän im „Regiment Elsaß," einer der hervorragendsten Bibliophilen seiner Zeit, war der Erste, der in einer Zuschrift, datirt Pfalzburg, den 28. Juni 1770, an das „Journal encyclopédique" den maskirten Bastille-Gefangenen für den Grafen Mattioli, Staatssecretär beim Herzog von Mantua, erklärte. Dann kam Dutens 1783 in seiner „Correspondance interceptée", dann Baron Chambrier (1795) in einem Memorandum an die Akademie zu Berlin, dann Roux-Fazillac, Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und des Convents, in einem 1801 veröffentlichten Aufsatz. Dann folgen der Reihe nach: Reth, Delort, Ellis, Carlo Botta, Armand Baschet, Marius Topin, Paul de Saint Victor, endlich Gallien — sie Alle haben sich in mehr oder minder hervorragenden Arbeiten für den Grafen Mattioli ausgesprochen. Diejenigen Historiker, welche am besten mit der Zeitgeschichte Ludwig XIV. vertraut waren, wie Depping, Chérnet, Camillé Rousset haben sich in demselben Sinne ausgesprochen, während

Alexander Dumas ganz allein — wie d'Artagnan — Front gegen zwanzig Gelehrte machte, er der „Vicomte de Bragelonne", der die Legende von dem Bruder Ludwig XIV., welche auch Voltaire verbreitet, und die Revolution als wahr bestätigt hatte, wieder aufwärmte, die ausgegrabenen Schriften des Bastille-Archivs zurückwerfend in ihren Staub.

Wir haben von nun an mit so gefährlichen Gegnern Nichts mehr zu thun und hoffen, daß das Nachfolgende jeden Zweifel beseitigen wird.

Man weiß, daß unter Louvois' Einfluß die geschickte und bewehrte Politik Mazarin's und nach ihm Lionne's einer sich mehr in militärischer Richtung bewegenden etwas brüsken und anmaßenden Politik Platz gemacht hatte. Ludwig XIV. war Herr von Pignerol, welches 1632 erworben war. Beeinflußt von Louvois, richtete er sein Augenmerk auf Casal. Im Besitz beider Plätze mußten die französischen Armeen ganz Oberitalien beherrschen und den Hof von Turin direct in Respect halten. In Mantua regierte der junge Herzog Karl IV. Gonzaga, leichtsinnig und sorglos seine Fonds in Venedig in Festen und Gelagen vergeudend. Im Jahre 1677 hatte er jüdischen Wucherern die Kroneneinkünfte auf mehrere Jahre verschrieben. Karl IV. war Marquis von Montferrat, die Hauptstadt des Marquisats war Casal. Der Versailler Hof, der mit den finanziellen Verlegenheiten und dem Leichtsinn des jungen Fürsten Speculationsgeschäfte trieb, faßte den kühnen Entschluß, Casal für baares Geld zu erstehen.

Eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im damaligen Mantua war der Graf Hercules Antonio Mattioli. Er war zu Bologna am 1. December 1640 geboren, seine Familie nahm einen hohen Rang ein. Er hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, und, erst etwas über zwanzig Jahr alt, erhielt er bereits eine Professur an der Universität zu Bologna. Später ließ er sich in Mantua nieder, wo Karl III. damals regierte, dessen Vertrauen er sich erwarb und dessen Staatssecretär (Minister) er wurde. Karl IV. erwies ihm dieselbe Gunst und Zuneigung wie Karl III., ja er ernannte Mattioli zum außerordentlichen Senator.

Ludwig XIV. hatte bei der venetianischen Republik damals einen umsichtigen und unternehmenden Gesandten, es war der Abbé d'Estrades; dieser hatte in Mattioli bald den ehrgeizigen Intriganten erkannt, und es gelang ihm, bei demselben die Vorschläge Frankreichs in Bezug auf Casal durchzusetzen.

Am 12. Januar 1678 richtete Ludwig XIV. ein eigenhändiges Dankschreiben an Mattioli; dieser kam nach Paris. Am 8. December war der Kaufact unterzeichnet worden. Der Herzog von Mantua strich für Casal die Summe von 100000 Thalern ein. In einer Privataudienz übergab Ludwig XIV. dem Grafen einen Diamanten von hohem Werth und ein Geschenk von 100 Doppel-Louisd'ors.

Kaum aber waren zwei Monate verflossen, als die Höfe von Wien, Madrid, Turin und die venetianische Republik von den Geschehnissen unterrichtet waren: um des klingenden Vor-

theils willen hatte Mattioli sowohl seinen Herrn Karl IV., wie den König von Frankreich schändlicher Weise verrathen. Wie ein Blitzschlag traf in Versailles die Nachricht von der Verhaftung des Barons Asfeld, den Ludwig XIV. entsandt hatte, um mit Mattioli die Ratification der Verträge zu vollziehen. Der Mailändische Gouverneur hatte den Baron ergreifen und den Spaniern ausliefern lassen. Man kann sich den Zorn Ludwig XIV. denken, ebenso wie die Wuth Louvois', der die Verhandlung so eifrig betrieben, dieselbe sogar selber in die Hand genommen hatte und bereits zur Besetzung Casal's durch französische Truppen die nöthigen Anordnungen getroffen hatte. Der Abbé d'Estrade aber faßte in seiner Empörung einen gar verwegenen Entschluß; er machte in Versailles den Vorschlag, den Grafen Mattioli aufgreifen zu lassen, Ludwig XIV. aber wollte jedes Aufsehen vermeiden. Catinat, der Vielkluge und Vorsichtige, wurde mit der Ausführung betraut. Estrade that dem Grafen gegenüber, als wisse er Nichts von dessen Doppelspiel und ließ ihn benachrichtigen, daß er ihm den Rest der ausbedungenen Summe zu zahlen wünsche; am 2. Mai 1679 fand die Zusammenkunft auch statt. Estrades und Mattioli bestiegen einen Wagen, auf dessen Vorüberfahren Catinat mit einer Hand voll Leuten lauerte. Um zwei Uhr Nachmittags war Mattioli bereits in Pignerol in den Händen von Saint Mars.

Man muß sich den hohen Rang des italienischen Ministers vergegenwärtigen — wir stehen vor einer der keckſten Verletzungen des Völkerrechtes, von denen die Geschichte zu erzählen weiß!

Anfangs 1694 wurde Mattioli nach den Marguerite-Inseln überführt; man hörte, daß er 1698 in die Bastille kam und am 19. November 1703 in derselben starb.

Die Einzelheiten, welche über die Gefangenhaltung des Verräthers in Pignerol und auf den Inseln bekannt wurden, zeigen, daß er zunächst mit allen den Rücksichten behandelt wurde, die sein Rang bedingte. Der Respect, welchen der Gefangene zuerst eingeflößt hatte, aber verlor sich allmählich, und in der Bastille mußte er sein Zimmer, wie man vernahm, mit dem ordinärsten Gelichter theilen. Andererseits aber stellt sich auch eine Linderung in Bezug auf die strenge Ueberwachung ein; nothwendig blieb es aber nach wie vor, die Umstände, unter denen Mattioli's Gefangennahme erfolgt war, zu verbergen. Was nun die schwarze Sammetmaske betrifft, so fand man dieselbe unter dem Gepäck, welches der Graf bei seiner Verhaftung mit sich führte, er benützte sie unzweifelhaft nur, um auszugehen, und bot sie ihm eine willkommene Linderung der Gefangenschaft insofern, als es ihm durch die Bedeckung seines Gesichtes möglich wurde, sein Zimmer zu verlassen, was keinem seiner Mitgefangenen gestattet war*).

Wir treten nun den Beweis an, daß der „maskirte Gefangene" wirklich der Graf Mattioli war.

*) Es bestand in der Bastille ein Unterschied zwischen „abgeschlossenen" Gefangenen, die ihre Zimmer nicht verlassen durften, und solchen, welchen die „Benutzung des Hofes freistand". Mattioli gehörte zu der Kategorie der Ersteren; unter gewissen Umständen durfte er jedoch sein Zimmer verlassen, vorausgesetzt, daß er sich das Gesicht mit der Maske verhüllte.

1. In der Depesche, welche Ludwig XIV. an den Abbé d'Estrades sandte — es war fünf Tage vor der Verhaftung — billigt er den Vorschlag seines Gesandten und ertheilt ihm ausdrücklich Vollmacht, sich Mattioli's zu bemächtigen: „Da Sie glauben, es bewerkstelligen zu können, ohne daß Aufsehen erregt wird." Der Gefangene soll nach Pignerol gebracht werden, „wohin Befehl ergehen wird, ihn aufzunehmen und festzuhalten, ohne daß irgend Jemand Kenntniß davon erhält". Der Befehl des Königs hat folgenden Schlußpassus: „Niemand soll wissen, was aus dem Mann geworden ist." Als Alles nach Wunsch gegangen war, schrieb Catinat an Louvois: „Es ist Alles ohne Gewaltmaßregeln abgegangen; Niemand kennt den Namen dieses Schuftes, selbst die Beamten nicht, welche an seiner Verhaftung betheiligt waren."

Schließlich möchten wir auch noch eines merkwürdigen Buches gedenken, betitelt „La Prudenza triomfante di Casate"), erschienen 1682, das heißt, kaum zwei Jahre nach dem Ereigniß und — dieser Umstand ist bemerkenswerth — 30 Jahre vorher, ehe von dem Manne mit der eisernen Maske die Rede war. Es heißt darin u. A.:

„Der Staatssecretär wurde von 10 bis 12 Reitern umringt, welche ihn mit sich nahmen, ihn verkleideten, ihn maskirten und nach Pignerol schleppten —"

Die Sache findet ihre Bestätigung auch in den Traditionen, die noch im achtzehnten Jahrhundert bei den Leuten der Umgegend verbreitet waren.

2. Wir wissen aus De Junca's Aufzeichnungen, daß der Maskirte in Pignerol unter der Oberaufsicht von Saint Mars eingesperrt wurde. 1681 vertauschte dieser das Gouvernement von Pignerol mit dem von Exiles. Man kann genau die Zahl der Gefangenen nachweisen, es waren ihrer fünf. Eine Depesche Louvois vom 9. Juni läßt an Klarheit Nichts zu wünschen übrig. In dem ersten Paragraphen ist die Rede von „den zwei Gefangenen des unteren Thurmes", in dem zweiten heißt es:

„Der Rest der ihrer Ueberwachung anvertrauten Gefangenen." Dieser Rest ist genau angegeben in den folgenden Worten, „der pp. du Chamoy hat Befehl, 2 Thaler täglich für die Verpflegung dieser „drei" Gefangenen zu zahlen." Eine weitere Bestätigung findet sich in einem Brief, welchen Saint-Mars am 25. Juni 1681 kurz vor seiner Abreise nach Exiles an den Abbé d'Estrades richtete:

„Ich erhielt gestern meine Instructionen von dem Gouverneur von Exiles: ich werde zwei „Spatzen", die ich hier zu bewachen habe und die keinen anderen Namen haben, als ‚die Herren vom unteren Thurm', mitnehmen. Mattioli wird mit zwei anderen Gefangenen hierbleiben."

Es waren also ihrer fünf Gefangene, unter ihnen befindet sich selbstredend der Maskirte. Uebrigens kennen wir ja diese fünf Gefangenen. Es waren: La Rivière, welcher Ende December 1686 verstarb; ein geistig gestörter Jacobiner, gestorben Ende 1693; ein gewisser Dubreuil, welcher auf

den Marguerite-Inseln starb etwa 1697. Es bleiben Dauger und Mattioli. Einer von Beiden ist der Maskirte. Wir haben weiter oben schon auseinandergesetzt, daß und weshalb Dauger nicht in Frage kommt — der geheimnißvolle Gefangene war eben Niemand anders als Mattioli.

3. Man wird am Schluß dieses Buches den Todtenschein des „Gefangenen mit der Maske", wie er sich im Kirchenbuch von Saint Paul vorfindet, einsehen können. Der Name steht ausdrücklich verzeichnet „Marchioly", man bedenke, daß der Name auf Italienisch „Markioli" lautet, und daß Saint-Mars, Gouverneur der Bastille, der für die Eintragung die Daten lieferte, stets in seinen Briefen nicht „Mattioli", sondern „Martioly" schreibt; er ist in dem Kirchenregister also noch weniger entstellt als der des Majors der Bastille, der „Rosarges" hieß und Rosage eingetragen ist. Der Chirurg aber hieß „Reilhe" nicht Reglhe."

Man hat schon gehört, daß mit den Jahren die Strenge der Ueberwachung, der anfänglich der Gefangene unterzogen war, nachließ. Was man zu verheimlichen für nothwendig hielt, war lediglich die Art der Gefangennahme Mattioli's, diese Geheimhaltung aber hatte mit der Zeit auch Nichts mehr auf sich. Da der Herzog von Mantua sich für durchaus einverstanden mit der Gefangennahme seines Ministers erklärt hatte, der ihn ja ebenso getäuscht hatte, wie Ludwig XIV., so gab es keinerlei Bedenken, auf der Todtenliste den richtigen Namen einzutragen.

Hinzuzufügen ist nur noch, daß durch Irrthum oder Lapsus, der dem eintragenden Beamten der Bastille oder dem Pfarrer oder Küster zur Last fällt, das Alter falsch angegeben ist, mit 40 Jahren ungefähr, während Mattioli bei seinem Tode 63 Jahre alt war. Diese Eintragungen galten damals ja für völlig belanglos.

4. Der Herzog von Choiseul drängte Ludwig XV. ihm das Geheimniß betreffs des Gefangenen zu offenbaren. Der König aber wich aus. Eines Tages jedoch bemerkte er, „wenn Sie wüßten, um was es sich handelt, würden Sie finden, daß es nichts Interessantes ist.“ Einige Zeit später bestürmte auch Mad. de Pompadour, von Choiseul aufgefordert, den König mit Fragen und dieser erklärte, es handle sich um den Minister eines italienischen Fürsten.

In den „Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette,“ deren Verfasserin bekanntlich die Kammerfrau Mme. de Campan ist, lesen wir, daß die Königin ihren Gemahl, welcher um das Geheimniß der eisernen Maske Nichts wußte, quälte, Recherchen in den Ministerien anstellen zu lassen. „Ich war zufällig bei der Königin,“ schreibt die Campan, „als der König ihr mittheilte, es wäre Nichts zu ermitteln gewesen, daß er mit Maurepas, der durch sein Alter jener Zeit noch näher stünde, gesprochen habe — (Maurepas hatte zu Anfang des 18. Jahrhunderts als Hausminister das Departement der Haftbefehle (lettres de cachet) unter sich) und daß Maurepas ihm gesagt habe, es hätte sich um einen durch seine Ränkesucht

gefürchteten Mann, einen Unterthan des Herzogs von Mantua gehandelt. Man habe den Mann an die Grenze gelockt, gefangen und erst in Pignerol, dann in der Bastille eingekerkert."

Hier ist ein weiterer unumstößlicher Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Hypothese: als er niedergeschrieben wurde, war von Mattioli keine Rede, die Campan kennt den Namen nicht einmal. Wollte man annehmen — eine Annahme die denn doch fernliegt, die Campan habe sich darin gefallen, eine Fabel aufzutischen, so müßte man sich doch darüber wundern, daß ihre Phantasie sich so sehr in der Nähe der Wahrheit bewegt hätte.

So ist denn das Räthsel gelöst. Die Legende, die sich neben dem Thron Frankreichs emporgerichtet, ist von ihrer Höhe gestürzt. Eine Genugthuung für den Geschichtsforscher aber ist es, zu denken, daß seit länger als einem Jahrhundert alle ernsten historischen Arbeiten zu der nämlichen Lösung gelangt sind. Heiß, der Baron Chambrier, Reth, Roux-Fazillac, Delort, Carlo, Botta, Armand Basschet, Marius Topin, Paul de Saint Victor, Camille Chéruel, Depping haben keinen Anstand genommen, hinter die berühmte schwarze Sammetmaske das Gesicht des Grafen Mattioli zu stecken. Allein bei jeder neuen Anstrengung der exacten Forschung erhob auch die durch die Revolution wesentlich angefeuerte Legende wiederum ihr Haupt.

Die geschichtliche Wahrheit ruft uns jene Blumen in Er-

innerung, welche auf dem Wasser schwimmen, weiß oder blaßgelb zwischen flachen großen Blättern: Der Wind erhebt sich, die Wellen kommen in Bewegung und überfluthen die Blumen, sodaß sie verschwinden — hernach kommen sie wieder zum Vorschein.

V. Die Litteraten in der Bastille)*.

Michelet redet von den französischen Schriftstellern unter dem ancien régime als von „Märtyrern des Gedankens" und fügt hinzu: „Die Welt denkt nach, Frankreich redet und gerade deshalb ist die Bastille Frankreichs die Bastille von Paris, ich möchte am liebsten sagen, das Gefängniß für Gedanken unter allen Bastillen verabscheuungswürdig, niederträchtig und abscheulich. In dem Artikel „Bastille" in der „Grande Encyclopédie" schreibt Fernand Bournon:

„Nach Ludwig XIV. und während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts wurde die Bastille hauptsächlich dazu verwendet, jene edelmüthige, erhabene Bewegung, die dem menschlichen Geist zum Ruhm gereicht und die ihr Ziel in der Freiheit der Entwicklung sieht, zu verhindern, zu hemmen. Es ist die Zeit,

---

Man vergleiche betreffs der in Rede kommenden Schriftsteller: J. Delort, „Histoire de la détention des philosophes et des gens de lettres à la Bastille et à Vincennes" (Paris 1829). Dieses Werk, mit Documenten reich ausgestattet, sei hier besonders angeführt. Unser College und Freund, Fernand Bournon, wird uns einige Spitzen nicht übelnehmen, die ihn in diesem Kapitel, wenn auch wenig scharf, doch verletzen könnten. Er weiß es und auch die Leser — vorausgesetzt dieses Buch

da die Philosophen, Publicisten, Pamphletisten, Buchhändler sogar in der Bastille festgehalten wurden."

An diese beredte Apostrophe reiht Bournon folgende Namen: Voltaire, La Beaumelle, Abbé Morellet, Marmontel, Linguet in der Bastille, Didero und Mirabeau im Schloß zu Vincennes.

So möge denn hier die Geschichte dieser unglücklichen Opfer eine hinter der anderen folgen.

Voltaire.*)

Der berühmteste und erste unter den Schriftstellern, welche Bournon aufzählt, ist Voltaire. Voltaire wurde zu zwei verschiedenen Malen eingesperrt. Die erste Gefangenschaft begann am 17. Mai 1717: der Dichter war damals 22 Jahr alt und es war noch nicht viel die Rede von ihm. Er nannte sich noch nicht Voltaire; diesen Namen legte er sich erst bei, als er am 14. April 1718 die Bastille wieder verließ. Der Grund seiner Verhaftung lag nicht etwa in der hochherzigen, grandiosen Bewegung der Geister, die dem Ideal der Freiheit zustrebten, sondern in einigen Scherzen, ungeschickten Versen gegen den Regenten und dessen Tochter und noch ungeschickteren Aeußerungen an öffentlichen Orten. Viele Geschichtsschreiber

---

findet Leser — wissen, wie hoch wir seine gelehrten und geistreichen Schriften schätzen.

*) Diarium Voltaire's, Gefangenen der Bastille, (Bibliothek des Arsenals) für die Einsperrung 1717 und die von 1726. — Ferner: Archiv der Polizeipräfectur und „Bibl. national" 1891. „Auch die boeuvres de Voltaire," Desnoiresterres: „La jeunesse de Voltaire" Paris 1867.

behaupten, Voltaire wäre eingesperrt worden wegen seines „Jai vu", einer gegen Ludwig XIV. gerichteten Satire, in der stets als Refrain die Worte wiederkehren: „Ich habe das Uebel gesehen und bin noch keine zwanzig Jahre alt." Hier liegt ein Irrthum vor. Der junge Dichter wurde hinter Schloß und Riegel gebracht, weil er der Verfasser von „Puero regnante" war, in welchem einige Verse enthalten waren, welche den Regenten und dessen Tochter, die Herzogin von Berry angriffen — sie sind unübersetzbar! Er hatte auch noch einige Bemerkungen hinzugefügt, deren Wiedergabe ebenfalls eine Unmöglichkeit ist. In der Bastille fanden einige Vernehmungen des Dichters statt, bei denen er die schamlosesten Lügen auftischte, dann ließ man ihm alle nur zulässige Freiheit.

Condorcet schreibt: In der Bastille war es, wo der junge Poet sein Gedicht „La Ligue" entwarf, seinen „Oedipe" durchsah und lustige Verse über das Unglück seiner Einkerkerung schrieb. Hier einige der besseren: „So kam denn ein heller lichter Morgen im schönen Lenz, zur Pfingstenzeit . . !" Das Pfingstfest, „Pentecote", reimt sich so hübsch zu „sans faute", weiter hat es keinen Zweck, denn 1717 fiel das Pfingstfest auf den 16. Mai und am 17. wurde der Dichter arretirt.

„Ein sonderbares Geräusch schreckt mich aus dem Schlaf auf . . . ich betrete endlich mein Zimmer, ich bin da! Ein Häscher mit höflichen Formen rühmt Lage, Bequemlichkeiten u. s. w. Noch nie, meint er, hätte Phöbus Apollo hier

ein so grelles Licht verbreitet; sehen Sie diese Mauern von zehn Fuß Dicke, Sie werden die Frische spüren. Dann, indem er mich den Verschluß, die dreifache Thür, das dreifache Schloß, die Gitter, die Riegel und die eisernen Stangen bewundern ließ, rief er: „Dies Alles, Monsieur, für Ihre Sicherheit . . . So finde ich mich denn hier an diesem Orte des Schreckens, eng logirt, eingebastelt, schlaflos, Warmes trinkend, Kaltes essend, ohne Zeitvertreib, ohne Freunde, ach, und ohne Freundinnen!"

Als Voltaire damals freikam bot ihm der Regent, den er beleidigt hatte, huldvoll seinen Schutz an — bekannt ist des Dichters Antwort:

„Monseigneur! Ich danke Eurer königlichen Hoheit dafür, daß Sie es übernehmen wollen, für meine Nahrung zu sorgen, aber ich bitte Sie, sich fernerhin nicht um mein Logis zu kümmern."

Der junge Poet bekam vom Regenten eine Pension von 400 Thalern, die später auf 2000 Livres erhöht ward.

Im April 1726 kam Voltaire abermals in die Bastille; diese Einkerkerung war durch Nichts gerechtfertigt. Er hatte eines Abends in der Oper Streit mit dem Chevalier de Rohan-Chabot bekommen, später, in der Comédie française, war er in der Loge von Mlle. Lecouvreur abermals mit dem Herrn heftig aneinander gerathen. Rohan hob den Stock, Voltaire griff zum Degen, die Schauspielerin fiel in Ohnmacht. Einige Tage nach dem Auftritt „ließ der brave Chevalier de Rohan

von sechs Strolchen, hinter welche er sich bestens versteckte, den Dichter an hellem Tage durchprügeln.

Der Chevalier erzählte den Vorgang nicht ohne Stolz, er fügte hinzu: „Ich commandirte die Leute bei der Arbeit.“ Voltaire sann auf Rache.

„Den Polizeiberichten entnehmen wir einige sonderbare Details,“ sagt der gewissenhafte Historiograph Voltaire's, Desnoiresterres, „über Voltaire's damaliges unordentliches, fieberhaft bewegtes, unstätes Leben: wir sehen den jungen Dichter im Verkehr mit gemeinen Soldaten; es besucht ihn allerhand Gesindel. Ein Verwandter, der ihn beruhigen wollte, findet ihn aufgeregter denn je, in seinen Worten heftiger denn je zuvor. Sicherlich grübelte er über irgend einen Streich, was ja übrigens erklärlich genug wäre. Da gelang es dem Cardinal Rohan des Dichters Verhaftung zu erwirken, welche in der Nacht vom 17. auf den 18. April 1726 erfolgte.

Der Marschall Villars, der von dieser neuen Verhaftung spricht, meint:

„Das Publicum, stets zum Tadel aufgelegt, fand diesmal und zwar mit Recht, daß Alle Unrecht hätten: Voltaire, weil er den Chevalier Rohan beleidigt hatte, Rohan, weil er ein mit Tod zu bestrafendes Verbrechen begangen hatte, indem er einen Bürger prügeln ließ, die Regierung, weil sie eine schimpfliche Handlung nicht geahndet, wohl aber den Geprügelten obendrein noch in die Bastille gesperrt hatte.“

In dem Bericht des Polizeiagenten Hérault aber findet sich folgende Stelle:

„Der ‚Sieur' Voltaire ist gefunden worden im Besitz von Taschenpistolen, und die Familie hat, nachdem sie benachrichtigt, einstimmig der Klugheit des Befehles, durch den der junge Mann verhindert wurde, eine neue Thorheit zu begehen, Beifall gezollt; den ehrenwerthen Leuten, aus denen die Familie besteht, ist der Schmerz erspart worden, in Mitleidenschaft gezogen zu werden."

Zwölf Tage währte diesmal der Aufenthalt Voltaire's in der Bastille. Es war ihm gestattet worden, einen Diener mitzunehmen, welcher auf Kosten des Königs verpflegt wurde. Voltaire nahm seine Mahlzeiten, wie es ihm gefiel; er speiste an der Tafel des Gouverneurs, indem er die Bastille verließ, denn das Palais desselben lag außerhalb des Gefängnisses; Verwandte und Freunde besuchten ihn, sein Freund Thiériot speiste bei ihm. Man giebt ihm Federn und Papier, auch Bücher, kurz Alles, was er zu seiner Zerstreuung bedarf.

„Voltaire, der diese liberalen Zugeständnisse ausnutzte und mißbrauchte," schreibt Desnoiresterres, „meinte, er könne ganz Paris in Audienz empfangen. Er schreibt an diejenigen seiner Freunde, welche noch nicht ihrer Pflicht genügten, und ersucht sie um ein Lebenszeichen: „Ich bin an alles Unglück gewöhnt worden," schreibt er an Thiériot, „aber noch nicht daran, von Euch verlassen zu werden. Mme. de Bernières, Mme. du Deffand, der Chevalier des Alleurs sollten mich doch besuchen.

Sie brauchten ja nur um Erlaubniß bei Herrn Hérault oder Herrn de Maurepas einzukommen."

Als der Gefangene in der Baſtille abgeliefert wurde, ſchrieb der Polizeibeamte an den Gouverneur:

„Der Sieur de Voltaire hat ein Genie, welches Rückſicht nothwendig macht. Sereniſſimus haben angeordnet, zu ſchreiben, daß es die Abſicht des Königs iſt, daß Sie ihm alle Milde und Freiheit der Bewegung angedeihen laſſen, die innerhalb der Baſtille möglich iſt und nicht mit der Sicherheit der Gefangenhaltung in Widerſpruch ſteht*).

Der Entlaſſungsbefehl iſt am 26. April ausgefertigt.

La Beaumelle**).

Der zweite von Bournon in ſein Regiſter Aufgenommene iſt Beaumelle, deſſen Verhaftung folgende Urſachen hatte:

Nachdem La Beaumelle ſich in Berlin mit Voltaire, den er einen „Affen" genannt, überworfen hatte, kehrte er nach Paris, von wo er ausgewieſen war, zurück. Er ließ eine neue Ausgabe von Voltaire's „Siècle de Louis XIV" herſtellen ohne Wiſſen des Autors, und fügte Bemerkungen hinzu, welche beleidigend für die Familie Orleans waren.

„La Beaumelle," ruft der erzürnte Voltaire, „iſt wohl der Erſte, der es gewagt hat, das Werk eines noch lebenden Zeitgenoſſen drucken zu laſſen. Der unglückliche Eroſtrates des

*) Veröffentlicht in der „Revue retrospective" von Taſchereau.
**) Vergl. „Catalogue des Archives de la Bastille".

„Siècle de Louis XIV.“ hat das Geheimniß entdeckt, wie man für 15 Ducaten ein dem Ruhme der Nation dargebrachtes Buch in eine abscheuliche Schmähschrift umwandeln kann*).“

La Beaumelle kam im April 1753 in die Bastille und verblieb in derselben sechs Monate. Voltaire, in einem Brief vom 18. Mai 1753 an Herrn Roques, sagt, es gäbe wohl kein Land, in welchem La Beaumelle nicht früher oder später bestraft werden würde; ich weiß aus sicherer Quelle, daß es zwei Wege giebt, auf denen man zu einer weit strengeren Bestrafung gelangt wäre, als die ist, welche ihm zu Theil wurde**).

La Beaumelle beeilte sich mit der Herausgabe seiner: „Mémoirs pour servir à l'histoire de Mme. de Maintenon et à celle du siècle passé“. Er hatte Briefe fabricirt und dieselben der Mme. de Saint-Géran, der Mme. de Frontenac untergeschoben, veröffentlichte eine Correspondenz der Mme. de Maintenon, von der Geoffroy behauptet, sie stecke voll von unverschämten Fälschungen und plumpen Erfindungen. Auch hatte er seinem Werke folgende Sentenz einverleibt:

„Der Hof von Wien, seit lange schon beschuldigt, zu allen Zeiten Giftmörder im Solde zu haben . . .***).

Es kamen besondere Umstände dem Aufsehen zu Gute,

*) Desnoiresterres: „Voltaire et Frédéric.“

**) Mitgetheilt von N. Joly in: „Mém. de l'Acad. de Toulouse 1870.

***) Linguet: „Mémoires de la Bastillé“ 1783.

welches die Schriften La Beaumelle's machten, einmal der Ruf des Autors im Auslande, ferner die Lage Frankreichs, das sich anschickte, am siebenjährigen Kriege theilzunehmen und dem es daran lag, sich die Freundschaft Oesterreichs zu sichern.

Kurz und gut La Beaumelle wurde zum zweiten Mal in die Bastille abgeführt. Er wurde sogleich von dem Polizeioffizianten Berryer in das übliche Verhör genommen. La Beaumelle war ein sehr geistreicher Mann, hatte er doch in seinen Streitigkeiten mit Voltaire diesen zur Verzweiflung gebracht. Geistreich zeigte er sich auch bei seinem Verhör.

Berryer sagte ihm: „Sie bringen mir Ihren Geist dar, Beaumelle, ich aber verlange von Ihnen Beweise."

Dem Wunsch, einen Zimmergefährten zu haben, willfahrtete man und sperrte mit Beaumelle den Abbé d'Estrées ein. Aus seiner Behausung wurden alle Manuscripte herbeigeschafft, damit er seine litterarischen Arbeiten vollenden könne. Er hatte in der Bastille eine Bibliothek von 600 Bänden, welche auf Regalen, vom Gouverneur für ihn bestellt, aneinandergereiht waren. Er vollendete eine Uebersetzung der Annalen des Tacitus und der Oden des Horaz. Er durfte an Verwandte und Freunde schreiben und Besuch empfangen; er durfte im Garten spazieren gehen, in seiner Stube Vögel halten, und sich alle Leckereien kommen lassen, nach denen ihn gelüstete*).

*) Welche weitreichende Macht die Legende besitzt, kann man recht deutlich daraus ersehen, daß Joly, der doch ernste, auf Documente gestützte Studien machte, Folgendes berichtet: „Seine Gefangenschaft war eine so-

Der Polizeisecretair Duval erzählt folgenden Vorfall:

„Danry — es ist der berühmt gewordene Gefangene Latude — und Allègre fanden Mittel und Wege, in briefliche Correspondenz mit allen anderen Gefangenen zu treten. Sie hoben in einem abgesonderten Raum der Capelle eine Steinplatte in die Höhe und legten ihre Briefe darunter. La Beaumelle spielte in seinen Briefen an Allègre die Frau in so feiner und geistvoller Weise, daß Allègre sich bis über die Ohren verliebte. Beide waren übereingekommen, die Briefe stets fürsorglich zu verbrennen, Allègre aber konnte es nicht über's Herz bringen, die Briefe der vermeintlichen Geliebten dem Feuertode preiszugeben, so wurden dieselben schließlich bei einer Durchsuchung aufgefunden und Allègre für einige Zeit in ein Kellerloch gesperrt*)."

Der Gefangene amüsirte sich gern damit, seine eigenen Verse laut zu declamiren, was die Beamten in nicht geringe Verlegenheit setzte: so schrieb der Major Chevalier an den Polizeilieutenant:

„Der p. p. La Beaumelle scheint eine Einbuße an seinem Verstande erlitten zu haben, man möchte ihn für wahnsinnig halten; er gefällt sich darin, einen Theil des Tages in seinem

---

strenge, daß er, da man ihm weder Tinte, noch Feder, noch Papier bewilligte, genöthigt war, seine Gedichte mittelst einer Nadel in zinnerne Teller einzukratzen."

*) Veröffentlicht von Ravaisson (Archiv der Bastille).

Zimmer laut zu declamiren, die übrige Zeit aber ist er ganz still*)."

Diese abermalige Einkerkerung währte vom Monat August 1756 bis zum August 1757.

Abbé Morellet**).

Der Abbé, ein feingeistiger, liebenswürdiger Mann gehörte zu den hervorragendsten unter den Encyclopädisten, er starb als Mitglied des Institutes, von Jedermann hochgeschätzt im Jahre 1819. Seine Verhaftung erfolgte am 11. Juni 1760***), weil er ohne Erlaubniß eine Brochüre, betitelt „Vorrede zur Komödie der Philosophen oder Karl Palissol's Vision", hatte drucken und verbreiten lassen. In späteren Jahren kritisirte Morellet mit folgenden eigenen Worten sein Werk: „Ich habe ein Bekenntniß abzulegen. Ich überschreite in diesem Pamphlet die Grenzen des litterarischen Scherzes, und ich mache mir heut Vorwürfe wegen dieser Sünde." Zudem, wie auch J. J. Rousseau, dem zu Ehren das Werk hauptsächlich geschrieben war, einräumt, beleidigt Morellet „in sehr unverschämter Weise" eine junge hübsche Frau, Mme. de Robecq, die schwindsüchtig war, Blut spie und alsbald verstarb.

*) Der Brief ist vom 12. October 1753 (Archiv der Bastille).

**) Man vergleiche: „Mémoires de l'abbé Morellet"; Lemontey, Paris 1821 die in dem „Bull. de la Soc. de l'histoire dè France" (1835) enthaltenen Documente. Die bisher unveröffentlichten und hier beigegebenen, den Abbé betreffenden Papiere stammen aus der Bibliothek des Arsenals.

***) Nat.-Bibliothek.

Malesherbes, damals Director der Bibliothek, war es gewesen, der die Verhaftung Morellet's verlangt hatte — Malesherbes, einer der liberalsten, der edelmüthigsten Männer seiner Zeit, der gegen die übelberüchtigten lettres de chachet geeifert hatte, Malesherbes, der nach Monin's Ausspruch*) Philosophen und Schriftsteller begünstigte und durch sein persönliches Eingreifen die Herausgabe der Encyclopädie erleichtert hat. Malesherbes schreibt an den Chef der Polizei, Herrn Gabriel de Sartines**) über die „Vorrede zur Komödie": es handelt sich um eine nicht nur gegen Palissot, sondern gegen geachtete Personen, die durch ihre Stellung gegen Insulten geschützt sein sollten, gerichtete, sehr scharfe Schrift. Ich bitte Sie dringend, Monsieur, diesem Skandal ein Ende zu machen. Ich glaube, die öffentliche Ruhe und Ordnung fordert, daß die Strafe eine sehr strenge sei, und nicht mit der Bastille oder For-l'Evêque abschließe, weil ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen dem Vergehen von Schriftstellern, die sich unter einander zerfleischen, und solchen, die die Unverschämtheit haben, die höchststehenden Beamten des Staates anzufallen. Ich glaube, für Letztere wäre Bicêtre nicht zu hart. Wenn Sie genöthigt sind, die Befehle des Königs bei Herrn de Saint Florentin

*) Grande Encyclopédie XXII.

**) Datirt 20. Mai 1760. Ein Autograph befindet sich in der Nat.-Bibliothek. Veröffentlicht wurde der Brief zuerst im „Bull. de la Soc. de l'hist. de France" 1835. Man vergleiche diese Beweisstücke mit den von Delort „Détention des philosophes" veröffentlichten.

einzufordern, so erwarte ich, daß Sie ihn von der Bitte unterrichten, welche ich Ihnen aussprach."

Malesherbes ist also der Meinung, daß weder die Bastille noch For-l'Evêque genügen würde als Strafe für die „Vorrede . ." und er verlangte das strengste von allen Gefängnissen, Bicêtre, kommt jedoch sehr bald zu einer milderen Auffassung.

Eine Einkerkerung in Bicêtre, schreibt er, wäre erniedrigend*).

*) Der Brief, welchen Malesherbes an Sartine schrieb, um ihn nachsichtig zu stimmen, ist höchst interessant:

„Ich war bereits dahin benachrichtigt, Monsieur, daß der Abbé Morellet in der Bastille wäre. Ich will Ihnen auch in allem Vertrauen eingestehen, daß ich seit lange schon wußte, er wäre der Autor des Pamphletes gegen Palissot. Aber ich wußte es von Jemandem, den gegen Morellet auszuspielen, mir nicht erlaubt schien. Der Autor, den ich sehr gut kenne, hat mich aufgesucht, sowie er hörte, daß ich ernste Nachforschungen anstellte. Er hat mir ein Geständniß abgelegt. Ich habe ihm erwidert, was Sie an meiner Stelle gewiß auch gethan hätten, daß es für ihn wünschenswerth wäre, daß man auf anderen Wegen Nichts erführe. In der That mochte ich Nichts davon wissen, daß das von ihm abgelegte Geständniß zu Gunsten seiner Ueberführung ausgenutzt werde, auf der anderen Seite wiederum konnte dieses einfache Geständniß ihn unmöglich von aller Strafe frei machen. Das Geständniß war zudem kein umfassendes. Er hatte nur eingeräumt, was ihn persönlich betraf, hatte mir aber weder Desauges noch die Anderen genannt, die an der Herausgabe und der Verbreitung der Brochüre betheiligt waren. (Peter Desauge ist der Rollfuhrmann, welcher die Ballen des gedruckten Pamphletes beförderte.) Was sich zwischen dem Abbé Morellet und mir zutrug, das Interesse, welches ich bei anderen Gelegenheiten für ihn empfand, und welches ich vielleicht auch jetzt noch für ihn hätte, wenn die Sache mich nicht so nah anginge, darf keine Veranlassung sein, ihn verdienter Strafe zu entziehen; sein Unrecht wird dadurch nicht leichter zu entschuldigen, namentlich wo es sich um die abscheulichen

Saint Florentin Sartine war es recht, sich überzeugen zu lassen. Morellet kam also in die Bastille: „Der Haftbefehl," so schreibt ein Agent Sartine's, der Inspector d'Hémery,

---

Verleumdungen handelt, die der Prinzessin Robec und anderen ihm doch Respect einflößenden Personen galten. Ohne mich irgend welcher persönlichen Stimmung zu überlassen, muß ich doch sagen, daß eine harte, entehrende Strafe, wie die ist, von der ich Ihnen früher sprach, nicht am Platz wäre; denn erstens ist dieser Morellet ein achtbarer Mann und wird dafür von achtbaren Personen gehalten, sodaß das Aufsehen, welches seine bloße Verhaftung machen wird, ganz abgesehen von der Strenge der Haft, ihm schon viel Schaden zufügen würde. Er ist als Priester auf hervorragende Vertreter des geistlichen Standes angewiesen, und gründet auf diese Beziehungen seine Erwartungen, diese könnten nun zu Wasser werden. Zweitens war Morellet an der Angelegenheit der Pamphlete gegen die Damen de la Mark und Robec, welche vor zwei Jahren so viel Staub aufwirbelte, gar nicht betheiligt, diese Angelegenheit, die in Ermangelung von Beweisen ohne Sühne blieb, war zu den jetzigen Vorfällen Veranlassung. Die Schuldigen hatten mit der erdenklichsten Geschicklichkeit ein Lügengewebe hergestellt, in welchem Andere gefangen werden sollten. Wenn diejenigen, welche damals so stark verdächtigt waren, des Rückfalles schuldig wären, so hätten sie sicherlich eine weit härtere Strafe verdient als der Abbé Morellet. Drittens ist dieser Mann in vieler Beziehung ein Mann von Verdienst — ganz abgesehen von der Encyclopädie. Er hat vor einigen Jahren eine Arbeit veröffentlicht über bemalte Stoffe; er wurde in Folge davon von Trudaine beauftragt, über ähnliche den Handel interessirende Themata zu schreiben. Es ist um so wichtiger, daß Sie, Monsieur, hiervon Kenntniß haben, als man bei Morellet Memoranda über Kohlenbergwerke, die ihm von der Regierung anvertraut wurden, finden könnte. Viertens endlich liegt das Hauptaugenmerk der Regierung in solchen Fällen darin, daß das Vergehen gestraft wird, wo immer es sich zeigt, ohne daß eine Kategorie von Litteraten mehr beschützt wird, als die andere. Es wäre verwerflich, wenn die Vertreter der Macht auf den Standpunkt streitender Parteien herabsänken. Leider hat man ein Auge zugedrückt in Bezug auf Brochüren, in denen sich die Schriftsteller gegenseitig zerfleischen, während

an Malesherbes, „ist heut mit aller nur möglichen Rücksicht ausgeführt worden.“ D'Hémery kannte den Abbé und hatte

---

man streng mit ihnen verfahren ist, so wie sie Personen in ihr Gezänk zogen, vor denen sie allen Respect haben sollten. Wenn die Bestrafung Morellet's in vieler Beziehung hart wäre, so würde das gegenüber dem Schutz, welchen seine Gegner bei einflußreichen Personen fanden, böses Blut beim Publicum machen; man würde glauben, es läge in der Verurtheilung ebensoviel Rache wie Gerechtigkeit.

Dieses, Monsieur, sind die Betrachtungen, welche ich über die Sache angestellt habe, die mich jedoch nicht verhindern, den Autor für sehr strafbar zu halten. Ich beziehe mich nicht auf das, was er über Palissot u. A. sagt. Ein Theil seiner Auslassungen ist gar nicht zu entschuldigen, allein die giftigen Spitzen sind zu entschuldigen, seit der „Comédie“. Ganz unverzeihlich aber erscheinen die gegen die Person der Mme. de Robec gerichteten Invectiven. Ich fühle mich außer Stande, Monsieur, zu beurtheilen, obgleich ich unparteiisch genug bin, ob mich das Interesse, welches ich an dem Abbé Morellet nehme, oder das, welches ich den Personen entgegenbringe, denen er feindlich gegenübersteht, blendet.

Ich habe Sie nur noch darauf aufmerksam zu machen, daß Ihre Nachforschungen und Ihre Vernehmung Morellet's Sie, wie ich glaube, dahin bringen werden, allerhand Dinge zu entdecken, welche ich für weniger strafbar halten würde, als die, für die die Schuldbeweise Ihnen vorliegen. Es ist ein großer Unterschied zwischen den Injurien, welche die Schriftsteller sich untereinander sagen, und den Satiren, welche sie gegen hochgestellte Personen richten. Man wird in den Schriften Morellet's vielleicht auch den Anfang einer anderen Arbeit gegen Palissot finden. Er hat mich darauf aufmerksam gemacht und bemerkt, daß die Sprache in derselben eine weit mäßigere sei und kaum einer Censur unterliegen könne.

Sie wissen, Monsieur, wie aufrichtig und unerschütterlich meine Hochachtung u. s. w.“

(Das Original trägt kein Datum; Manches ist ausradirt. Nat.-Bibliothek.)

seinem Chef gegenüber sich in vortheilhaftester Weise über Morellet ausgesprochen*).

Bei seiner Ankunft in der Bastille hatte der Abbé auf eine sechsmonatliche Gefangenschaft gerechnet und erklärt, er wolle mit Geduld bis dahin warten. „Ich muß sagen," fügt er hinzu, „um die allzugute Meinung, die man von mir und meinem Muthe haben könnte, herabzustimmen, daß ich von einem Gedanken gestützt war, der meiner Auffassung zu Gute kam. Ich sah, wie die Mauern meines Gefängnisses von einem gewissen litterarischen Ruhmesschimmer beleuchtet waren. Verfolgt mußte ich bekannter werden, als ich es war. Die Schriftsteller, zu deren Rächer ich mich gemacht, die Philosophie, die mich zum Märtyrer bestimmt hatte, würden meinen Ruf begründen. Die vornehme Gesellschaft, wenn sie die Satire liebt, würde mich besser aufnehmen als früher. Auf der Laufbahn, die sich vor mir hinbreitete, konnte ich mit größeren Chancen auftreten — ja, diese sechs Monate in der Bastille wären eine ausgezeichnete Empfehlung, und würden unzweifelhaft mein Glück begründen."

*) Brief vom 11. Juni 1760, (Nat.-Bibl.) Das Actenstück, welches über die Gefangenschaft Morellet's in der Bastille handelt, ist aus dem Archiv der Bastille abhanden gekommen, wahrscheinlich nicht gelegentlich der Wegnahme der Bastille, obwohl dies von Paul d'Estrée: „Intermédiaire des chercheurs et curieux" (1897) behauptet wird. Die einzige Spur vom früheren Vorhandensein des Actenstückes ist ein in der Arsenalbibliothek befindlicher Zettel. Das verschwundene Schriftstück ist veröffentlicht in dem „Bulletin de la Soc. de l'histoire de France" 1835.

Morellet aber blieb statt sechs Monaten nur sechs Wochen! „Sie verliefen," schreibt er, „für mich sehr angenehm — ich muß lachen, wenn ich daran denke."

Er vertrieb sich die Zeit mit der Lectüre von Romanen und damit, daß er einen Aufsatz über Preßfreiheit schrieb: „Traité de la liberté de la presse." Wir hören auch, daß die Hoffnungen des Gefangenen bei seiner Entlassung nicht getäuscht wurden. Morellet war „lancirt", wie der Kunstausdruck besagt. Noch vor zwei Monaten wenig bekannt, fand er jetzt überall in der Gesellschaft Entgegenkommen. Es öffneten sich ihm die Salons der Mme. de Boufflers, der Mme. Necker, des Baron Holbach: die Damen bemitleiden, bewundern ihn, die Herren thun desgleichen.

O, daß es doch noch eine zweite Bastille gegeben hätte, um die Carrière talentvoller Schriftsteller zu fördern!

Marmontel*).

Für Marmontel verlief die Gefangenschaft in der Bastille ebenso angenehm wie für Morellet.

Marmontel hatte im Salon der Mme. Geoffrin eine

*) Man vergleiche die letzte Ausgabe der „Mémoires de Marmontel" veröffentlicht von M. Tourneux, Paris 1891. Das Actenheft über die Affaire Marmontel ist ebenfalls aus dem Archiv der Bastille verschwunden. Auch in diesem Fall ist das „Bulletin de la Société de l'histoire de France" 1835 in der Lage, die fehlenden Documente zu veröffentlichen; daß sie erst bei der Wegnahme der Bastille verschwunden sind, ist auch hier nicht plausibel.

beißende Satire vorgelesen, in welcher der Herzog von Aumont, eine Hauptperson im Hofhalt des Königs, in grausamer Weise zerzaust wurde*). Der Herzog führte Beschwerde; Marmontel schrieb ihm, er wäre nicht der Autor**), der Herzog aber blieb dabei.

„Was wollen Sie," sagte Graf St. Florentin zu Marmontel, „der Herr von Aumont klagt Sie an und verlangt Ihre Bestrafung; er fordert sie vom König als Remuneration seiner Dienste und der Dienste seiner Vorfahren; der König hat ihm dieselbe bewilligt. Suchen Sie Herrn von Sartine auf; ich sende ihm den Befehl des Königs; sagen Sie ihm, ich schickte Sie."

Sartine war damals Polizeichef mit dem Titel „Lieutenant général de Police".

„Ich verfügte mich," fährt Marmontel fort, „zu Herrn von Sartine, ich fand bei ihm den Häscher, der mir das Geleite geben sollte. Sartine wünschte, er solle in einem anderen Wagen als dem meinigen fahren. Ich selbst lehnte mich gegen die höfliche Rücksicht auf, so kam ich und der Häscher in demselben Fiacre in der Bastille an***). Der Gouverneur, Herr d'Abadie, frug mich, ob ich meinen Diener bei mir zu behalten wünschte. Mein Gepäck wurde oberflächlich durchsucht

*) „Bull. de la Soc. hist. d. Fr." 1835.

**) Brief vom 30. November 1756 veröffentlicht in obengenannter Zeitschrift.

***) 28. December 1759.

desgleichen meine Bücher; alsdann wurde ich in ein geräumiges Zimmer geführt, es standen darin zwei Betten, zwei Tische, ein Schrank und drei Stühle mit strohgeflochtenen Sitzen. Es war kalt; ein Schließer aber machte alsbald ein tüchtiges Feuer an und schleppte Holz in Ueberfluß herbei. Man gab mir Federn, Tinte, Papier unter der Bedingung, daß ich Rechnung legen würde über Zahl und Verwendung der einzelnen Blätter, die man mir gestatten würde. Der Schließer kam noch einmal mit der Frage, ob ich das Bett leidlich gut fände. Nachdem ich es mir näher angesehen hatte, bemerkte ich ihm, daß die Matratzen schlecht wären und die Decken schmutzig: Alles wurde sofort geändert. Man ließ mich auch fragen, um welche Zeit ich zu Mittag zu speisen wünschte. Ich antwortete „zu der gewöhnlichen Zeit, wenn alle anständigen Leute essen." In der Bastille gab es eine Bibliothek. Der Gouverneur schickte mir den Katalog derselben und überließ mir die Auswahl. Ich für mein Theil dankte, mein Diener aber verlangte die Romane von Prévost, die er auch erhielt . . ."

Dann sagt er weiter:

„Ich konnte ja wohl der Langenweile entrinnen; seit lange schon entrüstet über die Geringschätzung, mit welcher in litterarischen Kreisen dem Dichter Lucian begegnet wird, den man ja nur aus der rohen und überladenen Bearbeitung Brébeuf's kennt, entschloß ich mich, den Dichter in geziemenderer Form in Prosa zu übersetzen; diese Arbeit, die mich nicht zu ermüden drohte, schien mir für die Einsamkeit meiner Haft die

beste Beschäftigung. Ich hatte „Pharsalus" mitgebracht und zu besserem Verständniß auch Cäsars Commentare beigefügt.

So sitze ich denn neben wärmendem Feuer und denke über den Streit des Cäsar und des Pompejus nach, den meinigen mit dem Herzog von Aumont ganz vergessend. Auch Bury*), der ein ebensolcher Philosoph ist wie ich, beschäftigt sich, indem er die Betten zurecht macht, die in zwei entgegengesetzten Zimmerecken stehen. Von draußen scheint durch die eisernen Fenstergitter der schöne klare Wintertag herein, und ich habe eine freie Aussicht auf die Vorstadt Saint Antoine.

Nach zwei Stunden etwa erweckt mich das Kreischen der Riegel an den beiden Thüren aus tiefen Träumereien, und zwei Wärter treten ein, um schweigend das, wie ich meinte, für mich bestimmte Diner hinzustellen. Der Eine stellt drei kleine verdeckte Schüsseln von ordinärer Fayence an das Kaminfeuer, der Andere breitet über den freien Tisch ein grobes, aber weißes Tischtuch. Die Teller, Messer und Gabeln sind reinlich, Brod ist da, auch eine Flasche Wein. Nachdem sie Alles vorschriftsmäßig hergerichtet haben, ziehen sich die Wärter wieder zurück, die beiden Thüren schließen sich wieder, die Riegel kreischen.

Nun fordert Bury mich auf, zu Tisch zu kommen, und trägt die Suppe auf. Es war Freitag. Es war eine Bohnensuppe mit guter frischer Butter zubereitet; dazu gehörte noch

*) Der Diener Marmontel's.

ein Schüsselchen mit dicken Bohnen, ich fand Alles schmackhaft zubereitet. Als zweiten Gang gab es Dorsch, ebenfalls sehr gut, es war ein kleines wenig Knoblauch daran, er hätte dem ersten Feinschmecker der Gascogne gemundet. Der Wein ließ zu wünschen übrig, Dessert gab es nicht; Etwas mußte man doch entbehren. Im Uebrigen fand ich, daß im Gefängniß recht gut dinirt wird.

Als ich von Tisch aufstand, und Bury sich eben niedergesetzt hatte, um seinerseits zu speisen — es war noch genug für ihn übrig — traten die beiden Wärter ein mit Pyramiden von Schüsseln auf den Armen. Beim Anblick des Tafelgeschirrs, das aus schöner Fayence war, der silbernen Messer und Gabeln, des feinen weißen Tischtuches wurden wir unseres Irrthums gewahr, ließen uns aber Nichts merken; nachdem die Leute Alles aus den Händen gesetzt hatten, zogen sie sich wieder still zurück.

„Monsieur," aber begann Bury, „Sie haben ja mein Diner verspeist, Sie werden Nichts dagegen haben, wenn ich jetzt das Ihrige verzehre."

„Du hast dazu alles Recht," erwiderte ich, und ich glaube, die alten Mauern erstaunten nicht wenig, als sie unser schallendes Gelächter vernahmen.

Das zweite Diner war ein sehr üppiges; es bestand aus einer vortrefflichen Suppe, einem Stück saftigen Rindfleisch, einem gekochten Kapaunflügel in Fett schwimmend, dazu Artischocken in der Pfanne gebacken und Spinat. Es gab eine

sehr schöne Herbstbirne, frische Weintrauben, eine Flasche alten Burgunders und eine Tasse ganz ausgezeichneten Mokka. Mit Ausnahme des Kaffees und der Früchte war Alles für Bury.

Nach Tisch erschien der Gouverneur bei mir, und frug, ob ich mit meiner Verpflegung zufrieden wäre; versicherte mich, daß ich dasselbe bekäme, was ihm selbst aufgetragen wäre, daß er das für mich bestimmte Fleisch selbst tranchire und daß Niemand außer ihm selbst es anrühren dürfe. Zu meinem Abendbrot schlug er mir ein Huhn vor, ich dankte und versicherte ihm, daß die Reste der Früchte vom Mittag mir genügen würden.

Man sieht, welcher Art das gewöhnliche Alltagsmenu war, und kann daraus schließen, mit welcher Milde, ich möchte fast sagen, mit welchem Widerstreben man mich den Zorn des Herzogs von Aumont fühlen läßt.

Täglich empfing ich den Besuch des Gouverneurs. Da er oberflächlich in der Litteratur bewandert war, sogar etwas Lateinisch verstand, machte es ihm Spaß, meine Arbeit zu besprechen. Gewöhnlich entfernte er sich bald wieder mit den Worten: „Adieu. Ich gehe, um andere Leute zu trösten, die unglücklicher daran sind als Sie."

Marmontel's Haft war nach elf Tagen zu Ende*).

*) Die Freilassung erfolgte am 7. Januar 1760. „Bull. Soc hist. France."

Linguet*)

Er war Advocat und Journalist, seine Verhaftung erfolgte wegen Preßvergehens. Er war ein sehr geistreicher Mann, jedoch nicht von gerade ehrenhaftem Charakter. Der Oberstaatsanwalt Cruppi weiht der Lebensgeschichte Linguet's ein umfangreiches Werk. Er hat für] seinen Helden einen wahren Schatz von Nachsicht zur Verfügung und sucht seine Leser für mildernde Umstände zu gewinnen, trotzdem geht aus seinem Buch hervor, daß Linguet kaum Achtung verdient hat und mit Recht aus der Liste der Pariser Advocaten gestrichen worden ist.

Linguet war zwei Jahre lang gefangen; er hat eine Beschreibung seines Aufenthaltes in der Bastille in seinen „Mémoires sur la Bastille", die großes Aufsehen machten, und die noch heut gern gelesen werden, geschrieben. Das Buch ist, wie all seine Schriften, in fließendem, lebhaftem, ja glänzendem Stil geschrieben. Das, was er berichtet, entspricht auch im Allgemeinen der Wahrheit**), allein der Autor wollte Sensation machen, er hat die Vorgänge oft in einem seinen Zwecken dienenden Lichte dargestellt.

---

*) Vergl. die neue Ausgabe: „Mémoires sur la Bastille" von Linguet, herausg. von Monin in der „Bibl. des Mémoires", Paris 1889.

**) Obwohl er feierlich erklärt, es habe nie auch nur der Schatten einer Vernehmung stattgefunden, so wissen wir doch, daß er gleich nach seiner Verhaftung (27. September 1780) am 30. September durch den Commissar Chesnon verhört wurde. Der Text der Verhandlung ist veröffentlicht in „La Bastille dévoilée".

„Es giebt ja eine Art und Weise," sagt Mme. de Staal, „durch die man die Ereignisse, welche man berichtet, in den Schatten oder in helles Licht rücken kann, so daß man, ohne den Kern der Sache zu alteriren, doch den Anschein ändern kann."

Hier die Beschreibung, welche Linguet von dem Mobiliar in seinem Zimmer macht:

„Zwei von Motten heimgesuchte Matratzen, ein Fauteuil von Rohr, dessen Sitz durch Bindfaden festgehalten war, ein Klapptisch, ein Wasserkrug, zwei Töpfe von Fayence, wovon der eine zum Trinken war, und zwei Feuerböcke."

Ein Zeitgenosse sagt von den Memoiren Linguet's:

„Es sind die längsten Lügen, die je veröffentlicht wurden.*)"

Ja, wenn wir die von dem genannten Journalisten besprochenen Thatsachen näher in's Auge fassen, indem wir sie dem trügerischen Lichte, in welches sie gebracht sind, entrücken, können wir das Leben Linguet's in der Gefangenschaft nicht für so elend halten, als er es aufgefaßt zu sehen wünschte. Er selbst muß zugeben, daß seine Verpflegung in der „prison du roi" stets eine sehr reichliche war, er meint, das wäre deshalb geschehen, weil man ihn habe vergiften wollen. Er verdanke sein Leben lediglich der „Zähigkeit seiner Constitution"**).

Dabei strich Linguet jeden Morgen auf dem ihm vor-

*) Observations sur l'histoire de la Bastille." Linguet London 1783.

**) Mémoires de la Bastille" (1783).

gelegten Menuzettel diejenigen Gerichte an, die er haben wollte; später ließ er auch sein Zimmer nach seinem Geschmack möbliren.

Auch hatte man ihm soviel Freiheit belassen, daß er während seiner Gefangenschaft ein Werk herausgeben konnte, welches den Titel führt: „Die Processirung der drei Könige Ludwig XVI., Carl III. und Georg III." und 1781 in London erschien*).

Wir wollen noch an das bekannte Wort Linguet's dem Friseur der Bastille gegenüber erinnern. Als dieser sich zum ersten Mal zum Rasiren einstellte, frug ihn Linguet:

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Ich bin, Monsieur, der Barbier der Bastille."

„So! Weshalb rasiren Sie dieselbe nicht?

Einige Jahre, nachdem er aus der Gefangenschaft entlassen war, es war im Juni 1792, wurde Linguet zum zweiten Mal wegen Preßvergehens verfolgt. Das Revolutionstribunal verurtheilte ihn zum Tode. Als er die Stufen zum Schaffot emporstieg, dachte der eifrige Schmähschriften-Verfasser vielleicht reuevoll zurück an jene Bastille, deren Zerstörung er einst mit so lauter Stimme verlangt hatte.

Diderot**).

Wir haben uns nur noch mit Diderot und Mirabeau zu beschäftigen, die allerdings nicht in der Bastille, sondern in

*) Revue de la Révolution française" 1882.

**) Man vergleiche die betreffenden Acten im Bastille-Archiv.

Vincennes, und zwar nicht im Donjon, sondern im Schloß von Vincennes, einem von jenem völlig getrennten Gewahrsam, untergebracht waren. Im Schloß wurden nur die leichter Vergehen wegen Straffälligen untergebracht, für die man eine gewisse Rücksicht an den Tag zu legen wünschte.

Diderot wurde festgenommen am 24. Juli 1749. Sein letztes Werk „Lettres des aveugles à l'usage de ceux qui voient" enthielt Theorien, die vom moralischen Standpunkt aus anfechtbar erschienen. Diderot aber leugnete im Verlauf des Verhörs hartnäckig, der Verfasser zu sein, ebenso wie er in Abrede stellte, die „Pensées philosophiques" geschrieben zu haben, welche er einige Jahre zuvor hatte erscheinen lassen. Der Polizeibeamte schrieb an den Gouverneur von Vincennes, daß man, ohne ihn in Freiheit zu setzen, Herrn Diderot soviel Concessionen machen sollte, als nur möglich, daß man ihm die Promenade im Park gestatte, „daß der König, in Anbetracht der großen litterarischen Arbeit (Encyklopädie), mit der Diderot betraut wäre, wolle, daß derselbe ohne Einschränkung nach außerhalb correspondiren und diejenigen Personen empfangen solle, welche in Geschäften oder Privatangelegenheiten zu ihm verlangten."

Diderot empfing den Besuch seiner Frau, ging mit ihr im Park spazieren, empfing nach Tisch J. J. Rousseau und d'Alembert, und, wie zu alten Zeiten zu Plato und Socrates so kamen die Philosophen zu ihm, um über Metaphysik und galante Abenteuer zu plaudern, indem sie sich im Grase unter

alten mächtigen Eichbäumen, lagerten. Die Verleger und Drucker der „Encyclopädie" verkehrten ohne Unterbrechung in Vinncenes; Diderot machte in der Gefangenschaft die Correcturen von Artikeln, die man bei Hofe gerade nicht gutirte.

Wir wissen auch, daß während der Nacht, mit verstecktem Einvernehmen seitens des Gouverneurs unser Philosoph über die Parkmauer voltigirte, um sich nach Paris zu der schönen Mme. de Puysieux, die er gerade nicht auf platonische Art liebte, zu verfügen; bei Tagesanbruch aber wurde er von den Wärtern hinter Schloß und Riegel vorgefunden — diese „harte" Gefangenschaft dauerte etwas über drei Monate.

Der Marquis Mirabeau*).

Zehn Tage nur währte die Gefangenschaft Mirabeau's. Der Haftbefehl war ausgewirkt von einem Consortium von Leuten der haute Finance, welche durch die kühnen Thesen der „Théorie de l' impôt" in Schrecken gejagt waren.

„Ich glaube, ich habe es verdient, bestraft zu werden," schrieb der Marquis, „wie der Esel in der Fabel wegen seines linkischen und unangebrachten Eifers."

Ueber die Verhaftung schrieb Mme. d' Epinay an Voltaire:

Es ist wohl noch nie Jemand in einer Art und Weise verhaftet worden wie dieser Herr. Man sagte ihm, „Monsieur

*) Man vergleiche das Buch von L. de Loménie „Les Mirabeaus", Paris 1879.

unser Befehl lautet nicht dahin, Sie zu drängen, also morgen wenn Sie heute keine Zeit haben. —" „Nein: Man kann dem Befehl des Königs nicht zeitig genug entsprechen. Ich war vorbereitet." Mit einem Koffer voll Büchern und Papieren setzt er sich in Bewegung.

In Vinncenes hatte der Marquis einen Diener zur Verfügung. Seine Frau besuchte ihn. Der König bezahlte täglich 15 Livres für ihn, es sind mehr als 30 Frcs. nach heutigem Gelde. Am 24. December 1760 kam er frei. Sein Bruder, der Amtmann von Mirabeau, schreibt in einem Briefe:

„..Ein Arrest von acht Tagen, während deren man Dir alle mögliche Achtung erwiesen hat . ." —

Wir haben damit die von Bournon aufgestellte Liste der Schriftsteller, die durch Willkür der Freiheit beraubt wurden, erschöpft. Es sind die „Märtyrer", für welche der berühmte Historiker Michelet und Andre ein so rührendes Mitleid empfanden. Die Schriftsteller waren die verzogenen Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, weit mehr als des unsrigen: nie hat eine absolute Regierung eine solche Toleranz an den Tag gelegt, als die des „Ancien rigme" Schriftstellern gegenüber, deren Doctrinen direct auf den Untergang des Bestehenden gerichtet waren.

VI.

Latude.

Kaum hat je eine historische Gestalt in der Phantasie des Volkes einen Platz eingenommen, wie dieser Masers de Latude. Der berühmte Gefangene scheint in seinem unglücklichen Lebenslauf alle Unbillen der Willkürherrschaft zu vereinigen*). Romanschriftsteller und Tragiker des neunzehnten Jahrhunderts haben einen Heros aus ihm gemacht, die Dichter ihn zu den Sternen erhoben, unsere größten Historiker ihm schlaflose Nächte geweiht, unzählige Denkschriften sind einander gefolgt bis auf unsere Zeit**).

Schon die Zeitgenossen Latude's sahen in ihm den Märtyrer, und die Nachwelt hat ihm die Krone nicht vom Haupte genommen, und doch ist es Latude selber, der die Legenden lancirte. Als er im Jahre 1790 seine Lebens-

*) „Latude, eines der rührendsten Opfer des königlichen Despotismus." (Dictionnaire Larousse).

**) Die letzte darunter ist von Georges Bertin: „Mémoires de Henry Masers de Latude.". Paris 1889.

geschichte dictirte, nahm er mehr seine südliche Phantasie zu Hilfe als seine Erinnerung.

Die Documente aber, welche das ihn betreffende Actenbündel in der Bibliothek der Bastille bildeten, sind noch vorhanden, wenn auch zerstreut, in verschiedenen Bibliotheken, im Arsenal, im Carnavalet*) und in Petersburg**). An der Hand derselben ist es möglich, der Wahrheit nachzugehen***).

---

*) Die Pariser Stadtbibliothek (Hotel Carnavalet); es sind sehr werthvolle Manuscripte, die sich auf Latude beziehen.

**) Die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg ist im Besitz des Originals. „Grand Mémoire ou Réveries du Sieur Masers de Latude," verfaßt in Vincennes 1775—1778. Die Arsenal-Bibliothek besitzt davon eine Abschrift, die sie unter den Büchern des Bastille-Archivs aufbewahrt. Ein Theil dieser Denkwürdigkeiten ist von Hovyn de Tranchères: „Les Dessous de l'histoire" veröffentlicht worden: ein hochwichtiger Beitrag für das Studium der Lebensgeschichte Latude's. Die „Mémoires", welche Latude in verschiedenen Formen zur Zeit der Revolution herausgab, sind ein Gewebe von Lügen, auf das Publicum berechnet. Die „Réveries" (Träumereien), welche er für sich selbst während der Gefangenschaft schrieb, sind dagegen als Bilder der Wirklichkeit aufzufassen.

***) Diesen Beweisstücken, die dem nachfolgenden Bericht als Unterlagen dienten, muß man jene Briefe an die Seite stellen, welche der vielcorrespondirende Latude an Privatleute richtete, in deren Besitz sich diese Schriftstücke noch befinden. Viele darunter sind bereits veröffentlicht oder in den Katalogen der Autographensammler besprochen worden; auch haben die „Revue rétrospective" oder „Nouvelle Revue rétrospective" zu verschiedenen Malen Einschlägiges veröffentlicht.

Besondere Erwähnung aber verdient ein Artikel mit bisher unveröffentlichten Documenten, welche Jal unter „Latude" in seinem „Dictionnaire critique de biographie et d'histoire", Paris 1867 bringt.

I.

Am 23. März 1725 genas zu Montagnac in Languedoc ein armes Mädchen, Namens Jeanneton Aubrespy, eines Knaben, welcher drei Tage später getauft*) und Jean Henri genannt wurde — einen Familiennamen hatte der arme Kleine als illegitimer Sprosse eines unbekannten Vaters nicht.

Jeanneton war schon über die Dreißiger hinaus, sie gehörte einer kleinen Bürgerfamilie an und wohnte neben dem Lom-Thor, in einem Häuschen, welches ihr Eigenthum gewesen zu sein scheint. Mehrere ihrer Vettern waren Unteroffiziere in der Armee; als sie Mutter ward, wurde sie von den Ihrigen verstoßen; sie kam in das größte Elend. Sie zog ihren lebhaften, aufgeweckten und sehr ehrgeizigen Jean Henri auf, so gut sie es mit Nähen und Spinnen vermochte. Sie ließ ihm auch einigen Unterricht geben. Als Jean Henri siebzehn Jahre alt war, stand er als Chirurgengehilfe in der Armee von Languedoc. Die Chirurgen waren im achtzehnten Jahrhundert keine gerade hervorragenden Persönlichkeiten: ihre Thätigkeit bestand hauptsächlich im Rasiren, im Zähneziehen und Blutegelsetzen; allein sie waren gut bezahlt.

„Die Chirurgengehilfen," so hören wir, „welche in ihrer Profession thätig waren, verdienten viel Geld."

Unser junger Mann aber wollte von da an nicht mehr den Namen seiner Mutter führen und nannte sich Jean Danry.

*) Einwohner-Register von Montagnac, angeführt von Jal.

Diesen Namen führte er schon 1743 auf einem Paß, welcher ihm am 25. März vom Commandeur der königlichen Truppen im Languedoc ausgestellt war, um sich nach dem Elsaß zu verfügen.

Er wurde den Truppen des Marschalls de Noailles, die am Main und Rhein operirten, beigegeben; der Marschall stellte ihm am Schluß des Feldzuges ein anerkennendes Zeugniß aus.

Im Jahre 1747 ist Danry in Brüssel, und zwar in den ambulanten Hospitälern der Armee von Flandern mit einem Monatsgehalt von 50 Livres. Er nahm Theil an dem berühmten Ueberfall von Berg-op-Zoom, der den Franzosen unter dem General Grafen Lowendal so glänzend gelang. Der Friede von Aachen aber brachte die Auflösung der Heereskörper mit sich, und Danry ging nach Paris. Er hatte eine Empfehlung bei sich an den Chirurgus des Marschall Noailles, Namens Deschizeaux, und ein Zeugniß, unterzeichnet von Guignard de la Garde, einem Kriegscommissar, in welchem „die gute Führung und die Fähigkeiten des p. p. Dhanry, Chirurgengehilfen," gerühmt waren.

Ende 1748 traf er in Paris ein. Man sah ihn des Nachmittags vor den Tuilerien spazieren gehen in einem grauen Rock mit rother Weste; er war damals 23 Jahr alt, mittelgroß, ein wenig schwächlich, hatte braunes Haar, das er „en bourse" (Haarbeutel) trug, lebhafte Augen und ein intelligentes Gesicht. Man hätte ihn hübsch nennen können, wenn seine Züge nicht durch Pockennarben entstellt gewesen

wären. In seiner Sprache zeigte sich der gascognische Accent, aus seiner unorthographischen Schrift konnte man ersehen, daß er wenig Erziehung genossen hatte und nach Art des Volkes sprach. Sehr thätig und geschickt in seinem Beruf, von seinen Vorgesetzten wohl gelitten, war er auf dem besten Wege, sich eine ehrenhafte Stellung zu erringen und seine Mutter zu unterstützen, welche ganz verlassen in Montagnac lebte und auf ihn alle Liebe und Hoffnungen concentrirte.

Das lustige, glänzende Paris hatte etwas Verlockendes für den jungen Mann; das üppige, luxuriöse Leben, die seidenen Roben, die Spitzen, versenkten ihn in Träumereien: er fand die Pariserinnen überaus reizend; er weihte ihnen sein Herz, seine Börse; das Herz war wohl reich, die Börse aber weniger. Danry hatte bald seine bescheidenen Ersparnisse verzettelt, und es fing an, ihm sehr schlecht zu gehen; er machte mit schlechten Menschen Bekanntschaft. Sein bester Freund, ein Apothekerlehrling Namens Binguet, theilt mit ihm eine elende Kammer im Cul-de-sac du Coq, welche ein gewisser Charmeleux vermiethete. Die beiden Freunde liefen jeder Schürze nach, waren unbeschreiblich liederlich und Taugenichtse im vollen Sinne des Wortes. Danry, händelsüchtig und großrednerisch, war bald im ganzen Stadttheil bekannt. Von Hunger gequält, vom Wirth bedroht, auf die Straße gesetzt zu werden, weil er die Miethe nicht bezahlte, schrieb er an seine Mutter und bat sie um etwas Geld — die Aermste hatte ja für sich selbst nicht genug.

Wir sind weit verschlagen von dem „schönen Ingenieur-offizier", weit entfernt von dem glänzenden Bilde, welches Danry später von seinen Jugendjahren entwarf, während deren er durch die „Fürsorge des Marquis de La Tude, seines Vaters, eine sorgfältige Erziehung erhielt, um einst seinem Vaterlande, seinem Könige dienen zu können".

Jeder Hilfsquellen beraubt, erfand Danry das Märchen, er wäre bei der Belagerung von Berg-op-Zoom von Soldaten bis auf's Hemd ausgeplündert worden und habe dabei 678 Livres, die er sein nannte, verloren. In diesem Sinne schrieb er an Moreau de Séchelles, den Intendanten der Armee von Flandern, in der Hoffnung, Guignard de la Garde, der Kriegscommissar, unter dem er gedient hatte, werde den Brief unterfertigen. Er verlangte, für seine Verluste entschädigt zu werden, die er erlitten habe, während er unter dem feindlichen Feuer Verwundete pflegte.

In den später geschriebenen „Mémoires" stößt Danry die ganze Geschichte um und erzählt, er habe sich im Gegentheil einen großen Vorrath von allerhand Artikeln angeschafft, die für weniges Geld bei der Plünderung der Stadt zu erstehen waren. Jedenfalls mißglückte Danry jenes finanzielle Unternehmen, und Danry ersann eine andere Fabel.

Es war damals viel die Rede von einem zwischen der Pompadour und den Ministern ausgebrochenen Streit; die Dame hatte den Sieg errungen, Maurepas ging in's Exil, Jedermann glaubte, er werde sich empfindlich rächen. Die

königliche Favoritin selber sprach die Befürchtung aus, man werde sie vergiften. — Da wurde es Tag im Gehirn unseres Chirurgengehilfen, er sah sich selber in goldgesticktem Gewande, in einer eleganten Caroſſe auf der Chauſſee nach Verſailles dahinrollen.

Am 27. April 1749 unter den Arcaden des Palais royal kaufte er von einem Händler sechs kleine Fläschchen „Batavische Glasthränen" genannt, an denen die Kinder ihre Freude hatten. Es waren kleine Kugeln von Glasfluß, welche, in kaltes Waſſer geworfen, die Geſtalt von kleinen Birnen annahmen. Sie explodirten, wenn man das eine hakenförmig gekrümmte Ende abbrach. Er legte vier in ein Pappſchächtelchen und band die gekrümmten Enden mit einem Faden zuſammen, der am Deckel befeſtigt war; darüber ſtreute er eine Schicht Pulver, welche er mit Vitriol und zerſtäubtem Alaun zudeckte. Das Ganze wurde in einen doppelten Einſchlag gethan; auf den erſten ſchrieb er: „Ich bitte Sie, Madame, öffnen Sie das Packet im Geheimen!" auf den zweiten, d. h. den äußeren: „An die Frau Marquiſe de Pompadour bei Hofe*)."

Am 28. April, 8 Uhr Abends brachte er das Packet auf die Poſt und lief ſpornſteichs nach Verſailles. Er glaubte, es werde ihm möglich ſein, in die Gemächer der Marquiſe zu ge-

*) Die Umhüllung der Schachtel Damy's, wie ſie im Archiv der Baſtille aufbewahrt wird, iſt von uns am Schluß des Buches wiedergegeben.

langen, allein der Kammerdiener derselben, Gourbillon, nahm ihn fest. Nun erzählte Damy eine haarsträubende Geschichte: er hätte sich gerade in der Nähe der Tuilerien befunden, als er auf zwei in lebhaftem Gespräch begriffene Männer aufmerksam geworden wäre, — er hätte sich ihnen genähert und gehört, daß sie schreckliche Drohungen gegen die Marquise de Pompadour ausstießen. Er wäre ihnen gefolgt und habe bemerkt, daß sie ein Packet auf der Post abgaben. Wer die Leute, und was in dem Packet gewesen wäre, könne er nicht sagen. Allein, da er der Marquise zugethan sei, wäre er in aller Eile herbeigekommen, um zu sagen, was er gesehen hätte.

Um den Eindruck zu begreifen, den die Mittheilung des jungen Mannes machte, muß man sich erinnern, daß die Stimmung am Hofe damals eine fieberhaft aufgeregte war. Maurepas war soeben nach Bourges verbannt worden, obwohl Ludwig XV. ihn gern hatte, weil dieser Minister es verstand, der Erledigung seiner amtlichen Obliegenheiten einen gewissen Reiz zu geben. Der Kampf zwischen Maurepas und der Favoritin aber war immer hitziger geworden, Maurepas besang in Spottversen die zum Throne emporsteigende Dirne, er verfolgte sie mit stolzer Abwehr, mit beißenden Persiflagen, ja, seine Muse schreckte nicht zurück vor brutalen Insulten. Die Marquise ihrerseits scheute den Gegner nicht; sie nannte ihn öffentlich einen Lügner, einen Hanswurst und erklärte, Maurepas wolle sie vergiften. Stets war ein Chirurg in ihrer Nähe,

damit im Nothfall das Gegengift sofort bei der Hand wäre. Bei Tafel rührte sie keine Speise an, die nicht vorher gekostet war, im Theater nahm sie nur Limonade, die ihr Chirurg zubereitet hatte.

Das von Danry zur Post gegebene Packet traf am 29. April in Versailles ein. Quesnay, der Leibarzt des Königs und der Marquise, wurde ersucht, es zu öffnen*). Er that es mit großer Vorsicht und erklärte schließlich: die Maschine selbst sei ziemlich harmlos. Vitriol und Alaun aber wären gefährliche Substanzen und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es sich um ein ungeschickt geplantes Attentat handle.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Ludwig XV. und seine Maitresse voll Entsetzen waren. Für d'Argenson, welcher Maurepas der Marquise gegenüber stets die Stange gehalten hatte, war es wichtig, so rasch wie möglich Aufklärung zu schaffen. Zunächst war er ganz für den Denuncianten eingenommen, schrieb sogar an Berryer, der junge Mann verdiene eine Belohnung.

Die Polizei ging sofort an's Werk, einer der intelligentesten ihrer Beamten, Saint Marc, wurde mit den Recherchen betraut; das Erste, was dieser that, war, daß er sich mit dem Chirurgengehilfen in Verbindung setzte. Noch nicht zwei Tage waren vergangen, als Saint Marc die Verhaftung desselben

*) Dieser Doctor Quesnay ist der berühmte Begründer von der Doctrin der Physiokraten.

verlangte. „Es ist nicht nebensächlich," berichtete er, „daß Danry Chirurg ist, und daß sein bester Freund ein Apotheker ist. Ich glaube, es wäre gut, unverzüglich den Danry und den Binguet zu arretiren. Sie dürfen Keiner von des Anderen Verhaftung wissen; es müssen auch Nachsuchungen in ihrer Kammer vorgenommen werden."

So betrat denn am 1. Mai 1749 Danry die Bastille; an demselben Tage war auch Binguet ergriffen worden. Saint Marc war so vorsichtig gewesen, den Chirurgengehilfen zu veranlassen, daß er seine Abenteuer zu Papier brachte. Ein Handschriftenkundiger wurde herzugezogen, um die Aufschrift des Packets mit der Handschrift von Danry's Bericht zu vergleichen — nun war Danry verloren! Die Durchsuchungen seiner Effecten belasteten ihn ebenfalls. Hiervon wußte Danry Nichts, als er in die Bastille eingesperrt wurde; und als am 2. Mai der Polizeichef selbst erschien, um ihn zu verhören, antwortete er mit lauter Lügen.

Der Polizeiofficiant Berryer war ein charakterfester, ehrenwerther und wohlwollender Mann. „Er flößte," so schreibt Danry selbst, „Vertrauen ein durch sein sanftes und gütiges Wesen." Berryer ärgerte sich über die Ausflüchte Danry's, er wies denselben auf die Gefahr hin, welcher er sich aussetze, wenn er fortwährend lüge, allein Danry fuhr auch bei seiner zweiten Vernehmung zu lügen fort. Dann aber änderte er ganz plötzlich seine Taktik und verweigerte überhaupt, auf die gestellten Fragen zu antworten.

„Damy," sagte Berryer, „hier wird Jedermann Gerechtigkeit zu Theil."

Es half Alles Nichts, der Angeklagte schwieg hartnäckig.

D'Argenson schrieb an Berryer: „Die Angelegenheit ist von zu großer Wichtigkeit, als daß man nicht zu ihrer Aufklärung allen Angaben nachzugehen hätte, die gemacht werden könnten.

Damy hatte, erst durch seine Lügen, dann durch sein Stillschweigen, der Sache den Anschein zu geben gewußt, als läge statt einer Narrenthat irgend ein im Dunkeln verborgenes Complot vor.

Erst am 15. Juni ließ er sich bereitfinden, den Hergang wie er ungefähr der Wahrheit entsprach, zu erzählen. Das Protokoll wurde sofort dem König überschickt, der es zu verschiedenen Malen durchlas und den ganzen Tag über sehr nachdenklich war. Der Verdacht, es handle sich um eine Verschwörung, war nicht beseitigt. Damy hatte in seinen beiden ersten Vernehmungen die Wahrheit entstellt, man glaubte, er hätte dies auch in dem letzten gethan. Sechs Monate später, am 7. October 1749 wurde Doctor Quesnay, der viel Interesse an dem jungen Chirurgen an den Tag gelegt hatte, zu dem Gefangenen nach Vincennes geschickt, um zu erfahren, wer denselben zu dem Verbrechen verführt habe. Quesnay schrieb an Berryer: „Meine Reise war völlig nutzlos. Ich habe nur einen stumpfsinnigen Menschen zu sehen bekommen, der nur immer das sagte, was er in seiner letzten Erklärung behauptet hatte."

Zwei Jahre waren verflossen und der Polizeilieutenant schrieb an Quesnay (25. Februar 1751): „Sie würden dem Danry eine große Freude machen, wenn Sie ihn besuchen wollten: wenn Sie ihm die Güte erwiesen, würden Sie ihn vielleicht dahin bringen, Ihnen sein Inneres auszuschütten, und das zu offenbaren, was er bis jetzt geheim hielt."

Quesnay verfügte sich auch ungesäumt in die Bastille und versprach dem Gefangenen die Freiheit. Danry aber schwört, daß alle seine dem Polizeibeamten gegebenen Antworten der Wahrheit entsprächen. Sowie Quesnay sich verabschiedet hatte, schrieb Danry an den Minister:

„Herr Quesnay, der mich mehrere Mal in meiner elenden Lage aufsuchte, hat mir gesagt, daß Ihre Hoheit glaubten, ich hätte einen Mitverschworenen gehabt bei Begehung meiner Sünde, ich wollte es nur nicht sagen. Aus diesem Grunde wollten Monseigneur, weil ich es nicht gesagt hätte, mich nicht freilassen. Was das betrifft, mon seigneur, so wünsche ich aus dem Grunde meines Herzens, daß Ihre Annahme zutreffend wäre, da es für mich nur vortheilhaft wäre, meine Schuld auf einen Andern zu rollen, sei es, daß er mich zur Sünde verführt, oder mich nicht zurückgehalten hätte, die Sünde zu begehen."

In den Augen der Minister war Danry der Agent eines Complottes gegen das Leben der Marquise, ausgehend von einer hochstehenden Persönlichkeit; Danry sei im letzten Augenblick furchtsam geworden oder sei, um nach beiden Seiten hin

gleichzeitig Vortheile zu erzielen, nach Versailles geeilt, um sich selbst zu denunciren. So verblieb denn Danry in der Bastille; er wurde wiederholt vernommen, und der Polizeilieutenant, der unter dem ancien régime als richterliche Person functionirte, unterzeichnete jedes Mal eigenhändig das Protokoll; derselbe konnte Verhaftungen verfügen, er bestrafte nach altem Brauch.

Der Apotheker Binguet wurde gleich nachdem Danry seine Erklärungen abgegeben hatte, d. h. am 14. Juni, aus der Bastille entlassen.

Danry wurde rücksichtsvoll behandelt, denn Berryer's Befehle wurden stricte befolgt. Man hat dem Gefangenen Bücher gegeben, Tabak und Pfeife; es wurde ihm gestattet, auf der Flöte zu spielen, und da er nicht gern allein war, erhielt er zwei Zimmergefährten. Er empfing jeden Tag den Besuch der Schloßbeamten. Am 25. Mai stellte sich der Lieutenant de roi bei ihm ein, um ihm zu eröffnen, „daß man gut für ihn sorgen wolle, daß, wenn er Etwas wünsche, er nur so gut sein möchte, es zu sagen, es solle ihm an Nichts fehlen."

Man glaubte offenbar, ihn durch Güte bewegen zu können, die Urheber des von ihm allein erdachten Attentates anzugeben.

Lange blieb Danry nicht in der Bastille; am 28. Juli überführte ihn Saint Marc nach Vincennes, und wir entnehmen dem Berichte desselben, wie sehr der Gouverneur des Donjons, der Marquis du Châtelet, erstaunt war, „daß der Hof ihm ein solches Subject zuschicke". Vincennes, wie die Bastille

war für Gefangene, die der guten Gesellschaft angehörten, bestimmt; es war eine besondere Gunst, die dem Chirurgengehilfen zu Theil wurde, und er wurde in der That behandelt, als wäre er ein Edelmann. Er erhielt das beste Zimmer, er durfte im Park spazieren gehen, was er jeden Tag zwei Stunden lang that. Als er nach der Bastille kam, war er kränklich, „auf lange Gefangenschaft" schob er später den Grund zu seiner Kränklichkeit. In Vincennes klagte er viel und behauptete, der Kummer mache ihn krank; er war in ärztlicher Behandlung.

Der Polizeilieutenant besuchte ihn auch in Vincennes, versicherte ihn seines Schutzes und rieth ihm, direct an Madame de Pompadour zu schreiben. Dies that Danry, hier sein Brief, datirt Vincennes, den 4. November 1749:

„Madame, wenn Elend und Hunger mich veranlaßt haben, ein Unrecht gegen Ihre theure Person zu begehen, so geschah es nicht in der Absicht, Ihnen irgend ein Leid zuzufügen, — Gott ist mein Zeuge, wenn seine himmlische Güte heute zu meinen Gunsten meine reumüthige Seele, die ihre große Schuld bekennt, Ihnen offenbaren würde, wenn Sie die Thränen sehen könnten, welche ich seit 188 Tagen beim Anblick der eisernen Gitter vergieße, Sie würden Mitleid mit mir haben. Madame, ich bitte Sie im Namen Gottes, der Sie erleuchten und Ihren Zorn meiner Reue, meinem Jammer, meinen Thränen gegenüber mäßigen wolle, der Sie Ihrer Menschlichkeit wegen belohnen wird, haben Sie Erbarmen. Gott hat Ihnen Macht

über den größten König der Erde gegeben, der sein Vielgeliebter, der mitleidig und nicht grausam, der ein christlicher König ist. Wenn durch himmlischen Einfluß mir die Gnade zu Theil wird, Ihrem Edelsinn meine Freiheit zu verdanken, so werde ich lieber sterben und Nichts wie Wurzeln essen, ehe ich Sie ein zweites Mal in Ungelegenheiten bringe. Alle meine Hoffnungen habe ich auf Ihre christliche Barmherzigkeit gestellt; erhören Sie meine Bitte, überlassen Sie mich nicht meinem unglücklichen Schicksal. Ich hoffe auf Sie, Madame, und Gott wird mir die Gnade zu Theil werden lassen, daß meine Bitten, es möchten alle Ihre Wünsche, die Ihre theure Person hegt, in Erfüllung gehen. Ich habe die Ehre zu sein mit aller der Gnade würdigen Reue, Madame, Ihr u. s. w."

Wir führen diesen Brief gern an, weil er sich vortheilhaft von denen abhebt, welche in späterer Zeit der Gefangene schrieb und welche veröffentlicht wurden. Es ist ja erwiesen, daß Damy nicht nach dem Leben der königlichen Maitresse trachtete. Bald aber sollte er dreister werden, und der Madame de Pompadour schreiben, daß, wenn er ihr das Packet nach Versailles schickte, es aus Ergebenheit für sie geschah, damit sie sich gegen die Unternehmungen ihrer Feinde schütze: „um ihr das Leben zu retten!"

Die Marquise empfing den Brief; derselbe aber hatte keinerlei Erfolg; nun verlor Damy alle Geduld, und er beschloß, sich selbst zu befreien: am 15. Juni 1750 gelang es ihm auch, zu entweichen.

II.

In seinen Memoiren hat Danry diese erste Entweichung aus dem Donjon von Vincennes in ebenso geistreicher wie phantastischer Weise geschildert. Er entrann seinen Wärtern auf die denkbar einfachste Weise. Er war zu seiner gewöhnlichen Promenadenzeit in den Garten hinabgestiegen und traf einen schwarzen Wachtelhund an, der große Sprünge machte, nach der Eingangsthür zulief und diese, indem er sich auf die Hinterbeine erhob, mit den Vorderfüßen aufstieß. Die Thür war also offen — schnell entschlossen benutzte Danry die Gelegenheit und lief davon, er lief, bis er, es war gegen 4 Uhr Nachmittags auf der Straße nach St. Denis vor Ermattung zu Boden fiel. Er blieb bis 9 Uhr Abends liegen und machte sich dann auf den Weg nach Paris; die Nacht brachte er an dem Canal vor dem St.-Denis-Thor zu und traf bei Tagesanbruch in Paris ein.

Wir haben schon bemerkt, daß man bei Hof der Gefangenhaltung Danry's große Wichtigkeit beimaß, denn man hoffte immer, er werde schließlich doch Etwas von dem großen Complott verrathen. D'Argenson schrieb also gleich an Berryer, es gäbe nichts Wichtigeres und Eiligeres zu thun, als hinter dem Entwischten her zu sein. Die ganze Polizei wurde aufgeboten; das Signalement des Flüchtlings wurde schleunigst gedruckt und verbreitet. Der Inspector Rulhière schickte es an sämmtliche Polizeiwachen.

Danry stieg im „Soleil d'or" bei Cocardon ab, traute sich aber nicht, länger als zwei Tage in ein und demselben

Wirthshause zu bleiben. Er glaubte sein Freund Binquet werde ihm hilfreich die Hand bieten, allein dieser kümmerte sich nicht mehr um ihn. Dagegen begegnete ihm ein junges Mädchen Anne Benoist, welches er damals, als er bei Charmeleux wohnte, kennen gelernt hatte, mit opferfreudigem Interesse. Sie weiß recht gut, daß sie es riskirt, selber eingesperrt zu werden, schon haben sich verdächtig aussehende Fremde im Soleil d'or erkundigt, wer sie wäre. Sie weiß auch Freundinnen zu gewinnen, die Briefe besorgen und aufpassen. Danry bringt also die Nacht bei dem Aquaduct zu, am Morgen schließt er sich ein in die Wohnung, welche die jungen Mädchen für ihn ausgesucht haben, er bleibt in derselben zwei Tage, ohne auszugehen. Annette leistet ihm Gesellschaft. Der junge Mann aber hat kein Geld, wie soll er seine Zeche bezahlen? „Was thun? Guter Rath war theuer," sagte er später, „zeigte ich mich, so war es um mich geschehen, floh ich, so war auch dabei keine geringe Gefahr."

Er schreibt also an den Doctor Quesnay, der sich während des Aufenthaltes zu Vincennes so gütig gegen ihn benahm, die Polizei aber bekommt Wind von dieser Correspondenz und Saint Marc eilt herbei, um ihn in seinem Wirthshaus zu verhaften. Er wird in die Bastille abgeführt. Auch Annette wird bei Cocardon in dem Augenblick verhaftet, da sie nach Briefen für Danry frägt, auch sie wird in die Bastille eingesperrt. Schließer und Schildwachen, die am Fluchttage Dienst in Vincennes hatten, werden in Arrest gesteckt.

Danry hatte durch seine Flucht die Schwere seines Vergehens vergrößert. Nach der Hausordnung hätte man ihn müssen in eine unterirdische Zelle sperren. „Berryer aber," so schreibt Danry, „kam mir auch jetzt wieder zu Hilfe. Bat er um Gerechtigkeit oder Nachsicht mir gegenüber, so suchte er meinen Kummer zu lindern; er versicherte mich, daß er denselben theile, und dadurch schienen meine Leiden mir geringer." Der Polizeilieutenant ordnete an, daß der Gefangene ebenso gut verpflegt werde wie früher, daß ihm auch Bücher, Papier und Kleinigkeiten belassen würden, auch die zweistündige Promenadenzeit, die man ihm in Vincennes gewährt hatte. Aus Dankbarkeit dafür schickt der Chirurgengehilfe dem Beamten ein „Mittel wider die Gicht". Auch bat er, man möchte ihm gestatten, Vögel zu halten, deren Gezwitscher und lebhaftes Wesen ihn zerstreuen sollte. Die Bitte wurde bewilligt. Trotzdem wurde Danry von Tag zu Tag aufgeregter. Er ließ seinem heftigen Naturell die Zügel schießen, machte Lärm, schrie und geberdete sich wie ein Wahnsinniger. Auf die Bücher aus der Bastillebibliothek, welche ja aus einem Zimmer in's andere gelangten, schrieb er Spottgedichte auf die Pompadour. Auch seine Briefe nahmen einen veränderten Ton an.

„Es ist denn doch etwas stark, daß man mich 14 Monate im Gefängniß festhält und ein volles, heut ablaufendes Jahr in einem Loch, in welchem ich noch bin."

Ende 1751 wurde er, abermals infolge von Berryer's

Verwendung, in einen besseren Raum gebracht und erhielt auf Kosten des Königs einen Diener.

Was Annette betrifft, so ist sie nach vierzehntägiger Haft bereits wieder entlassen worden. Der Diener Danry's aber erkrankte; da man den Gefangenen nicht ohne Gesellschaft lassen wollte, gab man ihm einen Zellengefährten. Es war ein Mann, Namens Antoine Allègre, der seit dem 29. Mai 1750 saß. Die Umstände, welche seine Einkerkerung verlangt hatten, waren etwa dieselben wie die, auf Grund deren Danry eingesperrt war. Allègre war Inhaber einer Kostschule in Marseille, als er erfuhr, daß die Feinde der Pompadour die Absicht hätten, die Marquise zu tödten. Er erfand ein Complott, in welches Maurepas, der Erzbischof von Albi, der Bischof von Lodève verwickelt sein sollten. Seine Denunciation schickte er nach Versailles und um ihr mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, schrieb er noch einen besonderen Brief an den Kammerdiener der Favoritin mit verstellter Handschrift, der also anfing: „Auf Ehre! Hunderttausend Thaler für Sie, wenn Sie Ihre Herrin vergiften." Er glaubte auf diese Weise ein einträgliches Amt zu erlangen, oder die Durchführung eines von ihm erdachten Handelsprojectes.

Beide, Danry wie Allègre, waren intelligent, unterrichtet und unternehmend, sie verstanden sich vollkommen, der Letztere aber beherrschte durch geistige Ueberlegenheit den Ersteren. Die Jahre, welche Danry in Gesellschaft von Allègre verbrachte, übten Einfluß auf sein ganzes Leben. Der Polizeilieutenant Lenoir sagte eines Tages mit Recht:

„Danry ist der zweite Theil von Allègre!"

Die Briefe des Letzteren, die in großer Anzahl noch vorhanden sind, sprechen für die Originalität und Lebhaftigkeit seines Geistes. Der Stil ist fein, fließend, sein Französisch das beste, die Gedanken, welche er ausspricht sind vornehm, zuweilen seltsam, aber ohne extravagant zu sein. Allègre war fortwährend thätig, und es ärgerte ihn in der ersten Zeit, einen Gefährten zu haben.

„Geben Sie mir, ich bitte," schrieb er an Berryer, „ein apartes Zimmer für mich; wenn es nicht anders ist, unheizbar; ich bin gern allein, genüge mir selbst, weil ich mich beschäftigen und eine Saat für die Zukunft ausstreuen kann."

Er hatte ein mystisch veranlagtes Naturell, sein Mysticismus aber war jener kalte, bittere, den man zuweilen bei Gelehrten, namentlich Mathematikern antrifft. Mathematik war das Lieblingsstudium Allègre's, ebenso Mechanik wie alle Ingenieurwissenschaften. Der Polizei-Lieutenant ließ für ihn Werke über Fortification, Architektur, Mechanik und Wasserbaukunst anschaffen. Aus ihnen schöpfte der Gefangene, um Aufsätze über verschiedene Dinge zu schreiben, die er in der Hoffnung auf baldige Befreiung dem Lieutenant überreichte; sie legen ein beredtes Zeugniß ab für Allègre's Wissen und seine Intelligenz. Danry ahmte ihm später nach, aber in recht plumper Weise. Allègre war von großer Fingerfertigkeit. Er war außerdem ein gefährlicher Mensch, vor dem die Wärter Furcht hatten. Bald nach seiner Ankunft in der Bastille war er krank geworden; er erhielt einen permanenten Wärter, mit

dem er sich nicht vertrug. Als eines Morgens, es war am 8. September 1751, in dem Thurm des puits Geschrei und Lärm von den Beamten gehört wurde, eilten sie eilig herbei und fanden Allègre dabei, wie er seinen Wärter, den er bei der Gurgel ergriffen hatte und der in einer Blutlache lag, mit einem Messer durchbohren wollte, den Bauch hatte er ihm bereits aufgeschlitzt. Wäre Allègre nicht in der Bastille gewesen, so wäre er dafür auf dem Grève-Platz gerädert worden; die Bastille rettete ihm das Leben, an eine baldige Befreiung aber war nicht mehr zu denken.

Auch Danry verlor mit der Zeit alle Geduld. Der Major Chevalier, der die Güte selbst war, schrieb an den Polizeilieutenant: „Er taugt nicht mehr wie Allègre, allein er ist doch, obwohl jähzornig und händelsüchtig, weit weniger gefährlich als jener.“ Der Doctor Boyer, der Bastillenarzt, Mitglied der Akademie, schrieb in ähnlichem Sinne: „Ich traue dem Menschen nicht.“ Danry beschimpfte die Schließer. Eines Morgens muß man ihm ein Messer aus der Hand winden, und ihm alle schneidenden Werkzeuge entziehen. Das Papier, welches ihm geliefert wurde, benutzte er, um in Briefwechsel mit anderen Gefangenen zu treten, auch mit Personen außerhalb. Das Papier wird ihm entzogen. Er schreibt mit Hilfe seines Blutes auf Taschentücher, der Lieutenant verbietet ihm das Schreiben mit Blut*). Danry schreibt nun auf

*) Im Archiv der Bastille, in der Arsenalbibliothek werden zwei

Tabletten aus Brodkrumen, die er zwischen den Tellern versteckt.

Der Gebrauch des Papieres wurde ihm später wieder gestattet, trotzdem schrieb er an Berryer: „Monseigneur, ich schreibe Ihnen mit meinem Blut auf Leinwand, weil die Herren Beamten mir Tinte und Papier verweigern; sechs Mal habe ich mit Ihnen zu reden verlangt. Vergebens! Was soll das bedeuten? Ist das Ihr Wille? Treiben Sie mich nicht auf's Aeußerste, zwingen Sie mich wenigstens nicht, mein eigener Henker zu werden. Schicken Sie mir eine Schildwache, die mir den Schädel einschlägt, diese Gnade wenigstens könnten Sie mir doch erweisen."

Berryer spricht den Major in der Sache und erhält von diesem die Antwort: „Ich habe ja dem Danry Papier gar nicht verweigert."

Der Gefangene machte mehr und mehr glauben, daß er wahnsinnig wäre. Am 13. October 1753 schrieb er an den Doctor Quesnay, um ihm zu sagen, er wäre ihm besonders wohl gewogen, da er jedoch zu arm wäre, ihm Etwas zu geben, so schenke er ihm seinen Leichnam, aus welchem er sich ein Skelett machen könne. An das Briefpapier hatte Danry ein kleines Stückchen Zeug angenäht und beigefügt: Gott hat den Kleidern der Märtyrer die Eigenschaft, allerhand Krankheiten

Briefe Danry's aufbewahrt, geschrieben mit Blut auf Leintücher; wir bringen das Facsimile von einem derselben am Schluß.

zu heilen, verliehen. Jetzt währt mein Martyrium 75 Monate, mithin wird das Stückchen Zeug von meinem Kleide Wunder wirken." Dieser Brief kam zurück in das Bureau des Polizeilieutenant im Monat December und zwar mit folgender Randbemerkung Berryer's: „Brief zum Aufheben; ist wichtig für den geistigen Zustand des Schreibers."

Plötzlich, zum großen Erstaunen aller Beamten, trat eine Veränderung im Betragen der beiden Gefangenen ein. Man hörte keinerlei Lärm mehr in ihrer Stube, sprach man zu ihnen, so antworteten sie in höflicher Weise. In ihrem Wesen waren sie jedoch noch seltsamer geworden als früher. Allègre ging halbnackt in seinem Zimmer spazieren, um seine zerrissenen Kleider zu schonen, wie er sagte; er schrieb Briefe auf Briefe an seinen Bruder und den Polizeilieutenant, daß man ihm doch einige Spielereien, namentlich aber Hemden und Taschentücher schicken möchte. Danry that desgleichen.

„Dieser Gefangene," schrieb Chevalier an den Polizeilieutenant, „verlangt Wäsche; er hat aber sieben sehr gute Hemden, darunter vier neue." Warum soll man aber einem armen Gefangenen eine Liebhaberei abschlagen? Die Commission der Bastille läßt also zwei Dutzend Hemden anfertigen, das Stück 20 Livres, also mehr als 40 Frcs. von unserem heutigen Gelde, auch Taschentücher vom allerfeinsten Batist.

Hätte die Wäscherin der Bastille aufgepaßt, so hätte sie bemerkt, daß Servietten, Handtücher, Tischtücher, die in das Zimmer der beiden Gefangenen kamen, stets um einiges kleiner

daraus zurückkehrten. Unsere beiden Freunde hatten sich mit ihren Leidensgefährten, die unter ihnen oder über ihnen wohnten, in Verbindung gesetzt, und um Bindfaden und Zwirn gebeten, wofür sie ihnen Tabak boten. Sie waren dahin gekommen, die eisernen Traillen, welche ein Emporklettern in dem Kamin verhinderten, locker zu machen: in der Nacht stiegen sie bis zur Plattform des Thurmes hinauf, von wo aus sie durch die Essen mit den Gefangenen anderer Thürme in Verbindung traten. Als mitten in stiller Nacht über das erlöschende Feuer Stimmen hinzogen, meinte Einer, er höre die Stimme Gottes, und machte den Beamten Mittheilung; die Herren aber meinten, er wäre noch verrückter geworden wie vordem. Allègre und Danry aber fanden allerhand Werkzeuge, welche Maurer oder Zimmerleute auf der Zinne des Thurmes hatten liegen lassen. So kamen sie in Besitz eines Hammers, eines Bohrers, zweier Flaschenzüge und einzelner Eisenstücke, die sie den Lafetten der Kanonen entnahmen. Sie versteckten Alles in den Raum zwischen dem Fußboden ihrer und dem Plafond der Zelle unter ihnen.

In der Nacht vom 25. auf den 26. April 1756 entwischten Beide glücklich. Sie kletterten durch den Rauchfang des Kamins auf die Zinne des Thurmes und ließen sich von derselben mittelst einer Strickleiter, die sie an einer Lafette befestigt hatten, hinab. Eine Mauer trennte den Graben der Bastille von dem des Arsenals. Es gelang ihnen mittelst einer starken eisernen Stange, einen großen Stein zu ent-

fernen, durch die also gemachte Bresche entkamen sie. Die Strickleiter war das Werk ebenso großer Geschicklichkeit wie Geduld*).

Allègre wurde später verrückt, und Danry konnte nun sich selbst das Verdienst des von dem Genossen erdachten und geleiteten Ausbruchs vindiciren. Ehe Allègre seine Zelle verließ, hatte er auf ein Stück Papier folgende für ihn charakteristische Worte geschrieben:

„Wir haben dem Mobiliar des Herrn Gouverneurs keinerlei Schaden zugefügt, wir haben uns nur einiger Fetzen der Decken bedient, die von keinerlei Nutzen sein konnten, alles Uebrige ist vollständig. Wenn einige Leinentücher fehlen, so wird man sie jenseits des Wassers wiederfinden in dem großen Graben, wohin wir sie nehmen, um uns die Füße zu trocknen. Non nobis, Domine, non nobis sed nomini tuo da gloriam! Scito cor nostrum et cognosce semitas nostras**)“

Die Flüchtlinge hatten sich mit einem Mantelsack versehen und wechselten ihre Kleider, so wie sie im Freien waren. Ein Handwerker Namens Fraissinet, der Danry kannte, interessirte sich für sie und führte sie dem Schneider Rouit zu, der sie eine Zeit lang bei sich aufnahm. Rouit

*) Die Leiter ist im Stadtmuseum (Musée de la ville de Paris), Hotel Carnavalet, aufbewahrt.

**) „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gebührt der Ruhm. Siehe unsre Herzen an und ebne die Wege, die wir gehen“.

lieh Danry auch 48 Livres, die dieser sich verpflichtete, gleich nach seiner Ankunft in Brüssel zurückzuzahlen. Einen Monat später waren Beide glücklich über die Grenze hinüber.

III.

Es ist schwer, zu ermitteln, was aus Danry wurde seit dem Augenblick, da er sein Asyl bei Rouit verlassen hatte, bis zu seiner Wiederergreifung und abermaligen Einsperrung in die Bastille. Er hat nun zwar über seinen Aufenthalt in Flandern und Holland zwei Berichte hinterlassen, allein sie sind alle beide zum Theil verschieden von den vorhandenen Documenten.

Allègre und Danry waren kluger Weise nicht mitsammen abgereist; Allègre kam zuerst in Brüssel an, von wo er sogleich einen beleidigenden Brief an die Pompadour schrieb. In Folge des Briefes wurde er ermittelt. Danry erfuhr in Brüssel die Verhaftung des Genossen und machte sich daher schnell aus dem Staube und ging nach Amsterdam, wo er in Dienst bei einem gewissen Paulus Melenteau trat. Von Rotterdam aus hatte er an seine Mutter geschrieben, die, so arm, wie sie war, ihm alle ihre Ersparnisse in Höhe von etwa 200 Livres schickte. Saint Marc, der vielschlaue Häscher, war schon unterwegs, um den Flüchtling wieder einzufangen. „Der Bürgermeister von Amsterdam bewilligte ohne alle Schwierigkeiten, ja auf das Bereitwilligste, alle Anforderungen, welche Saint Marc im Namen des Königs durch den fran-

zösischen Gesandten zur Ermittelung und Ergreifung Danry's stellte." Ludwig XV. reclamirte ihn als Unterthan. Saint Marc, verkleidet als armenischer Kaufmann, entdeckte auch richtig den Flüchtling in seinem Schlupfwinkel; am 1. Juni fand in Amsterdam seine abermalige Verhaftung statt; er wurde zunächst in eine Gefangenenzelle des Stadthauses gesteckt, dann nach Frankreich geschleppt und am 9. Juni 1756 an wohlbekannter Stelle wieder eingesperrt. Aus Holland wurde gemeldet: „Saint Marc wurde hier für einen Hexenmeister gehalten."

Die Lage des Unglücklichen war nun eine überaus ernste geworden. Im achtzehnten Jahrhundert konnte der Ausbruch aus einem Staatsgefängniß mit Tode bestraft werden; die Engländer, diese großen Apostel der Humanität, waren nicht nachsichtiger als wir; man kennt ja auch das Verhalten Friedrich II. gegen den Baron Trenck. Dieser sollte ja ursprünglich nur ein Jahr lang eingesperrt bleiben. Nach seinem zweiten Fluchtversuch wurde er in einer dunklen Casematte an Ketten gelegt; dicht neben ihm war das Grab, welches ihn nach dem Tode aufnehmen sollte.

Die Regierung Ludwig XV. war weniger streng. Danry wurde nur für einige Zeit in eine unterirdische Zelle gesperrt. Danry spricht in seinen Memoiren von 40 Monaten, welche er in diesem Elend zugebracht haben will, allein er übertreibt; er sagt, er habe diese drei Jahre mit Ketten an Händen nnd Füßen verbracht. Im Monat November 1756 wurden ihm

durch Vermittelung Berryer's und auf Anordnung des Major Chevalier bereits die Ketten von den Füßen entfernt. Danry erzählt, er habe den ganzen Winter über auf Stroh schlafen müssen, ohne Decken — das ist nicht wahr! Er selbst schreibt in Bezug auf die Decken an Berryer und bittet, man möchte ihm „andere" geben. Er fabelt auch, daß, als das Wasser der Seine stieg, dasselbe ihm in seinem Kerkerloch bis an die Hüften gegangen wäre; in Wahrheit aber wurde der Gefangene aus seiner Zelle entfernt, sowie das Wasser in dieselbe eintrat. Er erzählt ferner, er habe die 40 Monate in vollkommener Dunkelheit verbracht: sehr hell wird allerdings wohl das Licht in seiner Zelle nicht gewesen sein, allein Danry konnte dabei doch lesen und schreiben, und wir entnehmen Danry's an den Polizeilieutenant gerichteten Briefen, daß er von seinem Gefängniß aus Alles sehen konnte, was im Hofe der Bastille passirte. Endlich erzählt er von allerhand Leiden als eine Folge seiner schrecklichen Lage und beruft sich auf den Bericht eines Augenarztes — diesen Bericht aber hat er sich selber fabricirt!

In seinem Gewahrsam wurde Danry sehr aufsässig. Ein Bericht Chevalier's besagt: „Danry ist stets sehr übel gelaunt; er schickt um 8 Uhr Abends nach uns, damit wir einen Schließer in die Fischhalle schicken und ihm Fische kaufen lassen, er äße keine Eier, keine Artischocken, auch keinen Spinat, er wolle Fisch essen. Wenn man ihm nicht willfahrtet, geräth er außer sich vor Zorn." An anderer Stelle heißt es: „Danry

hat wie gewöhnlich geschimpft und geflucht und mir gesagt, Herr Major, wenn man mir Hühnerfleisch vorsetzt, so will ich es wenigstens gespickt haben. Danry gehörte wohl nach Bicêtre."

In Bezug auf seine Kleidung gab es ähnliche Auftritte. Man ist erstaunt, wenn man einen Blick auf die Liste der Garderobenstücke wirft, welche man ihm machen ließ. Um ihn zufriedenzustellen, schreckte man nicht zurück vor den allerunvernünftigsten Ausgaben. Danry, der bei seinen verschiedenen Entweichungen seine Effecten verkaufte, entnahm aus dem Erlös stets das nöthige Geld. Er litt an Rheumatismus, und es wurden ihm mit Kaninchenfellen gefütterte Hausröcke verabfolgt, Westen von Plüsch, Pelzhandschuhe und Pelzmützen und gute, warmhaltende Beinkleider. In seinen Memoiren redet Danry zum Dank nur von „halb verfaulten Fetzen und Lumpen". Der Commissar de Rochebrune, der die Möblirung der Zellen unter sich hatte, weiß nicht, wie er den Herrn Chirurgengehülfen befriedigen soll. „Sie haben mich beauftragt," schreibt er an den Major, „einen Hausrock für den pp. Danry anfertigen zu lassen; er will ihn blau mit rothen Streifen haben. Ich habe nach einem solchen Muster in einem Dutzend Läden nachsuchen lassen, die Besitzer erklärten, sie würden sich wohl hüten, einen derartig angefertigten Rock zu führen, da er unverkäuflich sein würde. Ich sehe auch keinen Grund, solchen phantastischen Wünschen eines Gefangenen zu entsprechen, der zufrieden sein soll mit einem bequemen und warmen Hausrock."

Ein anderes Mal schreibt wieder der Major: „Der pp. Danry hat bisher den Schlafrock, den Herr de Rochebrune für ihn hat machen lassen, der sehr gut mit trefflichem Pelzwerk gefüttert, mit seidenen Bändern zum Zuknöpfen und überhaupt auf das Beste gemacht ist, nicht annehmen wollen."

Danry seinerseits beschwert sich beim Gouverneur und schreibt: „Ich bitte Sie, doch die Güte zu haben, Herrn de Sartine zu bedeuten, daß die 4 Taschentücher, welche er mir geschickt hat, für einen Galeerensträfling gut sein mögen, ich will sie nicht. Ich bitte Sie, mir 6 Taschentücher zu bewilligen von blauem Zitz und groß, auch 2 Halstücher von Musseline." Er fügt noch ferner hinzu: „Wenn kein Geld in der Kasse ist, so gehe man doch die Marquise de Pompadour darum an."

Eines Tages erklärte Danry, er habe eine Augenkrankheit. Grandjean, Augenarzt des Königs, besuchte ihn zu verschiedenen Malen, ließ ihn Räucherungen vornehmen und verordnete Salben, bald aber wurde man gewahr, daß das Uebel des Gefangenen in dem Verlangen nach einem Fernglas lag, und daß er durch Vermittelung des Arztes Correspondenzen nach Außen gelangen lassen wollte.

Am 1. September 1759 vertauschte Danry seinen dumpfen Kerker mit einem luftigen Zimmer. Er schrieb sogleich an Bertin, um ihm zu danken und ihm zwei Tauben zu schicken.

„Sie finden Freude daran, Monseigneur," schrieb er,

„Gutes zu thun, ich aber würde mich freuen, wenn Sie die Güte hätten, diesen kleinen Beweis meiner großen Dankbarkeit anzunehmen. Tamerlan wurde entwaffnet durch einen Korb voll Feigen, den die Einwohner einer Stadt, welche er zu belagern sich anschickte, ihm überreichten. Der Marquise von Pompadour, einer so christlichen Dame, möchte ich mit Ihrer Erlaubniß auch ein Paar schicken, vielleicht läßt sie sich rühren durch die beiden unschuldigen Tauben."

Hier der Brief, welcher die Sendung begleiten sollte:

„Madame, zwei Tauben kamen täglich, um Körner in meinem Stroh zu suchen, ich habe sie gefangen, und sie haben gebrütet. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen dieses Paar darzubieten als Zeichen meiner Hochachtung und Freundschaft. Ich bitte Sie flehentlich, doch die Gnade zu haben, sie mit eben der Freude anzunehmen, welche es mir macht, sie Ihnen anzubieten. Ich habe die Ehre, zu sein u. s. w.: Danry in der Bastille seit elf Jahren."

Warum hatte Danry bisher nie in so höflicher Form von dem ihm zugestandenen Recht, an die Minister, an den Polizeilieutenant, an die Marquise, an den Doctor Quesnay, an seine Mutter zu schreiben, Gebrauch gemacht? Er schrieb viel, und Hunderte von Briefen von ihm sind vorhanden. Sie sind sehr verschieden von einander. Einige sind voller flehentlicher Bitten und Klagen: „Durch das viele Weinen, die Stockungen des Blutes bricht mein Körper von Tag zu Tag mehr zusammen." Der Pompadour schreibt er:

„Madame, ich habe Ihnen stets nur Gutes gewünscht; erschließen Sie Ihr Ohr der Stimme der Thränen der Schuldlosigkeit einer armen, siebzigjährigen, trostlosen Mutter. Madame, Ihnen ist mein Martyrium bekannt. Ich flehe zu Ihnen im Namen Gottes, mir die theure Freiheit wiederzugeben; ich kann kaum noch leben, ich sterbe dahin, mein Blut ist wie verbrannt in Folge meines Gestöhns, zwanzig Mal in der Nacht muß ich die Lippen anfeuchten und die Nasenflügel, damit ich nur Luft holen kann."

Man kennt auch den Brief, der mit den Worten anhebt: „Jetzt dulde ich schon 100000 Stunden." An Quesnay schreibt er: „Ich trete vor Sie, eine glühende Kohle auf dem Haupt, die Ihnen meine peinlichste Noth bezeichnet." Die Bilder, deren er sich in seinen Schreiben bedient, sind nicht immer glücklich. Er schreibt an Berryer: „Horchen Sie auf die berechtigte Stimme Ihrer Eingeweide.

In anderen Briefen wieder wechseln Klagen mit Ausbrüchen der Wuth und Raserei: er taucht „die Feder in die Galle, mit der seine Seele angefüllt ist." Er bittet nicht nicht mehr, er droht; zu rühmen ist der Stil dieser Schriftstücke nicht, er ist ordinär, uncorrect, nur in Augenblicken zeigt sich Kraft und Lebhaftigkeit der Bilder. Dem Polizeilieutenant schreibt er unter Anderem: „Wenn es in diesem verfluchten Gefängniß zu strafen gilt, so ist Alles in der Luft, der Donner eilt nicht schneller wie die Strafen: es handelt sich darum, einem Unglücklichen Erleichterungen zu bieten, ich sehe Nichts

wie Martern.“ Er citirt dann den Vers Voltaire's: „Verderben sollen die Herzen, die hart sind und zur Missethat bereit, die der Mitmenschen Unglück nicht rühren kann.“ Er prophezeit den Ministern, den Richtern, der Marquise de Pompadour eine furchtbare Vergeltung; an die Letztere schreibt er: „Sie werden sich eines Tages vorkommen, wie die Ente im Versailler Park, über welche die Vögel Wasser spritzen, auf daß sie erstücke, ersaufe. Wenn der König stirbt, so werden keine zwei Stunden vergehen, ehe man nicht fünf oder sechs Personen Ihnen nachschickt, wenn Sie selber in die Bastille spazieren.“ Allgemach wird der Angeklagte zum Ankläger, so schreibt er an Sartines: „Ich bin weder ein Hund, noch ein Verbrecher, sondern ein Mensch wie Sie.“ Und der Polizeilieutenant, dem er Mitleid einflößt, schreibt auf einen der von Damy an den „Ministre de Paris“ gerichteten Briefe: „Wenn Damy in dieser Weise schreibt, so ist es nicht ein Zeichen, daß er den Verstand verloren hat, sondern daß er in Verzweiflung ist.“ Der Adressat schreibt ihm, er möchte nicht in so bitterem Tone schreiben, weil ihm das nur schaden könne. Bertin corrigirt eigenhändig die Bittschriften Damy's an die Marquise, an einem derselben ist folgende Randbemerkung Bertin's: „Ich würde ihm Schaden zufügen, seinen Interessen hinderlich sein, wenn ich der Frau Marquise de Pompadour einen Brief überreichte, in welchem er ihr vorzuhalten wagt, daß sie seinen „guten Glauben und sein Vertrauen gemißbraucht habe.“

Nein! Die Jahre seiner Gefangenschaften machten ihn nicht gefügiger, bändigten seinen Stolz nicht, er wird im Gegentheil immer aufsässiger, kecker von Tag zu Tag; er scheut sich nicht, zu den Polizeibeamten, die doch seine Lebensgeschichte kannten, zu äußern, daß man ihn pecuniär ruinirt, seine Carriere, die sich so brillant anließ, zerstört, daß man seine Familie in Verzweiflung gebracht habe. Sie zuckten zunächst mitleidig mit den Achseln, ließen sich aber schließlich doch für seine so bestimmt vorgebrachten Behauptungen gewinnen. Er selbst glaubte ja wohl fest an seine Vornehmheit, sein Vermögen, sein Genie. Mit der Zeit aber schwang sich Danry noch höher hinauf und wurde immer anspruchsvoller, er verlangt nicht allein seine Freilassung, sondern auch Schadenersatz, bedeutende Summen und allerhand Ehrenerklärungen.

Man darf nur nicht glauben, daß dies aus unfeinem Eigennutz geschah; man lese nur folgenden Passus in einem von Danry's Briefen: „Wenn ich eine Schadloshaltung vorschlage, Monseigneur, so geschieht es nicht, weil ich nach Geld verlange, sondern weil ich alle jene Schwierigkeiten beilegen möchte, welche sich der Beendigung meiner langen Leidenszeit widersetzen könnten.“ Er ist bereit, dem Polizeilieutenant die Mittel anzugeben, wie derselbe in seinem Beruf vorwärts kommen kann, was er zu thun habe, um Staatssecretär zu werden, ihm auch die Rede zu entwerfen, welche er bei seiner ersten Audienz vor dem König zu halten habe. Er fügt noch hinzu: „Der Zeitpunkt ist gerade jetzt für Sie ein besonders

günstiger, es ist die Viertelstunde des Hirten, benutzen Sie dieselbe. An dem Tage, an welchem man das Friedensfest feiert, müssen Sie Staatsrath sein."

Auch will er dem Könige Vorschläge unterbreiten für das Wohl des Staates. Die Sergeanten und Offiziere sollen statt der Spontons am Schlachttage Gewehre bekommen, dadurch werde die französische Armee um 25 000 tüchtige Schützen vermehrt. Das Porto für Briefe will Danry erhöht wissen zum Besten des Staatssäckels, dem dadurch jährlich mehrere Millionen zufließen werden. Er giebt den Rath, in den größeren Städten Vorrathsspeicher zu errichten, und zeichnet Pläne für Schlachten mit Colonnenformationen von großer Stoßfähigkeit. Diese Vorschläge schwimmen förmlich in einem Meer von Redensarten und an den Haaren herbeigezogenen historischen Daten. Außerdem sind den Manuscripten noch Federzeichnungen beigefügt. Er schickt sie in die Welt hinaus in zahllosen Copien, er sagt Jedermann, daß seine Ideen das Wohl des Staates in sich begriffen und ihm ein ungeheures Vermögen einbringen müßten. Er veranlaßt seine Wärter, ihre Stellung zu gefährden und heimlich seine Schriften den Ministern, den Marschällen von Frankreich, den Parlamentsmitgliedern zu überbringen, er wirft sie, versteckt in Schneeballen, zum Fenster hinaus. Es sind Arbeiten eines Mannes, der mit einer unglaublichen Thätigkeit und hellem Blick sich an Projecte und Erfindungen macht.

Es ist uns besonders ein Brief aufgefallen, unter den

vielen, Danry betreffenden Schriftstücken, der von seiner Mutter stammt, jener Jeanneton Aubrespy, welche von Montagnac unter dem 14. Juni 1759 an den Sohn schrieb:

„Du thust mir Unrecht, wenn Du glaubst, ich hätte meinen lieben, theuren Sohn vergessen. Wie konntest Du, den ich im Herzen trage, aus meinen Gedanken ausgeschlossen sein; ich habe stets das lebhafteste Verlangen gespürt, Dich einmal wiederzusehen, heut aber ist es noch lebhafter, ich bin fortwährend mit Dir beschäftigt, denke nur an Dich. Kümmere Dich nicht darüber, mein lieber Sohn, das ist die einzige Güte, um die ich Dich bitte. Dein Unglück wird ein Ende haben und, wer weiß, vielleicht ist das Ende nicht fern. Ich hoffe, daß Mme. de Pompadour Dir ihre Gnade zuwenden wird, ich setze Himmel und Erde in Bewegung. Noch will der Herr im Himmel meine und Deine Geduld auf die Probe stellen, um uns dann seine Gunst um so mehr fühlen zu lassen. Beunruhige Dich nicht, mein Sohn, ich hoffe, daß ich die Freude haben werde, Dich wiederzusehen und Dich zärtlicher denn je vorher, zu umarmen. Adieu, mein Sohn, mein theurer, mein innigstgeliebter Sohn, ich liebe Dich und werde Dich zärtlich lieben bis zum Grabe. Ich ersuche Dich, mir Nachricht über Dein Befinden zu geben. Ich bin und werde stets bleiben Deine gute Mutter

Daubrespi, Wittwe.

Ist dieser Brief mit dem Ausdruck einfachen Schmerzes nicht ansprechend? Auch die Antwort des Sohnes ist rührend,

nur merkt man ihr an, daß sie darauf berechnet war, durch die Hand des Polizeilieutenants zu gehen; es ist, als ob die Empfindungen in den Zeilen Gesichter schnitten.

Danry verstand es vortrefflich, auf Andere einzuwirken und in ihren Herzen nach Belieben Mitleid, Zärtlichkeit, Erstaunen, Bewunderung zu erwecken. Niemand hat ihn vielleicht je in der gewiß schwierigen Kunst übertroffen, als Genie, als Held und als Märtyrer zu gelten — er hat zwanzig Jahre lang diese Rolle mit vielem Geschick gespielt.

Im Jahre 1759 trat als Polizeilieutenant ein Mann seinen Posten an, welcher unseren Danry von da an ausschließlich beschäftigt: es war Gabriel de Sartine. Er war liebenswürdig, hatte sehr feine Manieren und einen skeptisch veranlagten Geist. Man liebte ihn in Paris, man lobte sein Verwaltungstalent und seinen Gerechtigkeitssinn. Er war bemüht, dem Danry die Gefangenschaft so viel wie möglich zu erleichtern.

„Er," so schreibt Danry, „bewilligte mir, was nie ein Staatsgefangener erlangt hatte: die Promenade auf der Thurmzinne in frischer Luft zur Erhaltung meiner Gesundheit."

Sartine tröstete seinen Gefangenen, ermahnte ihn, sich gut aufzuführen und in seinen Briefen keine Beleidigungen mehr auszustoßen. „Ihr Schicksal," sagte er ihm „liegt in Ihren eigenen Händen." Er interessirte sich für Danry's Project von Vorrathsmagazinen und sagte, nachdem er es geprüft, es wären gute, sehr gute Ideen darin. Sartine be-

suchte Danry und versprach ihm, für seine Freilassung thätig zu sein. Er überreichte eigenhändig der Pompadour das „Grand Mémoire," welches Danry für sie geschrieben hatte. In dieser Schrift sagt der Autor, daß die Marquise aus Dankbarkeit für einen Dienst, welchen er ihr geleistet habe, indem er ihr ein „hieroglyphisches Symbol" mit Warnungen vor Anschlägen ihrer Feinde überreicht habe, ihn 12 Jahre lang unschuldig habe leiden lassen.

Die Freilassung könne er jetzt nur annehmen zugleich mit einer Entschädigungssumme von 60 000 Frcs. Er fügte hinzu: „Haben Sie Acht! Wenn Ihre Gefangenen freikommen, und die Geschichte Ihre Grausamkeiten ausposaunen, so werden Sie vor Himmel und Erde verächtlich gemacht werden. Man kann sich kaum wundern, daß das „Grand mémoire" keinen Eindruck machte. Sartine aber versprach dem Gefangenen, er wolle an geeigneter Stelle noch einmal darauf zurückkommen, „Wenn Sie unglücklicher Weise," schrieb Danry an ihn, „auf Widerstand bei Ihrer Fürbitte für mich stoßen sollten, so übersende ich Ihnen aus Vorsorge die Abschrift des von mir dem König überreichten Projectes (es handelt sich um den Vorschlag, den Offizieren und Sergeanten im Felde Gewehre zu geben, der König hat schon 5 Jahre lang mein System befolgt und wird es stets anwenden, sobald wir Krieg zu führen haben." Sartine traf in Versailles mit dem außerordentlichen Vorschlag in der Tasche an. Er zeigte ihn zunächst den Ministern, sprach zu Gunsten seines Schützlings, der aus der

Tiefe seines Kerkers heraus dem Vaterlande sich nützlich zu machen suchte. Als er zurückgekehrt war aber schrieb er dem Major Chevalier und sagte u. A.: „Man hat gar nicht, wie Danry meint, von seinem Vorschlage Gebrauch gemacht."

Mehrere Male war Danry darum eingekommen, daß man ihn nach den Colonien schicken möchte. Im Jahre 1763 beschäftigte die Regierung sich angelegentlich mit der Colonisation von La Desiderada, einer westindischen Insel. Dorthin den Danry zu schicken, schlug Sartine in einem Briefe vom 23. Juni 1763 vor; allein seine Bemühungen blieben auch nach dieser Richtung hin erfolglos.

Sein ganzes Leben lang hatte Danry versucht, sich durch Frauen emporzubringen. Er suchte Alles das, was an Zärtlichkeit und Opfermuth sich in der Frauenseele findet, zu verwerthen, er wußte, daß bei Frauen das Gefühl stärker ist, wie die Vernunft.

„Ich suchte," so sagt er von sich selbst, „stets die Frauen auf, junge waren mir die liebsten, ihre Seelen pflegen voller Liebe und Sanftmuth zu sein und dem Mitleid geneigt: das Unglück erschüttert sie, ihre Gefühle ändern sich nicht so rasch und drängen sie zu Anstrengungen und Bemühungen aller Art."

Während er sich in der frischen Morgenluft auf der Zinne der Thürme erging, war er bemüht, sich durch Zeichen und Signale mit Leuten der Nachbarschaft in Verbindung zu setzen. „Ich bemerkte," schreibt er, „zwei junge Mädchen, die allein in einer Stube saßen und arbeiteten: ihre Gesichtszüge schienen

mir sanft und hübsch zu sein: ich täuschte mich nicht. Der Einen, die in der Richtung nach mir hinblickte, entbot ich mit der Hand einen Gruß, dem ich einen höflichen Ausdruck zu geben suchte; sie machte sogleich ihre Schwester auf mich aufmerksam, und ich wiederholte meinen Gruß, den Beide allem Anschein nach theilnahmsvoll und gütig erwiderten. Von da an stellte sich eine Art von Correspondenz unter uns ein." Es waren zwei Wäscherinnen, Töchter eines Friseurs Namens Lebrun. Danry, um die jungen unschuldigen Mädchen zu gewinnen und sie zu veranlassen sich ihm dienstbar zu erweisen, klopfte leise an die Thür ihrer jungen Herzen; sprach ihnen von Jugend, Unglück und Liebe, auch von seinem bedeutenden Vermögen, das er mit ihnen theilen wolle. Ganz Feuer und Flamme weihten Lebrun's niedliche Töchter dem Gefangenen ihre Zeit, sie bemühten sich für ihn, sie gaben ihm das wenige Geld, das sie besaßen.

Der Gefangene hatte mehrere seiner seltsamen Projecte auch das militärische, von dem die Rede war, an sie gelangen lassen zugleich mit Briefen an Schriftsteller, an hohe Personen; auch ein „fürchterliches" Memorandum an den König, gegen die Marquise gerichtet; es waren darin über die Geburt derselben, ihre Diebstähle, ihre Schamlosigkeit, ihre grausamen Handlungen in der That „Fürchterliches" gesagt.

Danry bat seine jungen Freundinnen von den Schriftstücken mehrere Druckabzüge anfertigen und an die von ihm bezeichneten Adressen abgehen zu lassen. Große schwarze Kreuze

auf einer Mauer vermittelten dem Gefangenen die Benachrichtigung, daß man seinen Wünschen nachgekommen sei.

Danry scheint von da an nicht mehr zu bezweifeln, daß die Stunde der Freiheit baldigst schlagen, daß die Bastille ihr Thor öffnen und er durch dasselbe hinausschreiten werde in ein neues Leben wie ein triumphirender Feldherr.

Wir stehen vor einer der seltsamsten Handlungen im Leben dieses seltsamen Kauzes: Im December 1763 erkrankte die Pompadour, und ihr Leben schwebte in nicht geringer Gefahr.

„Ein Beamter der Bastille, der Major," so erzählt uns Danry, „trat in mein Zimmer. „Monsieur", rief er, „schreiben Sie ein paar Zeilen an die Marquise und Sie können sicher überzeugt sein, daß Sie innerhalb von acht Tagen frei sind." Ich erwiderte, daß Bitten und Thränen das Herz dieser grausamen Dame nur verhärteten und lehnte es ab, an sie zu schreiben. Am anderen Tage aber wiederholte mein Rathgeber schon Gesagtes, und ich meinerseits wiederholte das, was er bereits vernommen hatte. Kaum war er zur Thür hinaus, als Daragon, mein Wärter, eintrat und also zu mir sprach: „Wenn Ihnen, Monsieur, der Major gesagt hat, daß Sie innerhalb einer Woche frei sein werden, so können Sie dessen ganz sicher sein." Am anderen Tage stellte sich auch wieder der Major ein und frug, warum ich so widerspenstig wäre. Ich sagte Herrn Chevallier zum dritten Mal meinen Dank und betheuerte ihm, daß ich lieber sterben wolle, als noch einmal an die mitleidlose Megäre zu schreiben . . .

Sieben oder acht Tage später begrüßten mich meine beiden jungen Freundinnen und entrollten dabei ein Papier, auf welchem mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Die Pompadour ist todt."

Die Marquise ist am 19. April 1764 gestorben und zwei Monat später, am 19. Juni kam Sartine in die Bastille und bewilligte mir eine Audienz. Das Erste, was er mir sagte, war: ich möchte nicht mehr von der Vergangenheit reden, daß er in den nächsten Tagen nach Versailles ginge und vom Minister Gerechtigkeit für mich fordern würde. Unter dem 18. Juni 1764 ist in der That folgendes in den Aufzeichnungen des Polizeibeamten vermerkt: „Herr Duval (Secretär auf dem Polizeibureau) die Freigabe Danry's vorschlagen, er soll in seine Heimath verbannt werden."

Danry in sein Zimmer zurückgekehrt, denkt noch einmal über das Vorgefallene nach: war dem Polizeibeamten so viel daran gelegen, ihn in Freiheit gesetzt zu sehen, so mußte derselbe ihn, den Chirurgengehilfen Danry, fürchten; offenbar hätten, so meinte der bethörte Danry, seine glücklich an die Oeffentlichkeit gelangten Memoiren diesen Erfolg gehabt; er müßte doch sehr bornirt sein, so meinte Danry, wenn er sich mit einer einfachen Haftentlassung begnüge: 100000 Livres würden kaum genügen, ihn die Ungerechtigkeiten vergessen zu machen, welche er habe erdulden müssen.

Solche Gedanken beschäftigten ihn mehrere Tage lang; die Freiheit aus der Hand seiner Verfolger annehmen, hieße

das nicht so viel als die Vergangenheit verzeihen? Nimmermehr! Da trat der Major ein, er hatte einen Brief Sartine's in der Hand: „Sie werden die vierte Comté benachrichtigen, daß ich bemüht bin, ihn endgültig zu befreien.“ Kaum war der Major hinaus, als Danry sich hinsetzte und einen Brief an den Polizeilieutenant schrieb, der voller Grobheiten, Beleidigungen und Drohungen steckte. Das Original dieses Briefes ist leider verloren gegangen, aber wir besitzen einen vom Schreiber selbst gelieferten Auszug; er überließ Sartine die Wahl, entweder verrückt oder ein miserabler Wicht zu sein, bestochen vom Gelde des Marquis de Marigny, Bruders der Pompadour.

„Kaum war Sartine im Besitz meines Briefes, so erhielt ich auch schon die Antwort, welche der Major mir vorlas; es war darin unter Anderem gesagt: ich thäte ihm Unrecht, wenn ich ihm die Schuld an meiner langen Gefangenschaft zuschriebe, er bemerkte schließlich, es gäbe genug kleiner Asyle, in welchen man Verrückte einsacken könnte. Hierauf aber bemerkte er dem Major: „Wir werden ja baldigst sehen, ob er dazu die Machtvollkommenheit hat.“ Die Promenade auf den Thürmen entzog man mir nicht, allein neun Tage später wurde ich wieder bei Wasser und Brot in ein unterirdisches Loch gesperrt.“

Leicht einzuschüchtern war Danry nicht. Mit Sing und Sang stieg er hinab in sein Verließ, er war mehrere Tage voll guter Dinge und lärmender Lustigkeit, ja er wurde für

seine Wärter unerträglich, indem er ihnen gewaltthätig begegnete: „Seine Donnerstimme" hörte man in allen Räumen der Bastille. Der Major Chevalier schrieb an Sartine: „Dieser Gefangene würde die Geduld des ergebungsvollsten Kapuziners erschöpfen." Ein andermal: „Er ist voller Gift und Galle," oder: „Dieser Gefangene befindet sich in einem Zustande von Raserei."

Nun machte der Polizeilieutenant dem Minister Saint Florentin den Vorschlag, Danry nach dem Donjon von Vincennes zu überführen und dies geschah auch in der Nacht vom 15. auf den 16. September 1764.

Damit beginnt ein neuer Abschnitt im Leben Danry's. Es geht ihm weit schlechter als je zuvor, zugleich aber steigert er seine Ansprüche und zwar mit Recht, denn er ist jetzt mit einem Mal Edelmann. Er hatte von irgend einem Wachtposten in der Bastille erfahren, daß Henri Bissec de la Tude Oberstlieutenant in einem Dragonerregiment, am 31. Januar 1761 in Sedan mit Tode abgegangen war. An dem nämlichen Tage beschloß er: der Sohn jenes Offiziers zu sein. Man fragt sich natürlich, welche Gründe er dazu haben mochte. Bissec de la Tude stammt aus seiner Heimat, war ein reicher Edelmann und war — todt! Das paßte unserm Danry Alles vortrefflich. Uebrigens war er durchaus unbekannt mit dem, was seinen „Vater" und „seine Familie" betraf. Er war sogar in Bezug auf den Namen im Unklaren er nannte sich „Masers de la Tude". Masers war der Name eines

dem Major Fontés verwandten von Henri de Viſſec gehörigen Landſitzes. Dieſer aber war nicht Marquis, wie Danry annahm, ſondern nur Chevalier. Er hinterließ ſechs Söhne, Danry läßt ihn kinderlos ſterben. Es braucht wohl nicht beſonders bemerkt zu werden, daß Alles, was Danry in ſeinen Memoiren über den „Vater" erzählt pure Erfindung iſt. Der Chevalier de la Tude wußte von dem Kinde Jeanneton's garnichts und als ſpäter Danry an die Kinder des Chevalier das Anſinnen ſtellte, ihn als natürlichen Bruder anzuerkennen, wurde er mit ſeinen Prätenſionen abgewieſen.

Trotzdem zeichnet von jetzt an unſer Freund ſeine Briefe Schriften ꝛc mit „Danry oder beſſer Henri Maſers d'Aubrespy," dann wieder mit „de Maſers d'Aubrespy," endlich aber mit „Maſers de la Tude".

Hatte ſich Danry einmal Etwas in den Kopf geſetzt, ſo ließ er es nicht mehr fahren. Er wiederholte es ohne Unterlaß, bis es bei Allen, die ihn umgaben, zur unerſchütterlichen Gewißheit wurde: eine Hartnäckigkeit, die wirklich etwas Imponirendes hat!

In der Ordre, durch welche Ludwig XVI. an Danry im Jahre 1784 400 Livres Penſion jährlich ausſetzte nennt der König ſelbſt den Sohn der armen Jeanneton Viconte Maſers de la Tude.

Selbſtredend konnte der Viconte de la Tude ſeine Freiheit nicht unter denſelben Bedingungen annehmen, als Danry, dieſer hatte ſich mit 60000 begnügen wollen, der Viconte ver-

langte 150000 Livres, zudem auch noch das Kreuz des heiligen Ludwig. In diesem Sinne schreibt er an den obersten Polizeibeamten. Was Sartine betrifft, so war er ein zu kluger und guter Mann, um dem Gefangenen dessen Ausschreitungen nachzutragen.

„Ich wurde in der Nacht vom 15. auf den 16. September 1764 in den Donjon von Vincennes überführt. Etwa neun Stunden später kamen der verstorbene Herr de Guyonnel, Lieutenant de roi, der Major und drei Schließer zu mir zu Besuch. Ersterer sagte: „Herr de Sartine hat mir geheißen, Ihnen zu sagen, daß, vorausgesetzt, Sie verhalten sich nur eine kurze Zeit lang still, er Sie in Freiheit setzen würde. Sie haben ihm einen gepfefferten Brief geschrieben, Sie müssen sich entschuldigen."

Danry fügt noch hinzu, übrigens behandle ihn Sartine gut. Derselbe gestatte ihm eine tägliche, zwei Stunden währende Promenade in den Festungsgräben.

„Wenn eine solche Promenade von einem Polizeilieutenant den Gefangenen gestattet wurde," bemerkte Danry, „so war dies stets das Zeichen nahe bevorstehender Haftentlassung."

Am 23. November 1765 spazierte Danry, wie gewöhnlich, von einem Patrouilleur begleitet, außerhalb des Donjons: es war so neblig, daß man nicht weit sehen konnte. „Wie finden Sie das Wetter?" frug Danry seinen Begleiter. „Sehr schlecht." — „So, und ich finde es gerade schön zum Ent-

wischen." Er hatte kaum fünf Schritte gethan, so war er verschwunden.

„Ich bin aus dem Donjon von Vincennes," schreibt Danry, „ohne alle Bosheit entwischt: ein Ochse hätte ebenso gehandelt wie ich."

In einer Rede aber, welche er später einmal in der Assemblée nationale hielt, ist die Scene eine veränderte.

„Sehen Sie den unglücklichen Latude bei seinem dritten Ausbruch aus dem Donjon von Vincennes, es verfolgen ihn mehr als zwanzig Soldaten: er bleibt stehen, er entwaffnet den Patrouilleur, der auf ihn zielte."

IV.

Latude war gänzlich mittellos, gerade wie bei seinem ersten Ausbruch. „Ich war," berichtet er, „in Pantoffeln davongelaufen, hatte einen Sou in der Tasche, mir fehlte das Nothwendigste." Seine beiden jungen Freundinnen, die Töchter des Friseurs Lebrun, gewährten ihm Obdach. Er fand bei ihnen einen Theil seiner Schriften und Pläne, seine Memoranda, seine Dissertationen; er schickte „einen ganzen Korb voll an den Marschall de Noailles und bat ihn, ihm seine Protection zu bewahren, weihte ihn auch in das Geheimniß von vier großen Erfindungen, die er gemacht hatte, ein. Erstens: die wahrhafte Veranlassung zu Ebbe und Fluth; zweitens: die Bestimmung der Berge, ohne die Berge wäre die Erde bald aller Bewegung beraubt und würde in kürzester Zeit „verglasen"; drittens:

der Grund, weshalb sich jeder Weltkörper dreht, und viertens: weshalb alle Gewässer, die in's Meer fließen, schmutzig sind. Auch an den Herzog von Choiseul, den damaligen Kriegsminister, schrieb er und bat um eine Belohnung für sein die Armee betreffendes Project. Er schrieb an Sartine, um ihm einen Friedensvertrag vorzuschlagen, verlangt zugleich einen Vorschuß von 10000 Thalern auf die 150000 Livres, die man ihm schulde: er wäre bereit, Geschehenes zu vergessen. „Ich war entschlossen," so schreibt er, „Alles an Alles zu setzen."

Als Antwort erhielt er einen Brief, durch welchen ihm ein Haus bezeichnet war, woselbst er 1200 Livres erhalten würde, welche Dr. Quesnay ihm verschafft habe. Dorthin verfügte sich der Thor, wurde verhaftet und nach Vincennes zurückgeführt; er giebt selbst zu, daß er zu einer Zeit entwischte, da seine Befreiung nahe bevorstand. Wir übergehen eine Schilderung des Daseins, welches er nun wieder führen mußte. Materiell fehlte es ihm wie vordem an Nichts, allein es zeigen sich die Anfänge von Wahnsinn, seine Wuthanfälle werden immer schrecklicher. Hier einige Stellen aus Briefen, welche er damals an Sartine schrieb: „Bei allen Teufeln, das nenne ich einen starken Kaffee! Es ist ja unumstößlich wahr, Monsieur, daß, wenn man Sie nur obenhin loben will, man schon sagen muß, die nichtswürdigsten Teufel der Hölle könnten, was Grausamkeiten betrifft, Sie Nichts lehren ..." Dann wieder: „Unser aller Verbrechen besteht darin, daß wir Ihre Schuftereien durchschauen: wir müssen zu Grunde gehen! Welche Freude

für Sie, wenn man käme und Ihnen sagte, daß wir uns in unsern Verließen erwürgt hätten!" Danry erinnert den Polizeilieutenant an die Qualen von Enguerrad de Marigni und fügt hinzu: „Mögen Sie wissen, daß auf dem Grèveplatz in Paris mehr als tausend Menschen gerädert wurden, die nicht den hundertsten Theil der Verbrechen begingen, die Ihnen zur Last fallen . . . Niemand wird sich finden, der Dich nicht gern lebendig geschunden, Deine Leiche nicht gern auf den Schindacker geworfen sähe, damit sie von Hunden verschlungen werde . . . Aber der Herr lacht über Alles, der Herr fürchtet weder Gott, noch den König, noch den Teufel, der Herr schlürft Verbrechen hinunter wie dünne Milch."

Latude schrieb im Gefängniß „Memoiren", welche er mit Schmähungen der Minister und des Hofes würzte. Der Ton in denselben war ein hochdramatischer, mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Aufrichtigkeit. Man wußte, daß der Gefangene unzählige Mittel finden würde, sie in die Außenwelt zu lanciren, und man fürchtete ihre Verbreitung im Volke, das anfing, eine innere Aufregung an den Tag zu legen. Latude war in Folge eines abermaligen Attentates auf seine Wärter in einen unterirdischen Kerker geworfen.

„Am 19. des Monats März 1775 schreibt er, trat der Lieutenant de roi begleitet vom Major und drei Schließern, bei mir ein. „Ich habe es durchgesetzt," sprach er, „daß man Sie wieder aus dem Verließ hier entfernt, unter der Bedingung jedoch, daß Sie uns ihre Schriften ausliefern." —

„Daß ich Ihnen meine Schriften aushändige? Mögen Sie wissen, Monsieur, daß ich es vorziehe, in diesem Kerkerloch zu verrecken, als eine so feige Handlung zu begehen." — „Ihr Koffer ist oben, in Ihrer Stube, es hängt nur von mir ab, die Schlösser zu erbrechen und Ihre Papiere herauszunehmen." Ich antwortete: „Monsieur, Sie haben sich den Formalitäten des Gesetzes zu fügen, es ist Ihnen nicht gestattet, solche Gewaltthaten zu begehen!

Er geht fünf oder sechs Schritt weit indem er meinen Kerker verläßt, kommt aber, da ich ihn nicht zurückrufe, nochmals von selbst zurück, und sagt: „Ueberlassen Sie mir die Schriftstücke nur auf zehn Tage, um sie durchzusehen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sie nach Ablauf dieser Zeit in Ihre Stube zurückgebracht werden sollen." — „Ich werde sie Ihnen nicht ausliefern, Monsieur, auch nicht für zwei Stunden." — „Nun denn, so bleiben Sie eben hier!"

Latude berichtet mit großer Empörung die Geschichte von einer Flöte, welche er sich selber angefertigt hatte und auf der er während langen einsamen Stunden zu blasen liebte. Seine Kerkermeister waren so grausam, ihm die Flöte wegzunehmen. Der Gouverneur des Donjons, mitleidsvoll, wollte sie ihm zurückstellen lassen. „Allein," so sagte derselbe, „nur unter der Bedingung, daß Sie nicht des Nachts, sondern nur bei Tage blasen." „Mir war es," schreibt Latude in seinen „Träumereien" (Rêveries) unmöglich, ernst zu bleiben, und ich

sagte: „Können Sie sich nicht denken, daß das Verbot mich geradezu reizen würde, es zu übertreten*)?“

So wurde auch in Vincennes, wie vordem in Paris Danry für geistesgestört gehalten. Unter den Büchern, welche man ihm gab, um ihn zu zerstreuen, waren auch einige, die von Hexenkünsten handelten. Er las sie und las sie wieder und sah von der Zeit an in seinem Leben immer nur die Einmischungen von Dämonen, welche die Hexe Pompadour und ihr Bruder der Hexenmeister, Marquis de Marigny, gegen ihn losließen.

Auf den 8. November 1772 fällt wieder ein Besuch Sartine's. Danry bat ihn, ihm Jemand zuzuweisen, der die Abschrift einer Eingabe, die er zu seiner Rechtfertigung verfaßt habe, machen könne: ihm auch einen Advocaten zu schicken, mit welchem er sich berathen könne, ferner einen Arzt, um seinen Gesundheitszustand zu prüfen. Am 24. stellte sich der Schreiber ein. Unter dem 29. schrieb derselbe an den Polizeilieutenant:

*) Diese berühmte Flöte ist heut Eigenthum des Herrn Emile Bazin in Reims, sie ging in den Besitz der Familie über als ein Geschenk des Chevalier de Pougens. Das kleine Instrument hat vorn vier Schallöcher und hinten eins, es ist 151 Millimeter lang, es diente als Verschluß, wie ein Bleistift an einer Brieftafel für ein Exemplar der „Mémoires,“ welche Thiéry redigirt hat. Dem Exemplar sind auch mehrere Documente beigegeben: es sind Briefe und Notizen der Madame Legros, Latude's und Théod. Lorin's, der Secretär bei Pougens war. In der „Nonvelle Revue rétrospective“ vom 10. Januar 1898 sind sie mitgetheilt worden. Beigelegt ist auch ein Portrait Latude's, welches in einer Notiz Corin's als treffend ähnlich bezeichnet wird.

‚In Folge erhaltener Ordre verfügte ich mich am 24. d. M. in das Schloß zu Vincennes, um zu hören, was Danry dem Minister unterbreiten wollte; ich könnte mir Nichts denken, was für denselben von weniger Interesse wär. Danry sagte mir zunächst, um Alles niederzuschreiben, was er zu sagen wünsche, müßte ich drei Wochen bei ihm bleiben. Er habe mir die Geschichte von 180 Fällen von Beherung zu unterbreiten; er holte die Schriftstücke aus einem Sack hervor, der ein ganz sonderbares Aeußere hatte.“

Ueber den Besuch des Advocaten berichtet Danry selber; der Herr trat gegen Mittag bei ihm ein. Danry legte ihm zwei Denkschriften vor, welche er verfaßt hatte, und erklärte ihm kurz den Inhalt. „Er aber unterbrach mich ganz kurz mit den Worten: ‚Mein Herr, an Hexereien glaube ich ganz und gar nicht.‘ Ich aber verlor darum den Muth nicht und sagte: „Es ist mir allerdings unmöglich, Monsieur, Ihnen den Dämon in Gestalt zu zeigen, allein ich bin durchaus überzeugt, daß die verstorbene Marquise de Pompadour eine Hexe war und daß ihr Bruder, der Marquis de Marigny, noch heut mit Dämonen in Verbindung steht.“ Der Advocat aber hatte kaum einige Seiten gelesen, als er innehielt, das Schriftstück auf den Tisch legte und sagte, als erwache er aus tiefem Schlaf: „Nicht wahr, Sie möchten gern aus dem Gefängniß heraus?“ — „Das ist unzweifelhaft wahr.“ — „Beabsichtigen Sie in Paris zu bleiben oder in Ihre Heimat zurückzukehren?“ — „Wenn ich frei komme, werde ich in meine Heimat zurück-

kehren." — „Haben Sie denn die Mittel dazu?" — Ich griff nach seiner Hand und sagte: „Mein Herr Advocat! Mögen die Worte, welche ich Ihnen zu sagen habe, Sie nicht erzürnen." — „Reden Sie nur gefälligst, Monsieur; sagen Sie Alles, was Sie wollen, Sie werden mich nicht erzürnen." — „Wohlan denn: ich werde auf das Bestimmteste gewahr, daß Sie bereits in der Gewalt des Dämons sind."

In demselben Jahr machte Malesherbes seine berühmte Tournée durch die Gefängnisse. „Dieser tugendreiche Minister," schreibt Danry, „kam Anfang August 1775 zu mir, er hörte mir mit dem lebhaftesten Interesse zu." Derjenige unter unseren Historikern, welcher am gründlichsten die Geschichte der Bastille erforscht hat, François Ravaisson, meint, Malesherbes habe den Unglücklichen aus Rücksicht für Maurepas im Gefängniß gelassen. Ein Brief Malesherbes an den Gouverneur von Vincennes aber belehrt uns eines Anderen; in demselben steht:

„Ich bin beschäftigt mit der Durchsicht der Schriftstücke, welche Ihre Gefangenen betreffen: Danry, Thorin und Maréchal sind total geistesgestört nach ihren mir vorgelegten Aufzeichnungen. Die beiden zuerst genannten Gefangenen haben vor mir selbst unzweifelhafte Beweise von Irrsinn abgelegt."

Daraufhin wurde Danry nach Charenton geschafft; es war am 27. September 1775, und zwar auf Grund eines Befehls des Königs, den Lamoignon gegengezeichnet hatte, datirt vom 23. September. Als Grund angegeben war „Irrsinn"

Als Danry-Latude an seinem neuen Bestimmungsort eintraf, änderte er zum dritten Mal seinen Namen und unterzeichnete von jetzt an „Danger" und legte sich den Titel „Ingenieur, Geograph und Pensionär des Königs in Charenton" bei — der König bezahlte nämlich aus seiner Schatulle die Pension. Er spricht anerkennend von der Güte, welche die Geistlichen „de la Charité" für ihn an den Tag legten. Er hatte Gefährten, deren Gesellschaft ihm zusagte. Es gab Säle, in denen Billard, Trictrac gespielt wurde, auch Spielkarten standen zur Verfügung der Pensionäre; derselbe nahm seine Mahlzeiten in Gesellschaft ein, ging in Gesellschaft spazieren; auch sah er Allègre wieder, der in den Katakomben bei den Tollwüthigen untergebracht war; Derselbe war 1763 aus der Bastille, wo er Alles, was in seine Hände fiel, kurz und klein schlug, entfernt worden. Allègre hielt sich zur Zeit für den Herrgott. Danry aber hatte sich so vortrefflich in seine Rolle als Edelmann gefunden, daß Niemand, seinem vornehmen Wesen, seiner Ungezwungenheit, seiner feinen Unterhaltung gegenüber, die sich soviel um seine Familie, seine Jugend drehte, daran hätte zweifeln können, daß er einst ein brillanter Offizier im Ingenieurcorps gewesen und in der Blüthe seiner Jahre den Intriguen der Favoritin zum Opfer gefallen wäre.

Er bewegte sich gern unter den Aristokraten in Charenton und knüpfte mit dem Chevalier de Moyria, dem Sohne eines Oberstlieutenants und Ritter vom Orden des heiligen Ludwig ein intimes Freundschaftsverhältniß an.

Das Parlament schickte alljährlich eine inspicirende Commission nach Charenton, vor derselben hat zu zwei verschiedenen Malen auch Danry erscheinen müssen.

Die Commission hielt es nicht für angänglich, ihn freizugeben. Eines schönen Tages, es war im September 1776, begegnete ihm der Prior der Brüdergemeinschaft, „de la Charité", der sich ganz besonders für Danry interessirte, im Garten und sagte ihm ganz kurz: „Wir sehen dem Besuch des Polizeilieutenants entgegen, bereiten Sie sich zu einer kurzen und guten Ansprache vor." Der Polizeilieutenant Lenoir sah Danry, hörte ihm aufmerksam zu und versprach ihm, zumal der Prior ihm ein so gutes Leumundszeugniß ausstellte, die Freilassung.

„Der Pater Prudence," erzählt Danry, „der hinter mir stand, zerrte mich am Arm, um mich hinauszuführen; er fürchtete nämlich, ich möchte durch unbedachte Worte den guten Eindruck, den ich offenbar gemacht hatte, wieder verwischen — gewiß ein liebenswürdiger Zug im Charakter des Pater Prudence."

Allein nach reiflicher Ueberlegung schien es doch nicht rathsam, ja gefährlich, von heut auf morgen einen Mann der Gesellschaft zurückzugeben, der darin fortzukommen kaum noch verstehen würde, da er keine Verwandte, kein Vermögen besaß, und gegen den immerhin noch ein gewisser Verdacht vorlag. Lenoir ließ anfragen, ob der Gefangene im Stande sein würde, in Freiheit gesetzt, seinen Lebensunterhalt sich zu verschaffen,

ob er die Namen von Leuten angeben könne, welche nach dieser Richtung hin für ihn Bürgschaft leisten möchten.

Er, Masers de Latude sollte keine Referenzen aufweisen können? Hatten doch die Mitglieder seiner Familie alle glänzende Stellungen, als die Pompadour ihn einbasteln oder vielmehr „einbastilliren" ließ. Seine Mutter hatte ja bei ihrem kürzlich erfolgten Tode ein Haus und bedeutende Baria hinterlassen. Latude griff zur Feder und schrieb, ohne mit der Wimper zu zucken, an den königlichen Notar Caillet zu Montagnac: „Theurer Freund! Ich wette Zehn gegen Eins, daß Du mich todt glaubtest — sieh nun, wie Du Dich getäuscht hast. Es hängt nur von Dir ab, ob wir vor dem diesjährigen Carneval noch ein gut gebratenes Häschen miteinander verspeisen sollen." Er spricht dann von der Hinterlassenschaft seiner Mutter und von dem Interesse, welches die gesammte Familie für ihn, den Wiedererschienenen, haben werde u. s. w. Erstaunt war Latude wohl weiter nicht, als er auf seinen Brief keine Antwort erhielt, dieselbe aber war wohl an den Polizeilieutenant gelangt.

Der Freund Latude's, der Chevalier de Moyria war schon seit einiger Zeit frei, Latude beeilte sich, ihm eine Abschrift seines Briefes an den Notar Caillet zuzuschicken. „Die Antwort läßt auf sich warten. Caillet ist am Ende längst todt. Was soll werden?" Die achtundzwanzigjährige Gefangenschaft hatte ihm so viel Vermögen, soviel Freunde gekostet: wie sollte er die auseinander gesprengten Glieder der

Familie wiederfinden? Glücklicher Weise hatte er ja einen Freund gefunden, auf dessen Treue er baute.

„Chevalier," schrieb er an Moyria, „nur von Ihnen hängt es ab, mich zu befreien, wenn Sie Ihre liebe Mama dahin bringen könnten, an Lenoir zu schreiben." Moyria antwortete auf das Liebenswürdigste, und abermals schrieb Danry, diesmal einen noch dringenderen Brief und erreichte es, daß nicht allein die Mutter seines Freundes, sondern auch ein alter Freund der Familie Moyria, Herr Mercier de Saint Vigor, ein hoher Beamter am Hof der Königin, für ihn in Versailles Schritte thaten.

„Am 5. Juni 1777 gab mir König Ludwig XVI. die Freiheit zurück; ich habe seinen eigenhändig geschriebenen Befehl in der Tasche."

V.

Als Danry Charenton verließ, war ihm die schriftliche Erklärung abgenommen worden, daß er ungesäumt nach dem Languedoc abreisen werde. Der übernommenen Verpflichtung entsprach er nicht, war doch Paris der einzige Ort, in welchem ein Mann wie er gedeihen konnte. Er war damals 52 Jahr alt, körperlich noch gut im Stande, hatte viel Unternehmungsgeist und Thatkraft; sein Haar, so voll wie in seiner Jugend, zeigte noch keine Spuren des Alters. Es war ihm denn auch bald gelungen, Geld auf Borg zu entnehmen, und so eröffnet er denn seine Lebenscampagne, gewinnt die Protection des

Prinzen Beauvau, sucht an die Minister heranzukommen, vertheilt Schriften, in welchen er sich großer Verdienste rühmt und seine Feinde nach Möglichkeit herabsetzt, namentlich auch Sartine. Der Minister Amelot ließ ihn rufen und ertheilte ihm den strengen Befehl, sofort abzureisen. Diesmal war Latude folgsam; allein er war noch kaum 40 Meilen von Paris fort, als er in Saint Bris von dem Gerichtsdiener Marais ergriffen, nach Paris zurückgebracht und am 16. Januar 1777 im Châtelet eingesperrt würde; von dort schaffte man ihn am 1. August nach Bicêtre. Er hatte sich, als er eben seine Freiheit erlangt hatte, bei einer vornehmen Dame einzuführen gewußt und dieser durch Drohungen Geld erpreßt; er hatte, als er verhaftet wurde, eine ziemlich ansehnliche Summe bei sich.

Bicêtre war nicht wie die Bastille und Vincennes ein Staatsgefängniß, auch kein Asyl wie Charenton: es war ein Gefängniß für Diebe. Danry wechselte nunmehr zum vierten Mal seinen Namen und ließ sich „Fedor" nennen. Er giebt in seinen Memoiren dafür folgenden Grund an:

„Ich wollte den Namen meines Vaters nicht besudeln, indem ich ihn in die Listen dieses verrufenen Aufenthaltsortes eintrug."

Es begann für ihn ein in der That elendes Leben, mitten unter Verbrechern, bei Wasser und Brot, ihm ist als Aufenthalt eine enge Zelle angewiesen, — allein sein langes Martyrium geht zu Ende und verwandelt sich in eine Apotheose.

Ludwig XVI. sitzt schon mehrere Jahre auf dem Thron. Die Franzosen sind eine feinfühlige, nervöse Nation geworden. Es wird viel geweint, ja, bei jeder Gelegenheit. Ist es die durch J. J. Rousseau in Mode gekommene sentimentale Litteratur, welche diesen Wandel hervorgerufen hat? Jedenfalls kam auch Latude an die Reihe. Das letzte Ereigniß hatte ihn keineswegs entmuthigt, mit noch größerer Energie, mit noch feierlicherer Emphase, mit herzzerreißenden Klagerufen beginnt er von Neuem mit der Geschichte seiner endlosen Leiden. Als Opfer einer grausamen Gewaltthätigkeit, der Feindschaft von Feiglingen preisgegeben, die seine Stimme ersticken möchten, der schlechtesten Behandlung ausgesetzt, läßt er doch den Kopf nicht sinken und steht aufrecht Denen gegenüber, die ihn in Ketten legen.

Bei der Geburt des Dauphins wollte Ludwig XVI. seine Freude durch eine Menge von Gnadenerlassen kundthun; eine besondere Commission, der der Cardinal Rohan präsidirte, und die aus acht Räthen am Châtelet bestand, kam, um in Bicêtre zu tagen. Danry hatte am 7. Mai 1782 vor derselben zu erscheinen. Seine Richter, erzählt er, wären bei seinen Angaben ganz Ohr gewesen. Die Entscheidung der Commission aber fiel zu seinen Ungunsten aus; er war darüber gar nicht in dem Maße verstimmt, als man annehmen möchte. Er schrieb damals Folgendes an den Marquis Conflans:

„Der unreine Dunst des Lasters hat mir nimmermehr das Herz verdorben: allein es giebt Richter, welche es vor-

ziehen, Schuldigen Gnade angedeihen zu lassen, als den verdienten Vorwurf auf sich zu laden: daß sie eine empörende Ungerechtigkeit begehen, indem sie 33 Jahre lang die Unschuld in Eisen legen."

Um seinen nimmer müden Geist zu beschäftigen, macht er in Bicêtre neun Projecte und verfaßt Berichte aus seiner Leidensgeschichte. Dem Marquis Conflans übersendet er den Vorschlag zu einer hydraulischen Presse und zeichnet denselben mit den Worten: „Huldigung eines unglücklichen Edelmannes, der in Ketten alt wurde." Er sendet durch die Schließer Denkschriften an alle Diejenigen, welche Theilnahme für ihn empfinden könnten. So kam er auch an den Abbé Legal, den Vicar von Bicêtre, welcher ihn besuchte, ihm Trost zusprach, ihm Sorgfalt und Geld zuwendete. Auch der Cardinal Rohan legte Theilnahme für ihn an den Tag und ließ ihm durch seinen Secretär Unterstützungen zugehen. Es folge, als hierher gehörend, die bekannte Geschichte der Madame Legros, die wir in wenigen Strichen verzeichnen wollen:

Ein angetrunkener Schließer verliert eine von Latude's Denkschriften; eine Krämerfrau findet das Packet und öffnet es: das Herz schnürt sich ihr zusammen bei der Lectüre dieser Leidensgeschichte, die mit soviel Feuer geschrieben ist. Sie macht ihrem Ehemann*) Mittheilungen, und von da an richtet

*) Es wird vielfach behauptet, die Legros'schen Eheleute hätten keine Kinder gehabt. Unter den Aufzeichnungen von Th. Lorin, dem Secretär

sich alles Dichten und Trachten dieser wackeren Leute auf die Befreiung Latude's; die Frau geht mit einem wahren Feuereifer, einem Muth ohne Gleichen und einer bewundernswerthen Unermüdlichkeit an ihre Aufgabe.

„Es ist ein großartiges Schauspiel," ruft Michelet aus, „diese arme, dürftig gekleidete Frau zu sehen, wie sie von Thür zu Thür eilt, wie sie Bedienten den Hof macht, um in die Häuser der Vornehmen zu gelangen, um für Latude's Befreiung zu werben." In vielen Häusern findet sie eine gute Aufnahme: der Präsident de Gourgues, der Präsident de Lamoignon, der Cardinal Rohan sind ihr behilflich, Sartine sogar wird zu Schritten für den Unglücklichen gewonnen. Zwei Advocaten am Pariser Parlament; die Herren Lacroix und Comeyras, sagen ihre thätige Theilnahme zu. Es werden Abschriften von dem Aufgefundenen gemacht und in allen Salons verbreitet, sie dringen bis in das Cabinet der Königin: wie erschüttert doch diese gellende Stimme alle Herzen!

Der Marquis von Villette, bekannt dadurch, daß er den darbenden Voltaire bei sich aufnahm, faßt ein leidenschaftliches Interesse für den Unglücklichen. Er schickt seinen Intendanten

des Chevalier Pougens, befand sich jedoch u. A. auch folgende: „Herr de Pougens, der seine Bemühungen zur Befreiung Latude's mit denen Anderer vereint hatte, und der dazu beitrug, dem Unglücklichen eine gesicherte Existenz zu verschaffen, ist bis zu seinem Tode auch der Wohlthäter der beiden Kinder von Frau Legros, welche noch (1851) am Leben sind, geblieben. („Nouvelle Revue rétrospective" 10. Jan. 1898.)

nach Bicêtre und läßt Latude eine Pension von jährlich 600 Livres anbieten unter der Bedingung, daß derselbe ihm erlaube, für seine Befreiung thätig zu sein. Latude erwiderte auf das seltsame Anerbieten: „Es sind jetzt zwei Jahre, daß eine arme Frau sich für meine Befreiung abmüht, ich wäre ein Undankbarer, ließe ich mein Schicksal nicht in ihren Händen.“ Er wußte, daß die Pension ihm nicht entzogen würde und für 600 Livres wollte er denn doch seine Lebensgeschichte nicht des romantischen Nimbus berauben, welchen sie durch Frau Legros' Auftreten mehr und mehr annahm.

Nun mischte sich gar auch noch die französische Akademie in die Sache. D'Alembert redet, seine Worte sind ein Flammenschwert und — in dem verrufenen Gefängniß finden sich die vornehmsten Herren zum Besuch ein. Endlich nimmt die Sache den König selbst in Anspruch, mit größter Spannung sieht man seiner Entscheidung entgegen; sie lautete dahin, daß Latude niemals in Freiheit gesetzt werden könne. Eine Appellation schien ausgeschlossen, und die Freunde Latude's wurden muthlos, nur nicht Mme. Legros. Auf ihrer Seite stehen ja die Königin und Frau Necker. Im Jahre 1783 kommt Breteuil, eine Creatur der Königin, an's Ruder. Latude's Freigebung wurde am 24. März 1784 unterzeichnet: der „Vicomte de Latude“ erhält eine Jahrespension von 400 Livres allein — er ist nach seiner Heimat verbannt! Neue Schritte erfolgen, neue Anstrengungen werden gemacht; endlich ist die Genehmigung zum Aufenthalt Latude's in Paris erlangt.

Nun folgt die schönste Lebenszeit des „großen Mannes"! In einen vierten Stock hat Latude sein bescheidenes aber sehr angenehmes Daheim verlegt. Er verkehrt viel mit seinen Wohlthätern, dem Herrn und der Frau Legros, die ihn mit hundert Aufmerksamkeiten umringen. Die Herzogin von Beauvau hat bei Calonne für Frau Legros eine Pension von 600 Livres aus einer Stiftung für herabgekommene Edelleute erwirkt, die Herzogin von Kingston zahlt ihr aus ihrer Tasche ebenfalls 600 Livres. Latude erhält außer der Pension des Königs 500 Livres jährlich vom Präsidenten Dupaty und 300 vom Herzog von Ayen. Außerdem ist eine öffentliche Subscription veranstaltet worden, deren Listen sich schnell mit den ersten Namen Frankreichs füllten. So konnte denn das Legros'sche Ehepaar seine Tage in aller Gemächlichkeit beschließen. Die Akademie erkannte in ihrer Sitzung vom 24. Mai der Frau Legros den prix Montyon zu, und die Frau erhielt unter den Zurufen der Versammlung in öffentlicher Sitzung die schöne Medaille.

Latude's Name geht von Mund zu Munde, man bewundert, man bedauert den Mann. Damen der höchsten Gesellschaft geniren sich nicht die vier Treppen emporzusteigen um — womöglich in Begleitung ihrer Töchter — dem Unglücklichen unter Thränen ihre klingende Hilfe zu bieten. Der Held hat uns ein Bild dieser Frequenz in seinen Räumen aufgezeichnet: Herzoginnen, Marquisen, spanische Granden, Ritter des Ludwigordens, Parlamentspräsidenten trafen sich bei

Latude. Ein Jeder hört seine Geschichte an, drückt ihm tiefempfundenes Mitgefühl aus und Keiner unterläßt es bei seinem Fortgehen einen klingenden Beweis seiner Theilnahme zu hinterlassen. Die Marschälle von Luxembourg und Beauveau, die Herzogin von Rochefoucauld, die Gräfin Guimont gehören zu den Eifrigsten. „Sehr schwierig wäre es für mich," bemerkt Latude, zu ermitteln, welche von diesen Gräfinnen, Marquisen, Herzoginnen und Prinzessinnen, das humanste, das theilnahmsvollste Herz besaß.

Latude gehörte sozusagen zu den Sehenswürdigkeiten von Paris. Fremde stellten sich bei ihm ein: man riß sich um ihn. Bei Tisch, sowie er den Mund aufthut, tritt tiefes respectvolles Schweigen ein. In den Salons ist sein Platz vor dem Kamin auf einem vergoldeten Sessel, um ihn her ein vielfarbiges Bouquet von Roben, ein Rauschen von Seide, ein Horchen, ein Klagen. Der Chevalier de Pougens, Sohn des Prinzen Conti, bittet ihn, Aufenthalt in seinem Palais zu nehmen, wozu Latude sich bereit finden läßt. Der berühmte Jefferson, der Gesandte der Vereinigten Staaten, ladet ihn zu Tische ein. Ueber sein damaliges Leben sagt Latude: „Seit meinem Austritt aus dem Gefängniß haben die vornehmsten Herren Frankreichs mir die Ehre einer Einladung zu Tisch zu Theil werden lassen, allein ich habe kein einziges Haus gefunden, das des Grafen d'Angevillier ausgenommen, in welchem man geistreiche Männer und Männer der Wissenschaft zu Dutzenden antrifft und die Dame des Hauses überaus liebenswürdig ist, aus-

genommen das des Herrn Guillemot, Intendanten der königlichen Bauten — eine der beliebtesten Familien von Paris — in welchem ich so gern verkehrt hatte, als in dem des Marquis de Villette. Hat man, wie ich, alle Qualen des Hungers ertragen, so beginnt man stets mit dem Ruhme guter Kost. Der Marquis von Villette hat einen Koch, der dem Geschicktesten in seiner Kunst nicht nachsteht, in seinem Hause ist der Tisch vorzüglich. Bei den Herzögen, den Pairs oder Marschällen von Frankreich tritt das Ceremoniell in den Vordergrund, es findet ein Austausch von Phrasen statt. Bei dem Marquis von Villette*) dagegen trifft man für gewöhnlich mit geistreichen und wissenschaftlich hochgebildeten Leuten zusammen. Musiker, die einen Namen haben, sind oft zu Tisch und in der Woche finden dreimal kleine Concerte statt."

Am 26. August 1788 starb eine der Wohlthäterinnen Latude's, die Herzogin von Kingston; sie hatte ihren Schützling testamentarisch bedacht; Latude kaufte, als die Auction der Mobilien stattfand, einige Kleinigkeiten und bezahlte dafür einen Louisdor; am anderen Tage wurde ihm derselbe als falsch zurückgegeben:

„Falsch?" Hält man etwa den Vicomte de Latude für

*) Unter den Latude betreffenden Documenten, die in der Bibliothek des Stadthauses aufbewahrt sind, befindet sich auch eines, welches eigenhändig von unserem Helden geschrieben ist und ganz abscheuliche Invectiven gegen den Marquis de Villette, seinen Wohlthäter richtet — gewiß ein willkommenes Merkzeichen in Bezug auf den Charakter Latude's!

einen Falschmünzer? „Das Geldstück ist falsch.“ Latude wurde sehr laut und heftig, sodaß der Auctionator ihn vor die Thür zu setzen drohte. — „Vor die Thür? Ei seht doch! Vor die Thür setzt man einen Spitzbuben, aber keinen Edelmann.“ Dem Auctionator bleibt schließlich nichts anderes übrig, als nach der Polizei zu schicken und diese setzt den Marquis de la Tude an die Luft. Ruhig ging derselbe von dannen, überfiel aber den Auctionator noch an demselben Tage auf der Straße, um sich Genuthuung zu verschaffen.

Im folgenden Jahre 1789 machte Latude eine Reise nach England. Er hatte gegen Sartine, Lenoir und die Erben der Madame de Pompadour einen Proceß angestrengt, um die Entschädigungen, welche ihm nach seiner Meinung zustanden zu erlangen. In England verfaßte er eine für Sartine bestimmte Denkschrift, in welcher die Bedingungen angegeben waren, unter denen er von der Verfolgung Sartine's absehen wollte.

„Herr von Sartine! Wollen Sie mir als Entschädigung für all das Uebel, das Sie mich ungerechter Weise haben erdulden lassen, die Summe von 900 000 Livres zahlen? Herr Lenoir soll 600 000 Livres, die Erben der verstorbenen Marquise de Pompadour und der Marquis de Menars sollen 100 000 Thaler zahlen, die drei Summen zusammen betragen 1 800 000 Livres (etwa 4 Millionen nach heutigem Gelde.)

VI.

Die Revolution brach aus. War die Zeit Ludwig XVI. mit ihrer Gefühlsseligkeit, ihrer Theilnahme für Alles unserm Latude günstig, so war es in Bezug auf die Revolution doch noch weit mehr der Fall. Das Volk lehnte sich gegen den Despotismus auf, die Thürme der Bastille wurden eingerissen, Latude, das Schlachtopfer von Königen, das Opfer von Vorurtheilen, der Gefangene der Bastille wurde der Mann des Tages.

Weit von sich warf er seine gepuderte Perrücke, sein Edelmannskleid, der wilde Revolutionär unbestechlich, unbeugsam, ruft: „Franzosen, ich habe das Recht erworben, Euch die Wahrheit zu sagen; und wenn Ihr wirklich frei seid, so wird es Euch lieb sein, sie zu hören. — Ich habe 35 Jahre lang im Kerker über die Keckheit und Unverschämtheit der Despoten nachgedacht; ich habe laut nach Rache gerufen — da richtete sich das empörte Frankreich auf, und zerschellt war der Despotismus. Eine Nation soll um frei zu sein, wünschen es zu werden. Um die Freiheit zu bewahren, muß man sich ihrer würdig zeigen und das bleibt Euch zu thun noch übrig.“

Auf der Bilderausstellung vom Jahre 1789 sah man zwei Portraits Latude's; auch die berühmte Strickleiter. Unter einem der Bilder*) es war das von Vestris, Mitglied der Académie royal, standen folgende Worte: Durch sein Unglück und seine lange Gefangenschaft wurde er unterwiesen, Macht

*) Heut im historischen Museum der Stadt Paris (Hôtel Carnavalet).

und Zorn der Tyrannen zu besiegen. Er lehrte den Franzosen, wie wahrer Muth die Freiheit erobert."

Im Jahre 1787 hatte der Marquis Beaupoil-Saint Aulaire nach Angaben des Märtyrers dessen Geschichte zu schreiben begonnen. Es erschienen auch in dem bezeichneten Jahre zwei verschiedene Ausgaben; 1789 veröffentlichte Latude einen Bericht über seinen Ausbruch aus der Bastille, ebenso wie sein „Grand mémoire" an die Marquise de Pompadour. 1790 endlich erschien sein Buch „Despotisme dévoilé" (der entschleierte Despotismus) „ou Mémoires de Henri Masers de Latude", redigirt vom Advocaten Thiéry*). Dieses Buch ist La Fayette dedicirt; als Titelbild hat es das Portrait Latude's; das Gesicht hat einen stolzen, energischen Ausdruck, die eine Hand ruht auf einer Sprosse der Strickleiter, die andere weist nach die Bastille hin, mit deren Abbruch Arbeiter beschäftigt sind. „Ich schwöre," so beginnt der Autor, „daß ich von keinem Vorgange berichten werde, der nicht wahr ist." Das Werk ist ein Gewebe von Schmähungen und von Lügen; das, was in demselben am unangenehmsten berührt, ist, daß dieser Mensch seine Mutter, das arme Weib verleugnet, der Entbehrungen vergißt, denen es sich unterzogen hat aus Liebe zu dem Sohn, daß dem fabelhaften Marquis de la Tude, dem Ritter des Ludwigordens, dem Oberstlieutenant

*) Thiéry war Advocat in Nancy: er gab seine Carriere auf und versuchte sich in Speculationen, die nicht immer glücklich waren.

im Regiment Orleans-Dragoner, den Vortritt giebt. Aber aus dem Buch klang der volle Ton der Ueberzeugung, jener tiefen Bewegung, welche Latude in allen Denen zu erwecken verstand, welche sich ihm näherten. Der Erfolg des Buches war ein außerordentlicher, es ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Die Zeitschriften waren voll Lobes über die Kühnheit und das Genie des Autors: „Mercure de France," erklärte, es wäre von jetzt ab, die Pflicht der Eltern, ihren Kindern aus diesem Buch das Lesen beizubringen. Ein Exemplar wurde an alle Departements versandt, begleitet von einem kleinen Modell der Bastille vom Architecten Palloy, und Latude hatte volles Recht, in einer Sitzung der „Assemblée nationale" die Worte auszustoßen: „Ich habe nicht wenig dazu beigetragen, die Revolution zu machen und ihr Bestand zu geben." Latude war nicht der Mann, der so günstige Umstände unbenützt läßt. Zunächst war er um eine Erhöhung seiner Pension bemüht, er reichte der constituirenden Versammlung eine Bittschrift ein, deren Befürwortung der Abgeordnete Bouche übernahm. Camus aber, der „sauertöpfische Camus", Vorsitzender der Commission, welche zu entscheiden hatte, kam zu dem Schluß: die Petition wäre abzulehnen. Nach ihm hätte die Nation die Verpflichtung, das Schicksal Unglücklicher zu lindern, welche mehr Theilnahme verdienten, als das eines Mannes, dessen Lebensanfang durch einen Bubenstreich und eine feige That bezeichnet wäre. Die Assemblée gab Camus Recht: es wurde nicht nur die Pension Latude's nicht erhöht, sondern

die Constituante strich auch noch die Pension, die Ludwig XVI. dem Bittsteller gezahlt hatte.

„Den Repräsentanten der edelmüthigsten Nation der Welt muß der Verstand abhanden gekommen sein! Einen Unglücklichen umzubringen, dessen Anblick allein Mitleid erweckt und die stumpfste Seele erwärmt — der Tod ist nicht so schlimm als der Verlust der Ehre!"

Latude ist nicht der Mann, einen solchen Schlag in's Gesicht hinzunehmen, er gewinnt Voidel und den einflußreichen Marschall Broglie in der die Constituante nunmehr ersetzenden Assemblée. Latude macht einen neuen Versuch mit verstärkten Mitteln, am 26. Januar 1792 wird er vorgefordert und die Sache nochmals einer Commission überwiesen. Hier ein Auszug, welchen Latude selber für den Berichterstatter der Commission ausgearbeitet hat:

„Daß ein Mann ohne Hilfe von außen drei Mal hat seinen Gewahrsamen entwischen können — einmal aus der Bastille und zwei Mal aus dem Thurm von Vincennes — das ist, meine Herren, ohne Wunder unmöglich, oder Latude ist ein Mann von ganz außergewöhnlichem Genie. Werfen Sie doch Ihre Blicke auf diese Strickleiter und auf all' die anderen Instrumente, welche Latude mit einem einfachen Feuerstahl angefertigt hatte. Ich wollte Ihnen diese Curiositäten vorweisen, sie werden für immer die Bewunderung aller Leute von Geist sein. Kein Fremder kommt nach Paris, der diese Meisterwerke nicht ansähe, Latude's edelmüthige Befreierin Mme. Legros nicht

aufsuchte. Wir haben Ihnen, meine Herren, das Vergnügen machen wollen, Ihnen diese berühmte Frau zu zeigen, welche vierzig Monate lang ununterbrochen dem Despotismus die Stirne geboten, bis sie ihn endlich besiegt hat — durch ihre Tugend. Dort steht sie neben Herrn de Latude, diese unvergleichliche Frau, die für alle Zeiten ihrem Geschlecht zu Ruhm und Ehre gereicht."

Uebrigens sollte der kleine unangenehme Zwischenfall in der constituirenden Versammlung der einzige Mißerfolg sein, den Latude in seiner Märtyrer-Carriere erlitt. Er wurde in die Gesellschaft der „Amis de la Constitution" eingeführt, und sogleich Mitglied durch Acclamation, auch schickte die Gesellschaft eine Deputation von zwölf ihrer Mitglieder zu Frau Legros, die derselben eine Bürgerkrone überreichte. Der Sprecher der Deputation aber sagte mit bewegter Stimme: „Dieser Tag ist der schönste meines Lebens." Die großen Theater von Paris gewährten Latude freien Eintritt, „damit er die Zeit seiner Leiden vergesse." Er stand allgemein in hoher Achtung, ja die Leute kamen und baten ihn, bei Gerichtsverhandlungen ihre Sache durch die moralische Autorität, die seine Tugend ihm verlieh, zu stützen; er nahm diese Gelegenheiten wahr, um seine eigenen Ansprüche den Erben der Marquise de Pompadour gegenüber geltend zu machen. Der Bürger Mouy brachte diese Angelegenheit zum ersten Mal vor den Gerichtshof des VI. Arrondissements; es war am 16. Juli 1793. Am 11. September wurde über sie im Richtercollegium der

Stadt verhandelt: die Bürger Chaumette, Laurent und Legrand waren von der Commune zu officiellen Vertretern der Forderung Latude's bestimmt. Sämmtliche Mitglieder hatten sich in dem Sitzungssaal eingefunden, und Latude bekam 60 000 Livres, davon 20 000 in baarem Gelde.

Von diesem Zeitpunkt an wurde Latude's Leben ein freudiges und ruhiges. Mme. Legros sorgte für ihn in unermüdlichem Eifer. Die 50 000 Livres, welche die Erben ihm schuldig blieben, wurden ihm auf einem Landgut sicher gestellt und warfen eine jährliche Revenue ab.

Frankreich hatte in Latude keinen undankbaren Sohn; die kritische Lage des Landes schmerzte ihn tief. Er suchte und suchte nach Heilmitteln; so erschien 1799 eine Brochüre, betitelt: „Vorschlag zu einer Werthschätzung der vierundzwanzig Departements, um in weniger als drei Monaten die französische Republik zu retten". Ferner eine Denkschrift: „Wie Ordnung und Credit in den finanziellen Verhältnissen Frankreichs wiederherzustellen sind."

Als die Besitzungen der Marquise de Pompadour sequestrirt wurden, verlor Latude die ihm gestellte Sicherheit über sein vorerwähntes Capital, erst das Directorium glich den Schaden aus. Weniger erfolgreich waren seine Bemühungen um die Concession zu einem Theater und einem Spielhause. Er tröstete sich jedoch dann durch Erpressungen nach rechts und links; durch den Verkauf seiner Bücher, durch die Einnahmen, welche ihm die öffentliche Ausstellung seiner Strickleiter —

durch einen Impresario in allen Städten Frankreichs und Englands — eintrug, waren seine Revenuen recht erkleckliche.

Die Revolution mit ihren Stürmen war vorübergezogen. Latude begeisterte sich für Bonaparte und verbeugte sich tief vor dem Kaiser Napoleon. Es liegt uns ein sonderbarer Brief vor, in welchem er Napoleon den Weg vorzeichnet, welchen derselbe gehen sollte zu eigenem wie zu Frankreichs Wohl. Der Anfang lautet:

„Sire, ich bin fünf Mal lebendig begraben worden, und ich weiß, was es heißt, unglücklich sein. Um ein theilnahmsvolleres Herz zu haben, als der große Troß der Menschen, muß man großes Leid ertragen haben. Ich habe während der Schreckenszeit die hohe Genugthuung gehabt, zweiundzwanzig Unglücklichen das Leben retten zu können. Erkundigen Sie sich bei Fouquet d'Etinville, der mich deshalb selbst für einen Royalisten hielt. Wenn ich mein eigenes Leben in die Schanze schlug, um zweiundzwanzig Mitbürgern das ihrige zu retten, so frage Dich selber, o großer Kaiser, ob mein Herz es vermeiden kann, sich für Dich zu interessiren, der Du der Retter meines großen, theuren Heimatlandes bist."

Wir entnehmen den Memoiren, die Latude's Freund, der Chevalier de Pougens, hinterließ, ebenso wie den Aufzeichnungen der Herzogin von Abrantes einiges Nähere über Latude's letzte Lebenszeit. Der Chevalier vermeldet, daß der fünfundsiebzigjährige Greis noch bei voller Gesundheit, lebhaft und vergnügt war, und sich des Lebens vollauf zu freuen schien. Jeder

wunderte sich, daß gar keine Spuren der grausamen Leiden, die er erduldet, zu bemerken waren*). Das Empire ließ ihn nicht aus den Augen, Junot zahlte ihm aus einem verfügbaren Fonds eine Pension und stellte ihn auch eines Tages sammt Frau Legros seiner Frau vor.

„Als er eintraf," erzählt diese Dame, (spätere Herzogin von Abrantes), „ging ich ihm ehrfurchtsvoll und nicht ohne tiefe Rührung entgegen. Ich nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu einem Fauteuil und schob ihm ein Kissen unter die Füße; wäre es mein Großvater gewesen, ich hätte ihn liebevoller nicht aufnehmen können. Bei Tisch war sein Platz neben dem meinigen. Allein," so fügt die Herzogin später hinzu, „meine Bewunderung hielt nicht lange vor, denn der Greis sprach von seinen Erlebnissen mit einer geradezu schrecklichen Geschwätzigkeit."

Latude schrieb, als er etwas über achtzig Jahre alt war, — unter dem 25. Juni 1804 — an seinen Beschützer, den Chevalier de Pougens, Mitglied des Institutes, seinen Duzfreund, Folgendes:

„Ich erkläre Dir hiermit mit lauter, vernehmlicher Stimme daß, wenn von heut, dem 11. Messidor an gerechnet, Du nicht innerhalb von zehn Tagen mit Sack und Pack in Paris bist,

*) Die Bemerkungen Th. Lorin's, veröffentlicht in der „Nouvelle Revue rétrospective" (10. Januar 1898) bezeugen die Richtigkeit: „Obwohl schon hochbetagt — er starb mit 80 Jahren — hatte Herr de Latude seine Kräfte voll bewahrt, ja, er hatte noch etwas Jugendliches."

ich abreise mit einem unmäßigen Hunger und einem Durst, wie ein Droschkenkutscher, und wenn ich Küche und Keller bei Dir ausgeleert habe, Du sollst sehen, wie ich den zweiten Act von „Jocriste“ aufführe: Du wirst die Teller, Schüsseln, Assietten, die Pfannen und Flaschen fliegen sehen — leer natürlicher Weise — sehen, wie ich die Möbel zum Fenster hinauswerfe.“

Am 20. Juli 1804 faßte Latude noch ein Circular ab, welches an die Souveräne Europas, die Könige von Preußen, von Schweden, von Dänemark, den Erzherzog Karl, Bruder des Kaisers von Oesterreich, und den Präsidenten der Vereinigten Staaten gerichtet war; er schickte Jedem ein Exemplar seiner Memoiren, begleitet von dem berühmten Project: die Hellebarden und Spontons der Unteroffiziere durch Gewehre zu ersetzen. Er erklärte Jedem der hohen Herren des Breiteren, wie ihre Unterthanen durch dieses von seinem Genie geborene Project beglückt sein würden und wie gerecht seine Ansprüche auf einen Lohn wären.

Jean Henry, genannt Danry, genannt Danger, genannt Fedor, genannt Masers d'Aubrespy, genannt Masers de la Tude verstarb zu Paris am 11. Nivôse des Jahres XIII. oder am 1. Januar 1805 im Alter von achtzig Jahren in Folge einer ihm auf die Brust geschlagenen Erkältung.

VII.

Der vierzehnte Juli*).

In dem rühmenswerthen Buch „Paris während der Revolution" von Adolf Schmidt, überſetzt von Paul Viollet, Bibliothekar an der „Ecole de droit" und Mitglied des Inſtitutes, findet ſich folgende Stelle:

Alle ausſchließlich einen revolutionären Charakter tragenden Ereigniſſe: der 14. Juli, der 5. und 6. October 1789 u. ſ. w. gingen aus von einer kaum wahrnehmbaren Minorität von

---

*) Das Verzeichniß der einſchlägigen Werke findet man in M. Tourneux' „Bibliographie de l'histoire de Paris pendant la Révolution" (1890). Eine Auswahl des Beſſeren iſt in der Revue historique (1890) enthalten. Die Schrift Duſaul's „de l'Insurrection Parisienne p. p." wird in Monin's „Mémoires sur la Bastille" benützt. Zum Studium empfohlen ſeien auch: „Documents inédits sur le mouvement populaire du 14 Juillet 1789" welche Guiffrey in der „Revue historique" (1876) veröffentlicht; auch die „Documente", welche Fernand Bournon nach Lecocq in ſeinem Buch „La Bastille" bringt. In der „Revue des questions historiques" ſollen demnächſt weitere Documente der Oeffentlichkeit übergeben werden. Endlich wäre auch das Protokoll der Sitzung der allgemeinen Wählerverſammlung von Paris im Rathhauſe am 14. Juli 1789 einzuſehen (Deveyrier 1790).

überkecken, gewaltthätigen Umsturzmännern. Wenn sie Erfolg hatten, so lag das vor Allem daran, daß die große Majorität der Bürger den Vorgängen fern blieb oder ihnen von Weitem unthätig zusah: von Neugier herbeigelockt, trugen sie nicht wenig dazu bei, den Ereignissen Bedeutung zu geben.

Ferner heißt es:

Dutard sagte nach dem Sturz der Girondisten: „Es soll mich doch wundern, ob Sie unter 50000 Gemäßigten nur 3000, ja nur 500 finden, welche einig sind und Muth genug besitzen, ihre Meinung zu äußern — Sie aber können sicher darauf rechnen, von den Greueln des September überrascht („septembrisirt") zu werden." „Zwölf Verrückte, in gehörige Wuth versetzt, an der Spitze einer Sansculotten-Section," sagt Dutard später in einem Bericht, „würden sämmtliche 47 Sectionen von Paris über den Haufen werfen." Mercier aber macht nach dem Sturz der Gironde in Bezug auf das Regime des Schreckens folgende Bemerkung: „Sechzig Raub-

---

Die wichtigsten Bücher, welche über das Thema handeln, sind George Lecocq: „la Prise de la Bastille et ses anniversaires" (1881); Jules Flammermont: „la journée du 14 Juillet" (1892). Von Allen das Beste ist und bleibt wohl das von Bournon. Was die vorhergehenden und nachfolgenden Ereignisse betrifft, so empfehlen sich Taine's schöne Bemerkungen in „Origines de la France contemporaine", auch die Bücher von Gustav Bord und Victor Fournel. Die Tumulte vom 27. und 28. April, so wichtig für die Geschichte der Bastille, sind nach neuaufgefundenen Documenten im Detail erzählt von Al. Tuetey in der Einleitung zu: „Repert. général des sources manuscrites de l'Histoire de Paris pendant la Révolution française (1890).

gesellen übergossen Frankreich mit Blut und hüllten es in Trauer! 500000 Menschen innerhalb unserer Mauern waren Zeugen ihrer Schandthaten und hatten den Muth nicht, gegen dieselben anzugehen."

Um zu einem Verständniß der unerhörten, kaum glaublichen Ereignisse zu gelangen, welches dieser Studie zu Grunde liegt, wäre es nöthig, die Umstände auseinanderzusetzen, das Milieu, materiell wie moralisch, in welchem sie auftraten, zu schildern: das aber würde sehr weit führen. Greifen wir zwei Hauptpunkte heraus: sehen wir uns die Folgen an und kommen wir dann zu den Ereignissen (des 14. Juli) selbst.

Um Frankreich zu regieren, stand der königlichen Macht kein administratives Instrument zur Verfügung, oder doch nur Instrumente der aller ursprünglichsten Art. Die Grundpfeiler des königlichen Regierungssystems waren: Tradition und Gefühlsstimmung. Die Zuneigung, die Ergebenheit des Volkes hatte die königliche Macht begründet, in dieser Zuneigung und Ergebenheit lag ihre Existenz, ihr Fortbestehen. Welches aber waren die Handhaben der Regierung in den Händen des Königs? „Man entferne die Lettres de cachets," sagte einmal Malesherbes, „und man wird die ganze Autorität des Königs hinwegnehmen, denn der ohne Verantwortung gültige Haftbefehl (lettre de cachet) ist die einzige Handhabe, die der König besitzt, um seinem Willen Ausdruck zu geben." Das Königthum aber hatte seit mehreren Jahren schon diesem Vorrecht entsagt. Andrerseits war die alte Anhänglichkeit und

Ergebenheit des Volkes an den Thron im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wesentlich erschüttert. Am Vorabend der Revolution war die königliche Machtvollkommenheit, das heißt die Gesammt-Verwaltung in Frankreich, ein in der Luft schwebendes Ding.

Zunächst unter der königlichen Macht stellten die adeligen Gutsherren auf dem Lande und das Patriciat der Städte eine Macht dar, die Ersteren aber hatten leider die Pflichten aus den Augen verloren, welche ihnen ihre Privilegien und ihr Name auferlegten. Die alte Anhänglichkeit der arbeitenden Klassen hatte fast im ganzen Lande nachgelassen, ja stellenweise sich in ingrimmigen Haß verwandelt.

So war das ganze Staatsgebäude an der Schwelle von 89 nur noch Schein; es mußte beim ersten Stoß in sich selbst zusammenfallen, und da es hinter der bröckelnden Fassade keinerlei praktische Constructionen hatte, da die Verwaltung ein wirrer Knäuel war, so mußte der erste Streich, der die königliche Gewalt traf, das Land in einen Zustand der Auflösung und Unordnung versetzen, aus dem die blutige Tyrannei, die brutale, austilgende Tyrannei, die ‚Terreur', die alleinige Rettung war.

Dies ist die erste der beiden Ursachen, die wir betonen wollen, die zweite folgende: Seit dem Jahre 1780 war die finanzielle Lage Frankreichs eine völlig zerrüttete. In unseren Tagen, in denen die Schnelligkeit und der Umfang des Austausches die Völker untereinander über den ganzen Erdball

verbinden, sind wir stets versorgt mit den zur Subsistenz nöthigen Mitteln und machen wir uns kaum noch eine Vorstellung von den fürchterlichen Krisen einer Hungersnoth.

„Diese permanente Nothlage," sagt Taine, „die schon seit zehn Jahren da war, verschlimmert noch durch die hervorgerufenen Gewaltthätigkeiten, steigerte alle Leidenschaften bis zum Wahnsinn."

„Je mehr man sich," so berichtet ein Augenzeuge, „dem 14. Juli näherte, desto größer wurde die Nothlage." — „In Folge der schlechten Ernte," berichtet Schmidt, „war das Brod immer theurer geworden seit Anfang 1789. Diese Umstände aber wurden ausgebeutet durch Ruhestörer, welche das Volk zu Excessen veranlassen wollten. Diese Excesse ihrerseits wieder übten einen nachtheiligen Einfluß auf Handel und Wandel: die Geschäfte stockten, unzählige Arbeiter hatten kein Brod."

Auch über den Raub unter dem ancien régime wäre noch Einiges zu sagen: jetzt ist er durch Veredelung der Sitten und Vervollkommnung des Verwaltungssystems beseitigt. Die Phantasie des Lesers möge ergänzen, was uns zu sagen der knappe Raum verbietet.

Man erinnere sich nur an alles das, was ein Mensch wie Cartouche wagen durfte, und an den Zustand, in welchem sich der unmittelbar vor den Thoren von Paris gelegene Wald von Bondy damals befand. So bildete sich, als das ancien régime abgewirthschaftet hatte, das, was Taine sehr richtig als „spontane Anarchie" bezeichnet. In den vier Monaten, welche

der Wegnahme der Baſtille vorangingen, kann man in Frankreich über 300 Tumulte zählen. In Nantes wurde am 9. Januar 1789 das Stadthaus erſtürmt und Bäckerläden geplündert — Alles geſchieht unter dem Ruf: „vive le roi!“ In Bray an der Seine am 1. Mai zwingen mit Meſſern und Knütteln bewaffnete Bauern die Gutspächter, den Preis des Getreides herabzuſetzen. In Rouen werden am 28. Mai die Getreideſchuppen auf dem Markt geplündert. In der Picardie ſtellt ſich ein früherer Gendarm an die Spitze einer bewaffneten Bande, welche die Dörfer überfällt und das Getreide raubt. Ueberall giebt es vollſtändig ausgeraubte Häuſer. In Aupt wird ein Herr de Montferrat, der ſich gegen Tumultuanten vertheidigt, „in kleine Stücke zerſchnitten“. In La Seyne trägt die Bevölkerung einen Sarg vor das Haus eines Bürgers: man ſagt ihm, er möge ſich auf den Tod vorbereiten, man käme, um ihm die Ehren eines Begräbniſſes zu Theil werden zu laſſen: er entwiſcht, ſein Haus wird geplündert. Wir haben aus der Maſſe ähnlicher Vorgänge nur einzelne herausgegriffen.

In der nächſten Umgebung von Paris iſt Alles Furcht und Schrecken. Noch unveröffentlichte in dem „National-Archiv“ aufbewahrte Briefe und ſonſtige Schriftſtücke breiten hier helles Licht. Banden bewaffneter Strolche durchziehen plündernd die Dörfer. Man nennt ſie „brigands“ (Räuber), und immer häufiger lieſt man das Wort, je näher man dem 14. Juli kommt. Dieſe Banden zählten 300, 400, ja oft 500 Mann! Aus Coſne, Orléans, Rambouillet wurden Getreideplünderungen

gemeldet. An verschiedenen Orten in der Umgebung von Paris organisirten sich die Einwohner militärisch; bewaffnete Bürger unternahmen Patrouillengänge gegen die „brigands". Von allen Seiten kommen Bittschriften an den König, in denen um Garnisonen gebeten wird. Eine Stadt wie Versailles befürchtet, von „ces brigands" überfallen zu werden, und bittet den König um Schutz. Die Eingaben des Stadtrathes von Paris sind nach dieser Richtung hin sehr lehrreich.

Es fand damals in der That in der Umgegend von Paris eine Concentration von Truppen statt, über welche die Redner im Palais royal so sehr scandalirten. Diese Truppenansammlungen waren gar nicht gegen die Pariser Bevölkerung gerichtet: die geheime Correspondenz Villedeuil's weist nach, daß man am Hofe bemüht war, die Truppen zur Sicherheit der Nachbarorte zu verwenden, die Zufuhr der Lebensmittel, namentlich aber die großen Transporte von Getreide, welche für Paris und Versailles bestimmt waren, gegen Handstreiche von Tumultuanten, „brigands", zu schützen. In den ersten Wochen des Mai hatte sich unweit von Villejuif eine fünf- bis sechshundert Mann zählende Bande gebildet, welche Bicêtre bedrohte und sich Saint Cloud näherte. Der Zuzug solchen Gesindels nahm immer mehr zu, die ganze Umgegend von Paris wimmelte von solchem Gelichter. In den letzten Tagen des April hatte man durch die Thore von Paris eine erschreckliche Masse schlecht gekleideter, gefährlich aussehender Individuen einziehen sehen. Anfangs Mai wiederum hatte man die Beobachtung

gemacht, daß „eine Menge Fremder aus aller Herren Ländern in schäbigem Aufzuge und mit dicken Knütteln in den Händen" sich unter jene mischte. Alles das machte einen unheimlichen Eindruck. „Man begegnete," berichtet ein Zeitgenosse, „Leuten mit Gesichtern, wie man sie, bei Tage wenigstens, nie zuvor gesehen hatte. Um diese arbeitslosen Massen, deren Anblick beunruhigte, zu beschäftigen, wurden in Montmartre Werkstätten hergerichtet, in denen 17—18 000 Menschen bei unnöthigen Arbeiten aller Art beschäftigt wurden und pro Tag 20 Sous erhielten.

Inzwischen waren die Wähler, bestimmt für die Aufstellung der Deputirtenliste zur Assemblée nationale zusammengetreten. Am 22. April 1789 hören wir einen höheren Polizeibeamten Namens Thiroux de Crosne die Bemerkung machen: er habe beständig die Bäckerläden im Auge. Am 23. April 1789 spricht derselbe Beamte von der gefahrdrohenden Stimmung, welche sich bei einem Theil der Arbeiterbevölkerung der Vorstadt Saint Antoine gegen zwei Industrielle, den Salpetersieder Dominique Henriot und den Tapetenfabrikanten Réveillon, zeige. Henriot war bekannt nicht nur wegen seiner geschäftlichen Intelligenz, sondern auch wegen seiner Herzensgüte: er hatte in Jahren, in denen die Geschäfte schlecht gingen, einen Theil seines Vermögens zum Unterhalt für seine Arbeiter hergegeben, Réveillon aber war einer der bedeutendsten Industriellen in Paris. Er hatte als einfacher Arbeiter angefangen, im Jahre 1789 aber bezahlte er jährlich den dreihundert bei ihm beschäftigten Arbeitern 200 000 Livres,

vor einiger Zeit hatte er den von Necker gestifteten Preis „für die Ermuthigung nützlicher Künste“ gewonnen. Henriot und Réveillon sollten auf den Wahlversammlungen Nachtheiliges über die Arbeiter gesagt haben. Dies stellten Beide in Abrede, und es ist wahrscheinlich, daß ihre Proteste die Wahrheit waren.

In der Nacht zum 27. April und während des 28. drangen mit drohendem Geheul Tumultuanten in die Häuser von Henriot und Réveillon und plünderten dieselben aus. Der Commissar Gueullette sagt in seinem Bericht vom 3. Mai, daß überall eine wilde und systematische Zerstörungswuth sich zeige; an manchen Stellen sähe man nur noch Mauern stehen, was nicht gestohlen worden wäre, hätte man in Stücke zerschlagen. „Die Briganda,“ sagt der Commissar, „warfen einen Theil des Mobiliars zu den Fenstern hinaus und zündeten es auf den Straßen an. Ein Theil dieser Banden, obwohl schon betrunken, stürzte sich in die Keller und schlug die Fässer ein. Waren Fässer und Flaschen leer, so machten sie sich an die Krüge mit den Farbstoffen, soffen in vollen Zügen und wälzten sich hernach in fürchterlichen Zuckungen vom Gift gemartert auf der Erde. Den am andern Morgen die Kellerräume Betretenden bot sich ein grausiger Anblick, die Strolche hatten schließlich noch Streit mit einander bekommen und sich gegenseitig erwürgt, erschlagen, erstochen.“

„Das Volk,“ berichtet Tiroux de Crosne, „ist auf die Dächer gestiegen und wirft mit Ziegelsteinen, die dicht wie

Hagel fallen, auf die Truppen; ganze Schornsteine wurden hinabgestürzt und Gebälk, und obwohl mehrere Male von den Truppen Feuer gegeben und Leute getödtet wurden, ist man noch nicht Herr des Tumults geworden."

Erst um 10 Uhr Abends wurden die Truppen mit den Tumultuanten fertig, über hundert Todte lagen in ihrem Blut. Alex. Tuetey hat den Excessen, denen Réveillon's Eigenthum zum Opfer fiel, seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet; er hat die mit den gefangenen Tumultuanten abgehaltenen Verhöre genau durchgesehen. Der größte Theil war seit frühem Morgen schon betrunken. Réveillon rettete sich nur dadurch, daß er sich in die Bastille flüchtete: es war der einzige „Gefangene", den im Jahre 1789 die Bastille aufnahm!

In der Nacht, welche der wüsten Orgie folgte, bemerkten Kundschafter des Marquis du Châtelet, Obersten der „gardes françaises", die sich längs eines Grabens hingeschlichen hatten, einen Haufen Brigands, die sich jenseits der Barrière du Trône zusammengerottet hatten. Ihr Anführer, der auf einen Tisch gestiegen war, hielt ihnen eine Rede. Wir finden diese Brigands auch in dem Protokoll des Commissars Vanglenne erwähnt, von welchem Tuetey erzählt: „Vanglenne nahm am 29. April die Aussagen der Bäcker, Conditoren und Materialwaarenhändler im Marais, welche ausgeplündert waren, entgegen. Die Plünderer waren vielleicht ausgehungerte Individuen, allein sie hatten doch das Auftreten und Aeußere von Straßenräubern."

Im Garten des Palais royal hielt währenddem Camille Desmoulins vor den Arbeitslosen und Declassirten seine aufrührerischen Reden; sie hingen an seinen beredten Lippen mit ihren stieren Blicken und sperrten — die Mäuler auf. Desmoulins brüllt: „Die Bestie ist in der Falle, man schlage sie todt. Nie ist wohl eine reichere Beute dem Sieger zugefallen: 40 000 Paläste, Schlösser und Herrenhäuser, zwei Fünftel vom Vermögen Frankreichs wird der Preis der Tapferkeit sein. Die, welche sich als Eroberer aufspielen, werden ihrerseits erobert werden: eine Blutreinigung wird die Nation vornehmen!“

Es ist erklärlich, daß in Paris selbst die Bestürzung eine ebenso große war wie auf dem Lande, es war die Zeit der ‚Terreur des brigands“! Am 25. Juni war die Einrichtung einer Bürgermiliz beschlossen worden, dieselbe sollte das Eigenthum schützen. Wir hören aus den Verhandlungen der Wähler, daß durch die gefährlichen Pöbelzusammenrottungen die Assemblée générale dahin bestimmt wurde, ohne Verzug eine Pariser Miliz wieder in's Leben zu rufen. Allein es war für die Organisation derselben doch eine gewisse Zeit nothwendig. Am 30. Juni wurden die Pforten der Abtei in die einige gardes françaises wegen Desertion oder Diebstahl eingesperrt waren, vom Pöbel mit Aexten eingeschlagen: im Triumph führte man dann die befreiten Gefangenen nach dem Palais royal und es fand ihnen zu Ehren im Garten ein Fest statt. Die Unordnungen hatten damals bereits derartig an Ausbreitung

gewonnen, daß die Regierung, in der Unmöglichkeit, sie zu unterdrücken, eine Generalamnestie ergehen ließ. Von dem Tage an war das ancien régime verloren: es war nicht mehr nöthig, die Bastille zu nehmen.

Die Versammlungen im Palais royal, dem Stelldichein der Dirnen, der Arbeitslosen und der Uebespannten, wurden immer eifriger besucht, sie wurden immer geräuschvoller, die Unfug- und Brandanträge jagten einander. Nahm sich ein wackerer Bürger die Freiheit, Etwas dawider einzuwenden, so wurde er ohne Weiteres gemißhandelt, in die Springbrunnenbassins geworfen oder im Koth gewälzt.

Am 11. Juli wurde Necker fortgeschickt, und Breteuil kam an seine Stelle; Necker war bekanntlich damals beim Volke beliebt, Breteuil, obwohl die Begünstiger einer revolutionären Bewegung ihm hätten hold sein müssen, war nichts weniger als populär. Von allen Ministern des ancien régime war Breteuil derjenige, der das Meiste für die Abschaffung der „Lettres de cachet“ und der Staatsgefängnisse gethan hatte. Er war es gewesen, der Vincennes hatte schließen lassen, ebenso wie den Thurm Chatimoine zu Caen, er war es gewesen, der die Demolirung der Bastille, der die Haftentlassung von Latude und vielen anderen Gefangenen verfügt hatte. War Breteuil nicht der Verfasser jener berühmten Circulare, welche über ganz Frankreich ausgebreitet wurden und durch welche die sofortige Freilassung aller jener in Haft

befindlichen verordnet wurde, deren Gefangenschaft nicht vollkommen gerechtfertigt war? Sie bestimmten zugleich, daß künftig bei Verhaftungen nach rigorosen Formalitäten verfahren würde. Die Redner im Palais royal aber setzten ihren Zuhörern in den Kopf, daß der Eintritt Breteuil's in das Ministerium soviel bedeute als die „Bartholomäusnacht der Patrioten". Die Aufregung wurde immer größer; die Verwünschungen, die gegen Hof und Regierung geschleudert wurden, immer lauter, endlich glaubte der Hof auch dem Anschein einer „Bartholomäusnacht der Patrioten" begegnen zu sollen und befahl: alle Truppen aus Paris zurückzuziehen!

Camille Desmoulins aber gönnte seiner Stentorstimme keine Ruhe: „Ich habe die Volksseele erforscht," schreibt er. „Mein Zorn gegen die Despoten ist Verzweiflung geworden. Ich sah die Volksgruppen nicht, obwohl sie lebhaft erregt, bestürzt waren und zur Erhebung geneigt. Ich wurde mehr auf den Tisch gehoben, als daß ich hinaufstieg. Kaum stand ich da, so war ich auch auch schon von einer unzähligen Menschenmenge umringt. Hier eine kurze Ansprache, die ich nie vergessen werde: „Bürger! Es ist kein Augenblick zu verlieren. Ich komme soeben aus Versailles; Necker ist fortgeschickt; seine Entlassung ist die Sturmglocke für die Bartholomäusnacht der Patrioten. Diesen Abend werden sämmtliche schweizer und deutschen Bataillone aus dem Champ de Mars aufbrechen, um uns umzubringen. Uns bleibt nur ein Mittel: zu den Waffen, Bürger!"

Die Pariser hatten vor anderen Dingen Furcht als vor schweizer und deutschen Bataillonen. Der Autor von „Quinzaine mémorable“, der sich der revolutionären Bewegung eng anschloß, erkennt doch an, daß während des 12. 13. und 14. Juli Alles, was zur anständigen Gesellschaft gehörte, sich zu Hause einschloß. Während also die Truppen und die anständigen Leute sich zurückzogen, stieg die Hefe an die Oberfläche. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juli wurden die meisten Zollhäuser an den Thoren erbrochen, beraubt und in Flammen gesteckt. Pöbelhaufen, „les brigands“ mit Pieken und Stöcken bewaffnet, durchstreiften die Straßen, stießen Drohungen aus, vor denen die in ihren verschlossenen Häusern horchenden Bürger erbebten. Am 13. fand eine allgemeine Plünderung der Bäckerläden und Weinhandlungen statt: „Dirnen reißen vorübergehenden Damen die Ohrbommeln ab, sitzen dieselben zu fest, so wird das Ohr zerrissen.“ Das Haus des Polizeichefs wird geplündert, nur mit größter Gefahr entrinnt Thiroux de Crosne dem Fackeln und Knüttel schwingenden Pöbel. Ein anderer Trupp unter wüthendem Geschrei rückt nach dem Gefängniß La Force, in welchem die wegen Schulden Verhafteten sitzen. Die Gefangenen werden befreit, die Geräthkammern geplündert. Noch ein anderer Trupp geht zu den Lazaristen, schlägt mit Aexten die Thore ein, vernichtet Bilder, Schränke, Bücher, schlägt die Fenster ein, zerstört das physikalische Cabinet, stürzt in die Keller, schlägt die Fässer ein und besäuft sich! Vierundzwanzig Stunden

später fand man an 30 Todte oder Sterbende, Männer und Frauen, unter den letzteren eine, die demnächst ihrer Niederkunft gewärtig sein mußte. Vor dem Hause liegen unzählige Trümmer, einige Kerle halten, die Einen Eßwaare, die Andern Weinkrüge den Passanten zum Essen und Trinken hin. Einige haben sich in Priestergewänder gesteckt, sie stehen mitten in den Straßen gesticuliren und schreien. An diesem Tage war auch das Gerücht verbreitet, die Tumultuanten wollten den königlichen Schatz und die Disconto-Casse plündern; beide Gebäude aber erfreuten sich genügenden Schutzes. Der Zufall wollte es auch, daß an diesem Tage mehr als 150 Vagabonden, die in betrunkenem Zustand auf das Stadthaus gekommen und in den Hallen eingeschlafen waren, entwaffnet werden konnten. Während dieser Vorgänge in der Stadt sah man es in der Umgegend an allen Ecken und Enden brennen.

Die Organisation der Bürgermiliz wurde soweit wie möglich beschleunigt; schon hatten sich etwa 1200 wackere Bürgersleute in Saint Antoine zusammengefunden, es waren Arbeiter, Gelehrte, Schriftsteller, Handwerker, Mediciner, dem Richterstande angehörige Herren, Rentiers u. s. w. Champion de Villeneuve, der spätere Minister, fungirte als Secretär. „Die durch die Umstände gerechtfertigten Befürchtungen," so heißt es in dem Organisationsprotokoll, „bringen uns die Nothwendigkeit auf, die Formirung einer Bürgermiliz zu beschleunigen und zwar in Anbetracht dessen, daß eine Menge von Privatleuten, erschreckt vielleicht nur durch Gerüchte, welche

Uebelwollende vertreiben, bewaffnet aber ohne Ordnung, die Straßen durchlaufen und die gewöhnliche Stadtwache sich mit ihnen vereint, um Zuschauerin der Vorgänge zu bleiben: in Anbetracht dessen, daß bereits das Gefängniß de la Force erbrochen und die Gefangenen freigegeben sind, es daher leicht sein könnte, daß die Vagabonden auch die Thore anderer Gefängnisse, in welchen Verbrecher sitzen, erbrechen ꝛc." Diese Milizsoldaten sollen im Dienst die Waffen führen, die sie sich verschaffen können, Pistolen aber bleiben als gefährliche Waffen ausgeschlossen. Zwei Mann werden stets auf Patrouille sein, während zwei Andere an dem als Wachtlocal bestimmten Platz verbleiben. — Die meisten der anderen Districte folgten dem Beispiel von Petit-Saint-Antoine. Sie schickten Deputationen nach dem Invalidenhause, um Waffen zu erhalten.' Herr Bezenval, der gern bewilligt hätte, was verlangt wurde, mußte Instructionen abwarten. Bezenval berichtet in seinen Memoiren, die an ihn abgeordnete Deputation wäre ganz niedergeschlagen gewesen und der Sprecher hätte bemerkt, daß die „brigands" ihre Häuser mit Plünderung und Einäscherung bedrohten. Auch der Autor von Quinzaine Mémorable (zwei denkwürdige Wochen) stellt die Behauptung auf, daß die Pariser Miliz formirt wurde zum Schutz gegen die „brigands". Charavay schreibt: „Die Bürger von Paris, weit weniger erschreckt durch etwaige Anschläge seitens des Hofes als durch das Auftreten von Leuten, denen man bereits die Bezeichnung „brigands" gegeben hat, formiren Milizen, um diesen Wiederstand zu leisten.

Dahin geht ihr Sinnen und Trachten. Die Tumulte, welchen Tags darauf die Bastille zum Opfer fiel, wären vielleicht durch Nationalgarden unterdrückt, wenn die Organisation nicht soviel zu wünschen übrig gelassen hätte!" Klarer kann man sich nicht ausdrücken.

Der Pöbel dringt in das Stadthaus; einem Wächter Herrn Legrand, gelingt es endlich, die Tobenden dadurch wieder zu verscheuchen, daß er sechs Fässer herbeischaffen läßt und das Gebäude in die Luft zu sprengen sucht, falls diese brigands sich nicht sofort wieder aus dem Staube machten.

In der Nacht vom 13. zum 14. Juli finden allerorts Plünderungen von Läden statt. Der Abbé Morellet, der bekannte Encyklopädist, der unter Ludwig XV., wie wir sahen, in die Bastille gesteckt wurde, erzählt: „Ich stand einen großen Theil der Nacht an den Fenstern meiner Wohnung in der Rue Saint-Honoré. Ich sah, wie das Gesindel, bewaffnet mit Gewehren, Brecheisen und Pieken, sich die Hausthüren aufschließen, sich zu essen und zu trinken, auch Geld und Waffen geben ließ." Mathieu Dumas schildert in seinen „Souvenirs" dieses zerlumpte Gesindel und sagt, es wären mehrere fast Nackte darunter gewesen mit abschreckenden Gesichtszügen. Bailly berichtet, daß während dieser zwei Tage und zwei Nächte Paris in Gefahr war, vom Gesindel geplündert zu werden, wäre es nicht durch die Nationalgarde gerettet worden.

Das Betragen des Pöbels und das Auftreten der Nationalgarden finden eine Schilderung in dem interessanten Brief, welchen ein Engländer, Dr. Rigby, damals aus Paris an seine Frau schrieb:

„Es war nöthig, nicht allein Denen Waffen zu geben, in die man Vertrauen setzen konnte, sondern auch diejenigen zu entwaffnen, von welchen man wenig oder gar keinen Schutz erwarten konnte und welche Veranlassung zu Unruhen und allerhand Unglück werden konnten. Dazu war viel Umsicht und Geschick nöthig. Bald nach Tisch fingen wir zu bemerken an, daß unter den großen Pöbelhaufen, welche sich ansammelten, sich eine gewisse Aufregung zeigte, die leicht in Excesse ausarten konnte; hier und dort sah man auch einen Mann der, ein Gewehr im Arm, kriegerischen Schrittes dahinzog und die Zahl derart Bewaffneter nahm sichtlich zu. Ihre Absicht war es augenscheinlich, diese wüsten Horden zu beruhigen, zu entwaffnen. Sie hätten auch vielleicht ihr Vorhaben bis zum Abend zum größeren Theil durchgeführt. Bürger in voller Bewaffnung hielten fast allein die Straßen in Besitz; sie waren in verschiedene Sectionen eingetheilt; einige standen an gewissen Stellen als Wachen, andere patrouillirten. Als es Nacht wurde, sah man nur noch wenige von den Leuten, die sich am Abend bewaffnet hatten, während der Nacht aber zeigte es sich, wie sehr die Befürchtungen gerechtfertigt waren, denn die Plünderungen nahmen ihren Anfang. Es war zu spät, um es ungestraft thun zu können.

Man ergriff die Missethäter, und wir hörten am andern Morgen, daß mehrere an Ort und Stelle niedergemacht wurden."

Die Vergeltung, welche die Bürger übten, war in vielen Fällen eine energische. Die „brigands" wurden an Laternenpfählen aufgehängt und dann durch Schüsse getödtet.

Der Autor von „Histoire autentique", welcher uns den besten zeitgenössischen Bericht über die Wegnahme der Bastille hinterließ, sagt: „Der Aufruhr nahm seinen Anfang am 12. Juli Abends. Es gab eine ganze Serie von Plünderungen und Gewaltthaten, die Wegnahme der Bastille, fast im Vordergrunde derselben, ist jedoch unzertrennbar mit ihnen verbunden."

Am Morgen des 14. Juli stieg die Sonne in voller Strahlenpracht am Himmel empor. Die Bevölkerung war zum größeren Theil die ganze Nacht hindurch auf den Beinen gewesen. Waffen zu besitzen, das war der Wunsch Aller: der Bürger wollte Waffen, um sich zu schützen, der Pöbel, von dem ein Theil gebändigt war, wollte Waffen, um rauben und plündern zu können; er stürmte nach der Invaliden-Kaserne, in welcher Waffendepots waren, — das war der erste Gewaltact des Tages! 28000 Gewehre und 24 Kanonen fielen dem Pöbel in die Hände. Und da man wußte, daß es auch in der Bastille Waffen und Munition gab, so lautete jetzt das Feldgeschrei: nach der Bastille.

Man hat zwei Gruppen in der sich auf die Bastille stürzenden Volksmasse zu unterscheiden. Die eine ist eine

Rotte verluderter Menschen, die von den Zeitgenossen als „brigands“ bezeichnet wurden, die andere respectable Bürger, die Waffen haben wollten, um eine Bürgergarde formiren zu können — und es ist unzweifelhaft, daß der einzige Grund, welcher den Zug nach der Bastille veranlaßte, der Wunsch nach Waffen war; hierüber sind alle Vertrauen verdienenden Historiker einig. Es handelte sich nicht um Freiheit, nicht um Tyrannei, nicht um die Befreiung von Gefangenen, nicht um einen Protest gegen königliche Machtvollkommenheiten. Die Wegnahme der Bastille erfolgte unter den Rufen: Es lebe der König“, gerade so wie in den Provinzen die Plünderungen der Getreidemagazine in Scene gingen.

Gegen 8 Uhr Morgens wurden von den Wählern im Stadthause einige Bewohner des Faubourg Saint Antoine empfangen, welche Beschwerde darüber führten, daß die Kanonen auf den Thürmen der Bastille auf das Faubourg gerichtet wären, und dasselbe zu bedrohen schienen. Diese Kanonen aber waren lediglich zu Freudenschüssen bei öffentlichen Festen bestimmt und konnten nach der Art ihrer Aufstellung keine Gefahr für das Stadtviertel darstellen. Die Wähler schickten sogleich einige Bürger aus ihrer Mitte an den Gouverneur der Bastille Herrn de Launey, der sie mit großer Artigkeit empfing, sie zum Frühstück bei sich behielt und auf ihre Bitten hin die Kanonen aus den Schießscharten ziehen ließ. Dieser Abordnung folgte alsbald eine zweite, bestehend aus drei Personen ohne Vollmachten, als Sprecher fungirte

der Advocat Thuriot de la Rosière; dieser aber maßte sich an, „im Namen der Nation" zu reden. Er richtete eine kategorische Aufforderung an den Gouverneur und aufrührerische Worte an die Garnison, welche aus 95 Invaliden und 30 Schweizern bestand.

Während dem drängten sich bereits an tausend lärmmachende Menschen rings um die Bastille. Die Garnison erklärte an Eidesstatt, sie werde nicht feuern, wenn sie nicht angegriffen werde. Launey erklärte, daß er nur auf besonderen Befehl die Kanonen könne aus den Schießscharten zurückziehen lassen. Diese letzteren ließ er mit Brettern verblenden. Thuriot entfernte sich wieder und verfügte sich nach dem Stadthause: immer drohender aber wurde das Gebahren der um die Bastille sich zusammenrottenden Menge.

„Der Zutritt zu dem ersten ‚Hofe' dem ‚Casernenhof', sagt Fernand Bournon in seiner vortrefflichen Schilderung der Tagesereignisse, „war frei. Launey aber hatte seine Soldaten innerhalb der Ringmauern der Thürme aufgestellt und die Zugbrücke, auf welcher man in den Hof des Gouvernements gelangte, aufziehen lassen, sonst war sie bei Tage stets herabgelassen. Zwei verwegene Individuen klettern auf das Dach vom Hauptgebäude des zweiten Hofes; es war ein Soldat Namens Louis Tournay, der Andere blieb dem Namen nach unbekannt; sie durchschlugen mit scharfen Aexten die Ketten der Zugbrücke, sodaß diese herabfiel. In einem neueren Werke ist gesagt, daß Tournay und sein Gefährte

unter dem Feuer der Besatzung ihre That ausführten. Die Besatzung hat nur einen einzigen Schuß bei dieser Gelegenheit abgegeben, welcher die Zudringlichen verscheuchen sollte.

„Während Herr de Launey und seine Offiziere," — so berichtet die „Histoire autentique", „sich an Drohungen genügen ließen, gelang es den beiden verwegenen, kräftigen Burschen, das Thor einzuschlagen und die große und kleine Brücke zu dem zweiten Thor herabzulassen. Nun drängt in dichten Haufen der Pöbel in den Hof des Gouvernementsgebäudes und stürmt auf die zweite Brücke los, indem sie eine Salve auf die Truppen abgiebt. Nun erst befahl de Launey, der es bereute, die erste Brücke ruhig geopfert zu haben, seinen Soldaten zu feuern; die Eindringlinge wenden sich auch sogleich zu wilder Flucht. Hier setzen die dem Gouverneur gemachten Vorwürfe ein: man behauptet, er habe zunächst Friedensvorschläge gemacht und auf seine Worte vertrauend, wären die Leute eingedrungen, daß viele Bürger getödtet worden wären. Die Geschichte von dem Verrath Launey's wurde in der ganzen Stadt colportirt und wurde zum Tagesereigniß. Ein glaubwürdiges Dementi ist nicht nur in allen Berichten der Belagerten, sondern auch in denen der Belagerer enthalten, kein vernünftiger Historiker hat der Mär Glauben geschenkt.

Ein gewisser Cholat, ein Weinhändler, unterstützt von einem gewissen Baron, genannt Giroflé, hatte ein Geschütz in der großen Allee des Arsenals aufgefahren, sie feuerten auch

das Geschütz ab, kamen aber dabei zu schaden; sie waren die einzigen Opfer, die ihre Kanone forderte. Die „Belagerer" griffen nun nach anderen Auskunftsmitteln. Ein hübsches junges Mädchen, Fräulein de Monsigny, Tochter eines Kapitäns der Invaliden in der Bastille, war in dem Kasernenhofe ergriffen worden. Einige der Tumultuanten glaubten nämlich, es wäre Fräulein de Launey; sie wurde an den Rand des Grabens geschleppt; durch Zeichen machten die bestialischen Gesellen den Soldaten drüben begreiflich, das junge Mädchen werde lebendig verbrannt werden, wenn der Platz nicht übergeben würde. Sie hatten die Aermste zu Boden geworfen, und auf ein Strohbündel gelegt, welches sie bereits angezündet hatten. Von der Zinne eines Thurmes sah Herr de Monsigny was geschehen sollte; er eilt seinem Kinde zu Hilfe, ward jedoch von zwei Schüssen niedergestreckt. Auf solche Kriegslist verfiel nicht einmal Duguesclin. Einem Soldaten, der muthvoll der Todesgefahr trotzte, gelang es, die junge Dame zu retten.

Eine Abtheilung der gardes françaises, welche aus dem Stadthause zwei unbewachte Geschütze entführt hatte, und dieselben jetzt vor der Bastille abprotzte, gab der Belagerung einen ernsteren Anstrich. Man darf die Bezeichnung „gardes françaises" nicht neben die unserer heutigen Elitetruppen stellen. So befand sich namentlich das Regiment der gardes françaises in einem Zustande völliger Verwahrlosung und Auflösung. Die Gemeinen hatten die Berechtigung, in der Stadt ihrem früheren oder irgend einem Gewerbe nachzugehen,

dessen Ertrag ihren Sold erhöhte. Es muß dabei bemerkt werden, daß dieses Gewerbe bei den Meisten darin bestand, daß sie sich zu Zuhältern von Dirnen machten. „Fast alle Soldaten der Gardetruppen," steht in der Encyclopédie méthodique zu lesen, „gehören dieser Klasse von Menschen an, ja viele treten nur aus dem Grunde in diese Truppe ein, weil sie von den Einnahmen unglücklicher Frauen leben wollen. Bestätigt wird diese Angabe auf's Bestimmteste durch zahlreiche, im Archiv der Bastille aufbewahrte Acten*). Es haben z. B. die Verwandten des Graveurs Nicolas de Lar eine Lettre de cachet (einen Haftbefehl) verlangt, damit ihr Sohn in ein Gefängniß gesteckt werde, weil er damit gedroht habe, in die gardes françaises eintreten zu wollen.

Von den 15 Geschützen, welche die Zinnen der Bastille garnirten, wurde kein einziges abgefeuert. Im Innern vertheidigten drei Kanonen mit Kartätschen geladen die letzte Ziehbrücke, der Gouverneur aber ließ nur ein einziges Mal feuern. Da de Launey die dicht gedrängten Massen nicht wiederkartätschen wollte, so beschloß er, die Bastille in die Luft zu sprengen und sich unter den Trümmern zu begraben. Die Invaliden Ferrand und Bégnart aber stürzten sich auf ihn, als er sein Vorhaben auszuführen im Begriff war.

„Die Bastille ist nicht mit Gewalt genommen," erklärte Elie, auf dessen Urtheil man Etwas geben kann, ausdrücklich,

*) Sie sind rubricirt unter der Bezeichnung „gardes françaises"

„sie hat sich ergeben, ehe sie angegriffen wurde, und zwar auf mein Ehrenwort als Unterpfand, daß Niemandem Leid zugefügt werden solle, wenn man den Platz übergäbe."

Wie das Ehrenwort gehalten wurde, ist allgemein bekannt, trotz der heroischen Bemühungen Elie's und Hulin's, deren Namen die Nachwelt nicht vergessen darf. De Launey, der voller Vertrauen und Wohlwollen war, wurde in einer Weise um's Leben gebracht, die Grauen erregt. „Der Abbé Lefèvre," sagt Dusaulx, „war unfreiwilliger Augenzeuge der furchtbaren Scene. „Ich sah ihn," so sagte er mir, „fallen, ohne daß ich ihm zu Hilfe eilen konnte, er vertheidigte sich wie ein Löwe, hätten sich nur zehn seiner Leute benommen wie er, so wäre die Bastille nie genommen worden. Seine Mörder schnitten ihm den Kopf ab mit der langsam geführten Klinge eines Taschenmessers: ein Küchenjunge Namens Desnot machte die Sache. Er verstünde ja, so hat er sich später gerühmt, Fleisch zu schneiden. Man lese nur die Aussagen dieses Unmenschen, wie sie Guiffrey in der „Revue historique" veröffentlicht hat, nach. Um sich Muth zu machen, hatte Desnot Branntwein, gemischt mit Pulver, getrunken; er sagt, er habe die That vollführt, weil er durch dieselbe glaubte eine Medaille verdient zu haben.

„Wir erfuhren dann später," fährt Dusaulx fort, „den Tod des trefflichen, vielbetrauerten Herrn de Losme-Salbray" Dieser Herr war während der Zeit, da er den Dienst eines Majors der Bastille versah, der Schutzgeist aller Gefangenen;

wir wissen aus Berichten, wie weit seine Güte, sein Zartgefühl gingen. In dem Augenblick, da der Pöbel Hand an ihn legte, ging der Marquis de Pelleport vorüber, der mehrere Jahre in der Bastille gesessen hatte; er sprang zur Hilfe Losme's herbei: „Halt, Ihr tödtet den besten der Menschen." Schwer verwundet fiel er und neben ihm der Chevalier de Jean, der ihm bei seinem Rettungswerk hatte behilflich sein wollen, zu Boden. Der Adjutant Miray, der Lieutenant der Invaliden Person, der Invalide Dumont wurden niedergemacht. Miray wurde auf den Grève-Platz gebracht und sollte dort von der Menge massacrirt werden. Unter den Stößen der Gewehrkolben, unter Faustschlägen, mit Messerstichen wurde er über den Boden geschleift, ihm endlich mit Nadelstichen der Garaus gemacht. Die Invaliden Asselin und Béquart wurden erhängt. Béquart war es gewesen, der den Gouverneur verhindert hatte, die Bastille in die Luft zu sprengen. Der „Moniteur" berichtet: er wäre von zwei Degenstichen durchbohrt worden; ein Säbelhieb habe ihm die Hand vom Arm getrennt. Diese Hand wird im Triumph hernach durch die Straßen getragen, diese Hand, der so Viele ihr Leben verdankten! „Als ich aus den Arcaden des Stadthauses trat," erzählt Restiff de la Bretonne, der uns über die Vorgänge am 14. manche interessante Notiz hinterließ, „begegnete ich einem Trupp von Kannibalen. Der Eine trug auf der Spitze einer Baumscheere die blutenden Eingeweide irgend eines Opfers, die Sache wurde gar nicht sonderlich beachtet. Dann begegnete ich den

gefangenen Invaliden und Schweizern; frische, rosige Lippen riefen — mir graut noch heut — hängt sie, hängt sie!"

Herr Flesselles, Stadtschultheiß, fälschlich des Verraths angeklagt, wurde an anderer Stelle erschlagen. Foulon, ein vierundsiebzigjähriger Greis, der, wie Taine berichtet, den Winter vorher 60000 Francs hergegeben hatte, um Arbeit für die Armen zu schaffen, wurde erwürgt. Berthier, ein bedeutender Mann damaliger Zeit, wurde ermordet, während Foulon der Kopf abgeschnitten wurde, riß man Berthier das Herz aus der Brust und trug es als Trophäe, gebettet auf weiße Nelken, durch die Straßen. Launey's auf eine Pieke gestecktes Haupt wurde zunächst in das Palais royal, von dort nach dem Pont neuf gebracht, vor der Statue Heinrich IV. wurde die Pieke drei Mal gesenkt und der Träger sagte dazu: „grüße Deinen Herrn." Im Palais royal hatten sich zwei „Sieger" fröhlich zu Tisch gesetzt; als Blumen auf denselben gestellt wurden sahen die Bedienenden daneben einen abgeschnittenen Kopf und blutende Eingeweide, als jedoch der Pöbel draußen nach den Trophäen begehrend brüllte, warfen sie ihm durch das Fenster Herz und Eingeweide zu.

Alle, die außerhalb der Bastille geblieben waren, stürzten jetzt in das Innere, und wie immer bei dergleichen Vorgängen, zunächst in die Keller. „Dieses Gesindel", sagt der Autor der „Histoire autentique" war in seiner Verthierung, seiner Wuth wie mit Blindheit geschlagen. Die Plünderer in der Wohnung

des Majors der Bastille wurden von ihren draußenstehenden Gefährten irrthümlich erschossen.

An die Gefangenen dachte Niemand. Die Schlüssel aber hatte man und trug sie im Triumph durch die Stadt, so mußten denn die Thüren eingeschlagen werden, um zu den Gefangenen zu gelangen. Diese Unglücklichen, von dem tosenden Lärm erschreckt, waren mehr todt wie lebendig: es waren ihrer sieben „Opfer der Tyrannen". Vier Fälscher Béchade, Laroche, La Corrège und Pujade; sie hatten Wechsel gefälscht: während ihres Processes im Châtelet saßen sie in der Bastille und verkehrten täglich mit ihren Rechtsbeiständen. Der junge Graf Polage, abscheulicher, todeswürdiger Verbrechen schuldig, war auf Antrag seiner Familie in die Bastille gesperrt, auch er war der Freiheit zurückgegeben, ferner zwei geistig Gestörte, Tavernier und de Whyte. Seit dem vorigen Jahrhundert hat die Behandlung Irrsinniger sich bedeutend vervollkommnet. Früher wurden sie einfach eingesperrt. Tavernier und de Whyte wurden sogleich nach Charenton geschafft, wo sie es wohl nicht so gut gehabt haben werden wie in der Bastille.

Auch diese sieben Gefangenen wurden im Triumph durch die Stadt geführt und der gerührte Pöbel jauchzte ihnen zu. Die Belagerer hatten 98 Todte, darunter viele, die von den eigenen Gefährten erschossen waren. Mehrere waren durch ihren Sturz in die Gräben umgekommen. Unter 98 waren nur 19 verheirathet und 5 hinterließen Kinder.

An die Beerdigung der Sieger oder Besiegten dachte

Niemand. Am Mittwoch, dem 15., um Mitternacht wurde dem Commissar vom Châtelet gemeldet, daß auf dem Grêve-Platz noch immer die Leichen aus der Bastille lägen. Fernand Bournon hat das Protokoll des Leichenbefundes veröffentlicht — es ist ein würdiger Abschluß der schaurigen Ereignisse:

„Wir, die unterzeichneten Commissare, haben uns in den Hof des Châtelet, wohin man die Leichen gebracht hatte, verfügt; wir haben 7 Leichen von Männern gefunden; die erste ohne Kopf; Rock, Weste, Hose und Strümpfe waren von schwarzer Seide, das Hemd war fein, an den Füßen befand sich kein Schuhwerk. Die zweite Leiche entbehrte ebenfalls des Kopfes, die Weste war roth, die Hose von Nanking mit Uniformknöpfen, die Strümpfe waren von schwarz getupfter blauer Seide. Die dritte Leiche ohne Kopf wie die andern, war mit Hemd und Hose bekleidet und hatte weiße Strümpfe; die vierte, ebenfalls ohne Kopf, zeigte ein blutiges Hemd, Hose und Strümpfe waren schwarz, der fünften Leiche fehlte der Kopf nicht, die Haare waren braun, es war die Leiche eines etwa 40jährigen Mannes, das Handgelenk war beinahe durchhauen, auf der Brust Contusionen. Die sechste hatte weißen Rock und weiße Hosen an und ebenfalls Wunden auf der Brust. Die siebente Leiche, bekleidet mit einem Hemd, mit schwarzseidener Hose und Strümpfen, war bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Der größere Theil der Helden versteckte sich nach verflogenem Siegesrausch. Die Unordnung in der Stadt aber

nahm immer noch zu. „Die Commissare," so berichtet der Gesandte beider Sicilien, „die Gefahr vor Augen, in welcher sie sich gegenüber der ungeheuren Zahl raublustiger bewaffneter Uebelthäter, befreiter Sträflinge befanden, bildeten Patrouillen von Nationalgarden. Der Belagerungszustand wurde erklärt, d. h.„ Jeder, der gestohlen oder ein Haus in Brand gesteckt hat, wird gehängt." Und es verging in der That kaum ein Tag, an dem nicht fünf oder zehn Verbrecher am Galgen hingen. Diesem durchgreifenden Mittel verdanken wir unser Leben und die Sicherheit unserer Häuser."

Ja mehr als einer der „Eroberer der Bastille" wurde jetzt aufgeknüpft; zwei Tage später und man hätte ihnen Lorbeer und Blumenkronen auf die edlen Stirnen gesetzt.

Es ist behauptet worden, das Volk von Paris habe die Bastille genommen. Die Zahl der Belagerer belief sich auf etwa 1000; unter diesen waren viel Leute aus den Provinzen und Fremde. Was die Pariser betrifft, so figurirten sie eigentlich nur als Zuschauer, waren aber recht zahlreich erschienen, um ihre Schaulust zu befriedigen. Pasquier sagt: „Ich habe der Einnahme der Bastille zugesehn; was da von einem Kampf geredet wird, so war er nicht ernster Art. Der Widerstand war ja gleich Null. Es wurden einige Flintenschüsse abgefeuert, die unerwidert blieben, und etwa vier oder fünf Kanonenschüsse. Man kennt die Folgen dieses angeblichen Sieges, der den Siegern soviel Ruhm eintrug. Die Wahrheit ist, daß dieser „gewaltige Kampf" die zahlreichen Zuschauer nicht von ihren

Plätzen vertrieb; es waren unter ihnen viele hübsche Frauen, sie hatten, um näher an den Schauplatz der Ereignisse heranzukommen, ihre Equipagen verlassen. Ich stand, gestützt auf die Barriere, welche nach dem Bastillenplatz zu am Garten Beaumarchais entlang läuft, neben mir Mlle. Contat von der Comédie française. Wir blieben bis Schluß, und ich bot ihr meinen Arm, um sie zu ihrem Wagen zurückzugeleiten.

Mlle. Contat war so hübsch, wie man nur denken kann, und hatte viel Geist."

Am andern Tage sah Alles anders aus, man hörte sagen: die Bastille ist innerhalb einer Viertelstunde mit Sturm genommen; es war ein Sturmlauf heldenhaft, großartig! Die Kanonen der Belagerer hatten Bresche geschossen, die Mauern standen zwar noch da, allein das war ja egal: die Bresche war doch da. Mit den sieben befreiten Gefangenen war nicht viel Staat zu machen, man erfand also einen achten, den berühmten Grafen de Lorges, den Greis, den Heros und Märtyrer. Dieser Graf de Lorges existirte gar nicht. Gleichgültig! Er war bewundernswerth, seine Erscheinung rührend. Man erzählte auch viel von aufgefundenen Marterwerkzeugen; einem Spenzer von Eisen, der den, der ihn anhatte, zu permanenter Unbeweglichkeit zwang. Was aber war das Marterwerkzeug eigentlich? Ein alter Ritterharnisch aus der Rüstkammer der Bastille. Auch eine Maschine sollte vorgefunden sein mit furchtbaren Vernichtungskräften ausgestattet, Niemand aber konnte Etwas daraus machen, Niemand errathen, was sie eigentlich

für eine Bestimmung gehabt habe. Endlich kam man dahinter: es war eine alte Druckmaschine, die im Jahre 1786 bei einem gewissen François Lenormand beschlagnahmt worden war. Endlich gelangte man auch, indem man den Erdboden aufwühlte, zu den Gebeinen der Protestanten, die einst dort beerdigt worden waren; sie durften ja nach den Anschauungen früherer Zeit nicht in geweihter Erde beigesetzt werden. Bei der Hand war eine ganz andere Deutung für diese Gebeine, es waren die der heimlich in dumpfen Kellern Hingerichteten, und Mirabeau platzte mit dem fürchterlichen Wort heraus: „Die Minister haben ihre Pflicht nicht gethan, sie haben keine Voraussicht, sie haben vergessen, die Gebeine zu verzehren!"

Schwierig war es, die Liste mit den Namen der Sieger zu entwerfen: einem großen Theil der Betheiligten lag garnichts daran, ihre Namen veröffentlicht zu sehen; die Deserteure der gloire fanden schnell Ersatzmänner durch wackere Leute, die von dem Augenblick an, da es feststand, daß die Sieger Helden waren, und Ehrenbezeugungen, Pensionen und Medaillen verdienten, überzeugt waren, daß auch sie bei dem großen Sturmlauf mit dabei gewesen wären und zwar unter den Vordersten. Die vollständige Liste zeigte 863 Namen.

Victor Fournet bringt in einem sehr interessanten Buch*) die burleske und klagereiche Epopöe der Männer des 14. Juli. Es sind köstliche Episoden darin. Die Begründer der Freiheit

*) „Les hommes du 14 Juillet, Gardes françaises et Vainqueurs" von Victor Fournet, Paris 1890.

thaten sich in der Folge gerade nicht durch Dienste, die sie der Republik erwiesen, hervor, auch nicht durch ihre Principientreue, Hulin, der sich bemüht hatte, de Launey zu retten, Palloy, Fournier der Amerikaner, Latude und viele Andere wurden später unterwürfige Diener des Empire, und diejenigen, welche das Empire noch überlebten, ergebene Anhänger der heimgekehrten Bourbonen! Unter dem Empire bemühen sie sich um den Orden der Ehrenlegion; sie kommen um Pensionen ein bis 1830, und damals waren ihrer noch 400 „Sieger".

Noch im Jahre 1848 ist von einigen „Siegern" ja sogar 1874 noch von Pensionen für die Bastillehelden bei der Budgetberathung die Rede.

Das ist die amüsante Seite ihrer Geschichte, allein es giebt auch eine sehr schmerzliche: ihre Rivalität mit den gardes françaises, die ihnen vorwarfen, ihnen, den gardes, ihren Ruhm geraubt zu haben. Die Helden lernten den Spott, die Schande kennen! Unter sich selbst hatten sie blutige Streitigkeiten; es gab „wirkliche Sieger," es gab aber auch bloße Kundschafter, es gab Patrioten. Am 1. Juli 1790 fand man zwei erschlagene Sieger in der Nähe des Beaumarchais'schen Garten, dicht neben dem Schauplatz ihrer Thaten. Am andern Tage heftiger Streit zwischen 4 Siegern und Soldaten. Im Monat December wurden zwei andere in der Nähe vom Champs de Mars ermordet. In den ersten Tagen von 1791 wurden zwei verwundet, einen dritten fand man mit einem Strick um den Hals in einem Graben neben der Militärschule.

Es bleibt noch Eines zu ſagen übrig! Es handelt ſich nämlich um die Gründe, weshalb aus den „brigands“ der Monate April, Juni und Juli 1789 plötzlich Helden wurden. Der wichtigſte Grund iſt in dem folgenden, dem „Rabagas“ (Comödie in 5 Acten von V. Sardou) entnommenen Dialog trefflich gegeben: Carlo fragt: „Wodurch unterſcheidet ſich denn ein Tumult von einer Revolution?“ Worauf Boubard antwortet: „Ein Tumult iſt, wenn das Volksmäßige beſiegt wird . . . Nichts wie Canaillen! Eine Revolution, wenn es das Stärkſte iſt: lauter Helden.“

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli ließ der Herzog von Rochefoucauld-Liancourt Ludwig XVI. wecken, um ihm die Wegnahme der Baſtille zu melden. „Es handelt ſich alſo,“ ſagte der König, um eine richtige Revolte, einen Aufruhr?“ — „Nein, Sire, um eine Revolution!“

An dem Tage, an welchem das Königthum, ſchwach und unſchlüſſig, Paris dem Aufruhr überließ, hatte es auch factiſch abgedankt. Die Pariſer verſuchten Milizen zu bilden, um die brigands niederzuſchießen, dieſe aber hatten, indem ſie ſich auf die Baſtille ſtürzten, inſtinctiv, eine geniale That vollbracht. Das Volk begriff, wer jetzt der Herr wäre und begrüßte, wie immer, ein neues Regime, ſo auch dieſes mit Schmeicheleien aller Art. „Von dieſem Augenblick an,“ ſagte ein Deputirter, „war von Freiheit keine Rede mehr, ſelbſt in der Aſſemblée: Frankreich verſtummte vor dem Lärm von dreißig Schreiern und Aufwieglern.“

Was den Enthusiasmus des Volkes für die „Sieger" ganz besonders stachelte, das waren die Legenden, die Fabeln und Märchen, die über die Schrecken der Bastille und eine verantwortungslose Gewalt im Schwange waren. Seit fünfzig Jahren waren sie verbreitet über das ganze Königreich. Die Pamphlete Linguet's und Mirabeau's, der letzte an's Wunderbare grenzende Erfolg, die Memoiren Latude's, waren hinzugekommen. Die Legenden wurden ein Evangelium für das Volk. Vor dem triumphirenden Aufruhr sich zu beugen, hielt man für das Beste: man begrüßte ihn als Befreier — ja diese Bewegung der Geister war eine vielfach aufrichtige. Stadtgebiete, die sich am 13. Juli gegen die Brigands bewaffnet hatten, erklärten jetzt: die Districte zollen der Wegnahme einer Feste, die man als den Sitz des Despotismus ansah und die den französischen Namen unter einem volksthümlichen König nur schändete, allen Beifall.

George Duruy, der die „Memoiren Barras" herausgegeben hat, hat für die Wendung in der öffentlichen Meinung eine recht geschickte Erklärung gefunden: „In den Memoiren ist der Wegnahme der Bastille nur eine kurze, beiläufige Bemerkung gewidmet. Barras verwendet nur ein einziges, ihm in der Erinnerung haften gebliebenes Detail. Er hat aus den Gefangenenzellen die Opfer der Willkür hervorkommen sehen, befreit von der peinlichen Frage, der Tortur, den unterirdischen Kerkern." Diese spärliche Bemerkung ist doch überraschend, nicht nur, weil Barras, der Zuschauer redet, sondern

auch, weil er 1789 einen ausführlichen Bericht gegeben hat der später aufgefunden wurde. Ist die Bemerkung in den Memoiren eine dürftige, nichtssagende, um so interessanter ist der Bericht von 1789. Der Eindruck, welchen diese unter der Wucht der Ereignisse niedergeschriebenen Zeilen machen, ist der, daß die hochberühmte Wegnahme der Bastille doch eigentlich Nichts weiter war, als eine grauenvolle, bluttriefende Saturnalie. Von Heroismus ist darin Nichts zu lesen, auch von jenen „Opfern der Willkür ꝛc." Nichts, dagegen sind Schilderungen kannibalischer Auftritte darin. Das ist es, was Barras gesehen und seinem Bericht einverleibt hat; er verzeichnete Tag für Tag die Ereignisse, deren Zeuge er damals war. Dreißig Jahre gingen dahin. Barras saß auf den Bänken der „Montagne". Er ist der unbeugsame Revolutionär geblieben: er sammelt für künftige Memoiren seine Erinnerungen. Zu dieser Zeit wurde die revolutionäre Version von der Einnahme der Bastille officiell festgestellt. Es heißt von da an: die Bastille ist einem heroischen Anlauf des Volkes von Paris zum Opfer gefallen, ihr Einsturz hat fürchterliche Geheimnisse an's Tageslicht gebracht. Diese Legende, welche von Grund aus die Wahrheit entstellte, war ein spontanes Product der Volksphantasie; Barras, der an einer Stelle seiner Memoiren die Wegnahme der Bastille erwähnen muß, schlägt in seinen Schriften nach, findet die Schilderung: er stutzt. Wie? Weiter war die Wegnahme der Bastille Nichts? Kurz entschlossen läßt er sie ganz fort.

In den Provinzen begegnete der aufrührerischen Bewegung eine seltsame Stimmung. „Zunächst war es," schreibt Victor Fournel, „ein panischer Schrecken — fremdartig, außerordentlich, phantastisch — der sich über ganz Frankreich verbreitet. Unsere Großväter, denen wir nacherzählen, redeten von einem „Tage der Räuber," einem „Tage der Furcht". Er fiel in die letzten vierzehn Tage des Juli 1789. Plötzlich, man weiß nicht, von wannen er kam, fiel ein Donnerschlag hernieder auf Städte und Dörfer: die Räuber sind da! (les brigands sont là) . . . sie sind vor unseren Thoren! In Haufen von 15—20000 rücken sie heran, verbrennen die Ernte, zerstören Alles. Staubbedeckte Couriere bringen die Nachricht . . . die furchtbare Nachricht. Ein Reiter, den Niemand kennt, jagt im Galopp vorüber, um seine hageren Züge fliegen die wilden Haare. „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Sie sind da!" Die Einwohner laufen zusammen; einige haben die brigands gesehen, sie sind höchstens noch zwei Meilen entfernt. Die Sturmglocke dröhnt, man bewaffnet sich, man stellt sich in Schlachtordnung, während Kundschafter ausgehen. Es wird Nichts gefunden, allein die Alarmrufe kehren wieder. Die „brigands" haben eine andere Richtung eingeschlagen, heißt es.

Man bleibt unter Waffen."

In den Provinzen, an der Grenze sind es die „brigands', nicht, die man fürchtet: es sind die über die Grenze hereinbrechenden Fremden. Die Bewohner von Bretagne und Normandie zittern vor einer Landung der Engländer; in der

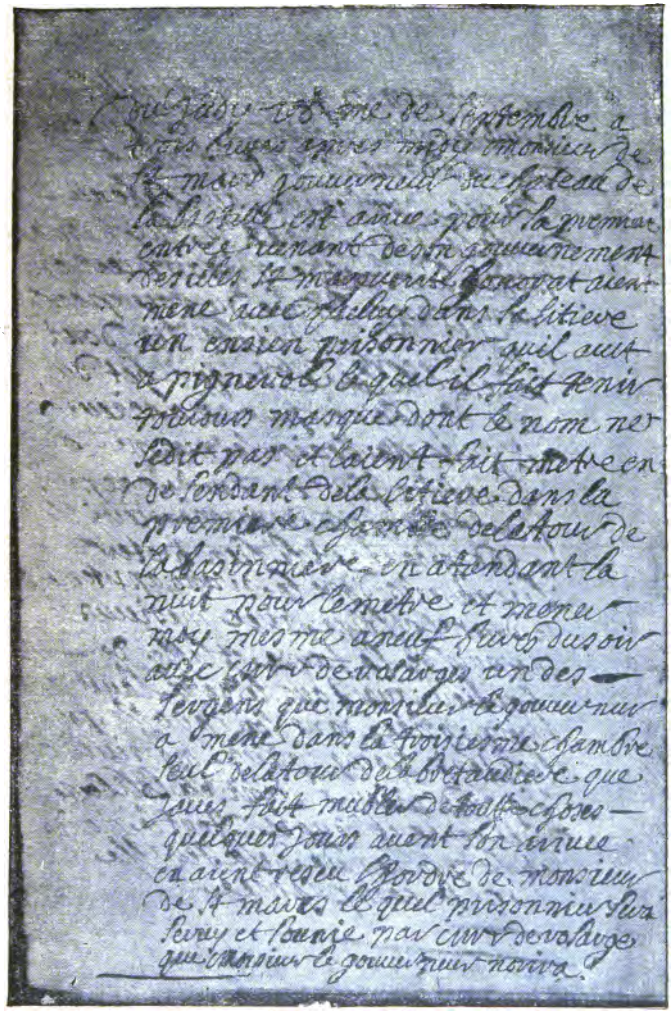
Champagne, in Lothringen fürchtet man den Einfall der Deutschen.

Den Scenen panischen Schreckens muß man die Gewaltthätigkeiten, Morde, Plünderungen und Brandlegungen an die Seite stellen, unter denen ganz Frankreich litt. Gustav Bord*) bringt eine Schilderung: „In die Schlösser wird eingebrochen, kann man des Besitzers habhaft werden, so röstet man ihm die Fußsohlen. In Versailles stürzt sich Gesindel auf den Henker, der eben im Begriff ist, einen Vatermörder das Schwert der Gerechtigkeit fühlen zu lassen, der Verbrecher wird befreit. Die Berathungen der städtischen Behörden sind Belege für den Zustand des Schreckens, in welchem sich die Städte befinden. Unter dem 23. Juli wird aus der Champagne die Erhebung der Bevölkerung gemeldet. In Rennes, Nantes, Saint Malo, Angers, Caen, Bordeaux, in Straßburg und Metz beschäftigen sich die Bevölkerungen mit kleinen Bastillestürmen, begleitet von Plünderung und Mord. Bewaffnete Banden zerstören die Chausseen, schlagen die Wälder nieder, fischen die Teiche aus: Alles geht drunter und drüber, Alles geht aus den Fugen!

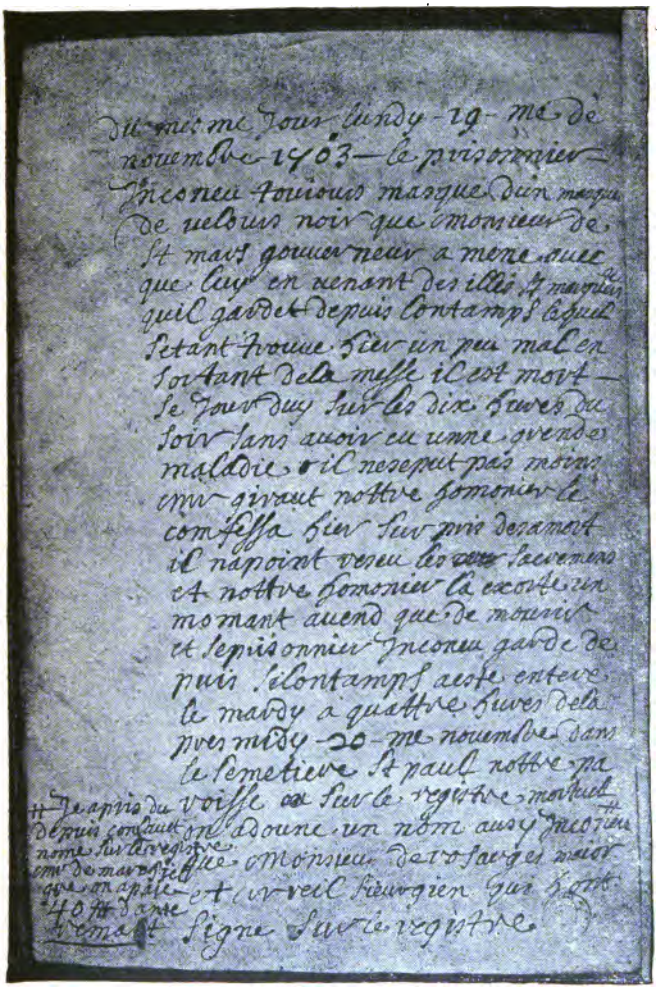
Das alte Regierungssystem, l'ancien régime, war außer Stande, Ordnung zu schaffen, es hatte abgewirthschaftet. Jetzt war Frankreich eine Föderation unzähliger kleiner Republiken, die eigentlich nur das mit einander gemein hatten, daß sie

*) „La prise de la Bastille et les conséquences de cet événement dans les provinces jusqu'aux journées des 5 et 6 Octobre 1789."

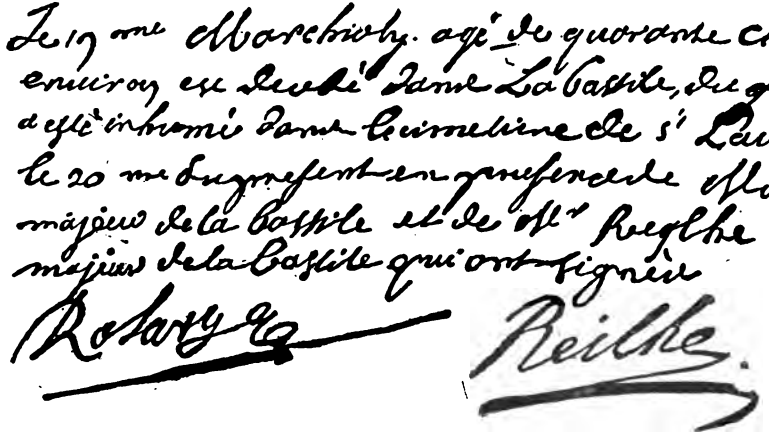
ihre Augen auf die Königskrone richteten; diese aber wurde von einem Windstoß zu Boden geworfen. Nun gab es keinen Halt mehr, es geschah Unglaubliches; früher hatten ja Regierung, Verwaltung, das nationale Leben ihre Wurzel, ihren Stützpunkt in der Loyalität dem Thron gegenüber, in der Ergebenheit für den König gehabt — die Schreckenszeit war als Uebergang zu dem legislatorischen Wiederaufbau durch Napoleon ein Ding der Nothwendigkeit!



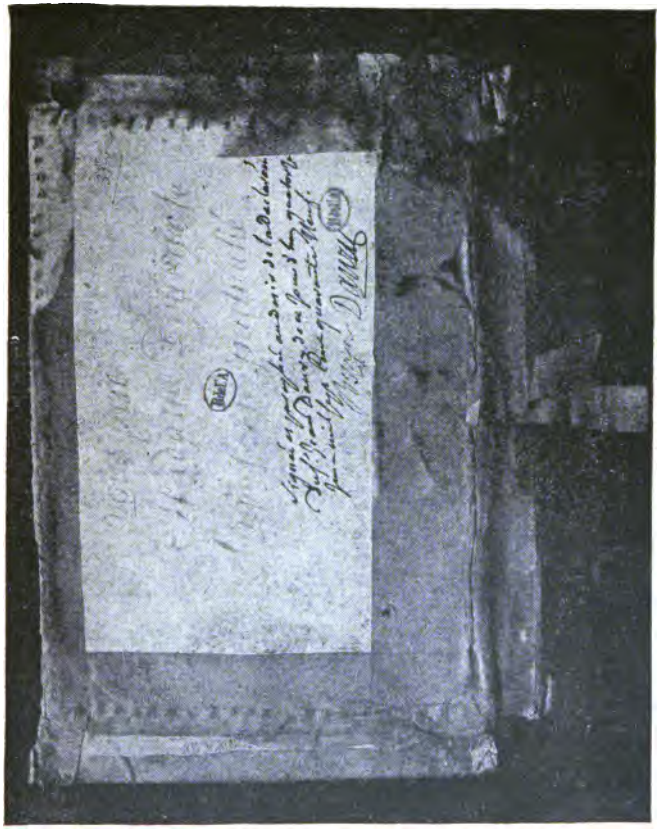
Ankunft des maskirten Gefangnen, genannt „eiserne Maske“ in der Bastille. 18. September 1698. Aus dem Journal Du Junca's, „lieutenant de roi.“ (Bibl. des Arsenals.)



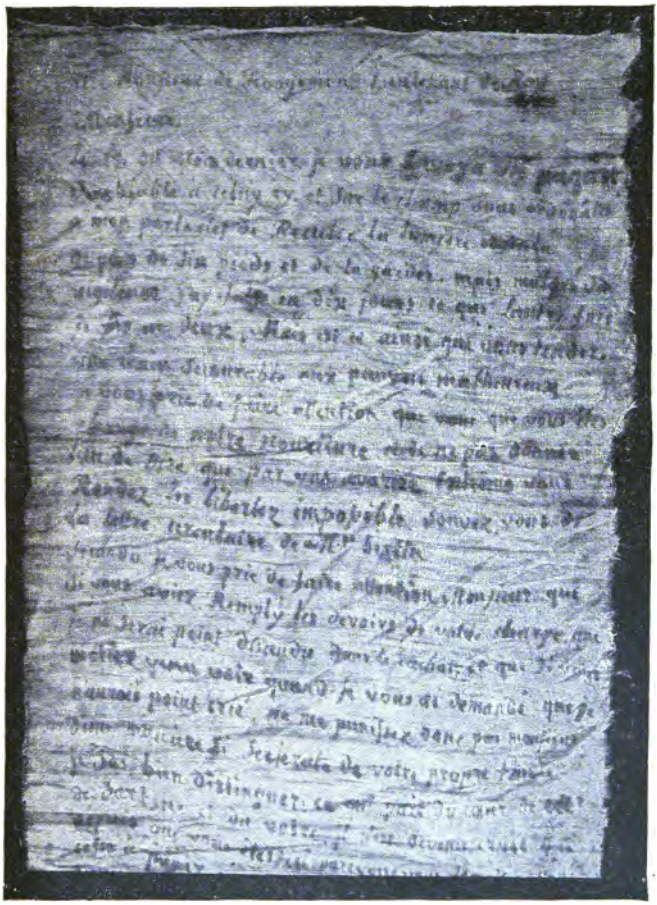
Tod des maskirten Gefangnen in der Bastille. (19. November 1703.) Aus dem Journal Du Junca's (Bibl. des Arsenals.)



Todtenschein des auf dem Friedhof von Saint Paul (20. November 1703) beerdigten Gefangnen mit der Maske. Abgedruckt in der 6. Aufl. von M. Topin's „Homme au masque de fer". Das Original, welches sich in der Bibliothek des Stadthauses befand, ist in dem großen Brande von 1871 zu Grunde gegangen.



Umhüllung der Schachtel mit Explosivstoffen, welche Damy (Latude) an die Marquise de Pompadour schickte; der ein wenig verblichne Theil des Textes besagt: „Ich bitte Sie, Madame, das Packet selbst zu öffnen." Unten ist der Datum der Vernehmung Damy's mit seiner und des Polizeilieutenants Berryer Unterschrift. Das Original befindet sich in der Arsenalsbibliothek.



Anfang eines von Danry (Latude) während seiner Gefangenschaft im Donjon von Vincennes an Herrn Rougemont, lieutenant de roi und Commandanten des Donjons, gerichteten, mit Blut auf Leinwand geschriebenen Briefes. (Original in der Bibliothek des Arsenals.)

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

JUL 17 1941
JUL 18 1941
JUL 19 1941
9/2/41
9Apr'58TS
IN STACKS
MAR 26 1958
REC'D LD
MAY 26 1953

LD 21-100m-7,'40(6936s)

YC 74914

564757

DC167
.15
F82

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY